

370.9 K58G c.1
Kirchner, Friedrich
Geschichte der Pädagogik
R.W.B. JACKSON LIBRARY

015E CIR



3 0005 02010 9917

EBERS ILLUSTRIRTE KATECHISMEN.



279 182

Kirchner

Geschichte der Pädagogik

3 Mark

LEIPZIG, VERLAG VON J. J. WEBER.

THE LIBRARY

The Ontario Institute
for Studies in Education

Toronto, Canada



LIBRARY
THE ONTARIO INSTITUTE
FOR STUDIES IN EDUCATION
TORONTO, CANADA
JUN 23 1966

110000

110000

Katechismus der Pädagogik.

Von Friedrich Kirchner. In Originalleinenband 2 Mark.

Begriff der Pädagogik. — Wesen der Erziehung. — Quellen der Pädagogik. — Plan der Pädagogik. Prinzipienlehre. Begriff der pädagogischen Anthropologie: Der Mensch als Naturwesen.

— Der Mensch als Kulturwesen. — Methodenlehre: Körperliche Erziehung. — Geistige Erziehung. — Gemütsbildung. — Verstandesbildung. — Bildung des Willens.

Ethik. Katechismus der Sittenlehre.

Von Friedrich Kirchner. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. In Originalleinenband 3 Mark.

Einleitung: Begriff der Ethik. — Verhältnis zu den andern Wissenschaften. — Umfang und Einteilung der Ethik. **Allgemeiner Teil: Voraussetzungen der Ethik.** Die metaphysische Grundlage: Die Außenwelt. — Das Geschehen. — Die Weltordnung. Die anthropologische Voraussetzung: Leib und Seele. — Das Wesen des Willens. — Das Handeln. — Die Freiheit. **Theoretischer Teil: Das Sittliche.** Die ethischen Grundbegriffe: Ihre Entstehung. — Kritik anderer Theorien. — Abgrenzung des Sittlichen. — Das Sitt-

lich-Gute. — Das Sittengesetz. — Das Böse. — Die sittlichen Güter (Güterlehre): Definition und Uebersicht. — Das höchste Gut. — Das individuelle Organisieren. — Das universelle Organisieren. — Das Symbolisieren. — Der Rechtsstaat. **Praktischer Teil: Die sittliche Persönlichkeit.** In ihrem Werden (Pflichtenlehre): Die sittliche Pflicht. — Das Gewissen. — Das Moralprinzip. — Einteilung der Pflichten. — In ihrer Vollendung (Tugendlehre): Begriff der Tugend. — Individuelle Tugenden. — Soziale Tugenden. — Der Charakter.

Katechismus d. Kirchengeschichte.

Von Friedrich Kirchner. In Originalleinenband 2 Mark 50 Pf.

Einleitung: Begriff der Kirchengeschichte. — Quellen und Hilfsmittel. Wert der Kirchengeschichte. **Alte Kirchengeschichte. Von Christus bis Konstantin:** Die Fülle der Zeiten. Das Leben Jesu. Das apostolische Zeitalter. Die Christenverfolgungen. Der Gnosticismus. Der Manichäismus. Der Montanismus. Die altkatholische Kirche. Die Kirchenverfassung. Die Kirchenlehre. Das christliche Leben. Der Kultus. **Von Konstantin bis Karl**

den Grossen: Ausbreitung der Kirche. Der griechische Streit. Der monophysitische Streit. Der soteriologische Streit. Die Hierarchie. Der Kultus. Das christliche Leben. **Mittlere Kirchengeschichte: Von Karl dem Grossen bis Innocenz III.:** Papst und Kaiser. Die Kirchenverfassung. Das Dogma. Die Scholastik. Kultus. Kirchliches Leben. Oppositionsversuche. **Von Innocenz III. bis Luther:** Das Papsttum. Der Klerus. Die Scholastik.

Die Mystik. Der Kultus. Das religiöse Leben. Die Kirchenlehre. Reformbestrebungen. Der Humanismus. Ausbreitung der Kirche. **Neue Kirchengeschichte. Von Luther bis zum Westfälischen Frieden:** Das Wesen der Reformation. Die Wittenberger Reformation. Die Schweizer Reformation. Ausbreitung der Reformation. Die protestantischen Streitigkeiten. Schwärmer und Ultras. Evangelische

Kirchenverfassung. Kultus und Sitte. Die katholische Kirche bis 1648. **Vom Westfälischen Frieden bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches:** Der synkretistische Streit. Der Pietismus. Die Brüdergemeinde. Sekten und Schwärmer. Die Aufklärung. Die katholische Kirche bis 1814. Der Protestantismus und Katholizismus seit 1814. Neue Sekten. **Anhang: Die Päpste.**

Katechismus der Logik.

Von **Friedrich Kirchner.** Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 36 Abbildungen. In Originalalleinband 2 Mark 50 Pf.

Einleitung: Begriff, Verhältnis, Geschichte und Einteilung der Logik. **Erkenntnistheorie.** Wesen der Erkenntnis. — Vom Selbstbewusstsein. — Erkennbarkeit der Außenwelt. — Sicherheit unsrer Erkenntnis. — Die logischen Grundgesetze. **Elementarlehre.** Uebersicht. — Vom Begriff. — Von den Kategorien. — Inhalt und Umfang der Begriffe. — Von den Urteilen über-

haupt. — Quantität und Relation der Urteile. — Von der Qualität und Modalität. — Vergleichung der Urteile. — Umkehrung des Urteils. — Vom Schliessen überhaupt. — Die Subsumtionsschlüsse. — Die Bestimmungsschlüsse. **Methodenlehre.** Uebersicht. — Die Erklärung. — Von der Einteilung. — Vom Beweise. — Vom Irrtum. — Von den Methoden.

Geschichte der Philosophie

von Chales bis zur Gegenwart. Von **Friedrich Kirchner.** Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. In Originalalleinband 4 Mark.

Einleitung: Begriff der Philosophie. — Unterschied von anderen Wissenschaften. — Vorurteile gegen die Philosophie. — Geschichte der Philosophie. — Philosophische Geschichtschreibung. — Nutzen der Geschichte der Philosophie. — Quellen und Hilfsmittel. — Einteilung. **Altertum: Naturalismus.** **Die Anfänge hellenischer Philo-**

sophie: Chales bis Sokrates. Der Orient. — Dichterische Träume. — Die sieben Weisen. — Die ionischen Hylozoisten. — Dynamiker. — Bedeutung der Dynamiker. — Die mechanischen Hylozoisten. — Bedeutung der Mechaniker. — Die Pythagoreer. — Die Eleaten. — Empedokles. — Die Atomisten. — Rückblick. **Klassische Zeit**

des Hellenismus: Sokrates bis Epikur. Die Sophisten. — Sokrates. — Die unvollkommenen Sokratiker. — Die Megariker. — Die Kyniker. — Die Kyrenaiker. — Platon. — Die Akademie. — Aristoteles. — Die Peripatetiker. — Die nacharistotelische Philosophie. — Die Stoiker. — Die Epikureer. **Zersetzung der hellenischen Philosophie: Arkesilaos bis Cicero.** Die Skepsis. — Die Eklektiker. — Die Alexandriner. **Mittelalter: Theologie. Synkretismus und Supernaturalismus: Philon bis Alkuin.** Der Synkretismus. — Die judaisierende Philosophie. — Die Neupythagoreer. — Die Neuplatoniker. — Christentum und Philosophie. — Die Gnostiker. — Die Apologeten. — Die christlichen Alexandriner. — Augustinus. — Antike Nachklänge. **Scholastik und Mystik: Erigena bis Biel.** Scotus Erigena. —

Realismus und Nominalismus. — Realisten. — Nominalisten. — Arabische und jüdische Philosophie. — Die Aristotelische Scholastik. — Selbstständige Regungen. — Die Mystik. **Renaissance: Paracelsus bis Melancthon.** Die Humanisten. — Die Naturphilosophen. — Die Eklektiker. **Neuzeit: Universalismus. Dogmatismus und Empirismus: Cartesius bis Hume.** Cartesius. — Bacon von Verulam. — Spinoza. — Locke. — Berkeley. — Leibniz. — Der französische Naturalismus. — Die deutsche Popularphilosophie. — Hume. **Kritizismus und Idealismus: Kant bis Hegel.** Kant. — Fichte. — Schelling. — Hegel. — Schleiermacher. **Realismus: Herbart bis Comte.** Herbart. — Beneke. — Schopenhauer. — Comte. — Gegenwärtiger Zustand der Philosophie.

Katechismus der Psychologie.

Von **Friedrich Kirchner.** Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. In Originallinienband 3 Mark.

Begriff der Psychologie. — Verhältnis derselben zu den anderen Wissenschaften. — Geschichte der Psychologie. Methode der Psychologie. — Einteilung der Psychologie. **Das Wesen der Seele.** Vom Bewusstsein. — Gehirn und Seele. — Metaphysische Ab-

leitung. **Die Seelenvermögen.** Von den Empfindungen. — Von den Bewegungen. — Vom Vorstellen. — Von den Gefühlen. — Von den Affekten. — Von den Trieben. — Begehren. — Wollen. — Freiheit des Willens. — Seelenkrankheiten.

Selbsterziehung.

Ein Wegweiser für die reifere Jugend von John Stuart Blackie, Professor an der Universität Edinburg. Deutsche, autorisierte Ausgabe von **Friedrich Kirchner.** Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. In Leinwand gebunden 2 Mark.

Samuel Smiles' Werke ~ ~

Die Pflicht . . .

Preis 6 Mark, in Leinwand gebunden 7 Mark 50 Pf.

Pflicht, Gewissen. — Ausübung der Pflicht. — Redlichkeit, Wahrhaftigkeit. — Männer, die sich nicht erkaulen lassen. — Mut, Beharrlichkeit. — Ausdauer bis ans Ende. — Der Seemann. — Der Soldat. —

Heldenmut im Wohlthun. — Mitgefühl. — Menschenliebe. — Die Helden des Missionswesens. — Wohlwollen gegen Ciere. — Menschliche Behandlung der Pferde. — Verantwortlichkeit. — Das Ende.

Der Charakter . . .

5. Auflage. Preis 6 Mark, in Leinwand gebunden 7 Mark 50 Pf.

Einfluss des Charakters. — Die Macht des Daheim. — Gesellschaft und Beispiel. — Die Arbeit. — Der Mut. — Selbstbeherrschung. — Pflicht und

Wahrhaftigkeit. — Die Gemütsruhe. — Manier und Kunst. — Die Gesellschaft von Büchern. — Genossenschaft in der Ehe. — Die Schule der Erfahrung.

Die Sparsamkeit . . .

2. Auflage. Preis 6 Mark, in Leinwand gebunden 7 Mark 50 Pf.

Fleiss. — Gewohnheiten des Sparsamen. — Unvorsorglichkeit. — Mittel zum Sparen. — Beispiele von Sparsamkeit. — Methoden der Sparsamkeit. — Wirtschaftlichkeit in der Versicherung des Lebens. — Sparbanken.

— Kleinigkeiten. — Kooperative Unternehmen. — Wenn man über seine Mittel hinaus lebt. — Grosse Schuldner. — Reichtum und Wohlthätigkeit. — Gesunde Wohnungen. — Lebenskunst.

Leben und Arbeit . . .

Preis 6 Mark, in Leinwand gebunden 7 Mark 50 Pf.

Der gewöhnliche Mensch und der Gentleman. — Grosse Männer. — Grosse Arbeiter. — Grosse junge Menschen. — Grosse alte Menschen. — Ueberbung von Talent und Genie. — Die litterarische Nahrung: Ueber

geistige Arbeit. — Gesundheit. — Mussestunden. — Steckenpferde. — Stadt- und Landleben. — Ledig und verheiratet. — Lebensgefährten. — Der Lebensabend. — Letzte Gedanken grosser Männer.



Geschichte der Pädagogik.

Geschichte

der

Pädagogik

von

Friedrich Kirchner.



Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber

1899.

Es giebt für den Menschen keinen göttlicheren Gegenstand des Nachdenkens als die Erziehung seiner eigenen und der Kinder anderer.

Plato, Theages, p. 122 B.

Die Jugend richtig erziehen, heißt auch den Staat bilden oder umbilden.

Joh. Val. Andrea, Theophilus 90.

Vorwort.

Das Interesse für die Erziehung ist in unserer Zeit sehr rege, wenn auch nicht, wie im 17. und 18. Jahrhundert, fort und fort Reformer auftreten, welche durch ihre neue Methode das Schulwesen und damit die religiöse, sittliche und soziale Lage ihres Volkes, ja der ganzen Menschheit von Grund aus zu verbessern hoffen. Aber die Entwicklung des Gymnasiums, die Reformen der Mädchen- und Volksschule, die Gründung der Realschule, sowie die eifrige Pflege der Schulhygiene sind erfreuliche Zeichen unserer auch auf diesem Gebiete thätigen Zeit.

Doch nicht nur die Bedürfnisse der Gegenwart müssen den Frennd der Erziehung leiten, sondern auch die Geschichte der Pädagogik. Sie kann ihn mit Freude über die allmähliche, aber stetige Entwicklung lebenskräftiger Gedanken erfüllen, ihn ermutigen, Reformen zu erwägen und durchzuführen, wenn er sieht, wie viele

im Laufe der Zeit durchgesetzt worden sind, und ihn vor den Irrthümern bewahren, welche frühere Praktiker oder Theoretiker begangen haben. Wenn überhaupt, so kann hier die Geschichte uns als Lehrmeisterin dienen.

Das vorliegende Büchlein will zunächst künftigen Lehrern und Lehrerinnen zur Vorbereitung auf die Prüfung dienen; aber auch Erzieher von Beruf, also in erster Linie Eltern, werden sich leicht daraus Rats erhalten. Comenius verhiess in seiner „Didactica magna“, alles allen „in gedrängter, angenehmer und gründlicher Weise“ zu lehren. Dies sind auch die Eigenschaften echter Popularität. Durch das Studium der ausführlichsten und neuesten wissenschaftlichen Darstellungen meines Gegenstandes habe ich mich bemüht, diese Forderungen zu erfüllen. Möge es mir gelungen sein, und möge dies Buch recht viele aufmerksame Leser finden, welche daraus Anregung und Belehrung für ihren schwierigen, aber herrlichen Beruf als Erzieher schöpfen!

Friedrich Kirchner.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung	3
Begriff der Geschichte der Pädagogik	3
Methode	5
Nutzen der Geschichte der Erziehung	7
Literatur	8

Erster Abschnitt.

Das Altertum.

1. Die Naturvölker	11
2. China	14
3. Indien	22
4. Aegypten	26
5. Persien	31
6. Die Griechen	34
a) Einleitung	34
b) Sparta	36
c) Athen	40
d) Plato	45
e) Aristoteles	49
f) Plutarch	54
7. Die Römer	56
a) Cicero (106—43)	62
b) Seneca (2—62)	63
c) Quintilian (35—118)	65
d) Mark Aurel (121—180)	66

	Seite
8. Das Volk Israel	67
a) Sprüche Salomonis (c. 600 v. Chr.)	71
b) Jesus Sirach (c. 200 v. Chr.)	72
c) Philo (20 v. Chr. bis 54 n. Chr.)	73
9. Das Urchristentum	74

Zweiter Abschnitt.

Das Mittelalter.

10. Die Pädagogik der Kirchenväter	77
11. Die klösterliche Erziehung	82
12. Karl der Große	87
13. Einrichtung der mittelalterlichen Schulen	93
14. Der Islam	102
15. Die Scholastik	105
16. Die Humanisten	114

Dritter Abschnitt.

Die Neuzeit.

17. Die Reformation	123
18. Die protestantischen Schulen nach der Reformation	133
19. Die Jesuiten	143
20. Humanistische Reformer	147
21. Realistische Opposition	151
22. Die Schule der Pietisten	163
23. John Locke und J. J. Rousseau	173
24. Der Philanthropinismus	181
25. Pestalozzi	191
26. Herbart	207
27. Gegenwärtiger Stand der Schule	215

Register	219
--------------------	-----

Geschichte der Pädagogik.



Einleitung.

Begriff der Geschichte der Pädagogik.

Pädagogik, eigentlich Kinderführung, ist die Wissenschaft von der Erziehung. Sie gehört zu den angewandten oder praktischen Wissenschaften, und zwar ist sie eine Anwendung der Psychologie und Ethik. (Vergl. meine „Pädagogik“, S. 3—18, Leipzig 1880.) Erzogen werden nur Menschen, Tiere werden aufgezogen. Der Mensch allein kann erzogen werden, weil seine Anlagen, die seelischen und sittlichen, der Entwicklung fähig sind; er muß erzogen werden, denn die ihm angeborenen Eigenschaften sind der Verschlechterung ausgesetzt.

Die natürlichen Erzieher der Kinder sind die Eltern; doch sind sie aus Mangel an Zeit, Einsicht, Bildung oder Mitteln auf die Erzieher von Fach angewiesen. Der Staat hat das Recht und die Pflicht, die Erziehung seiner Kinder zu überwachen, den Bürgern Gelegenheit dazu zu geben, ja sie zur Benutzung dieser Mittel zu zwingen. — Außer Eltern und Pädagogen aber giebt es noch mancherlei Miterzieher, seien es Personen oder Verhältnisse; zu jenen gehören die Geschwister und Freunde, die Dienstboten, Verwandte und Bekannte des Hauses; zu diesen Sitten und Gebräuche in Familie, Gemeinde und Volk, der Geist des Hauses, der Heimat, der Nation, des Jahrhunderts. Auch

die Kulturmächte gehören hierher, vor allem die Religion, aber auch Poesie, Kunst und Musik.

Zweck aller Erziehung ist, aus dem Zögling einen Menschen zu machen. Was man freilich unter diesem Begriff zu denken hat, hängt von Ort und Zeit, von Ueberlieferung und Nachdenken ab. Daher die unendlich vielen Arten, wie die Menschen im Laufe der Geschichte ihre Kinder erzogen haben; daher die zahllosen Irrtümer, welche sich als Uebertreibungen an sich richtiger Elemente darstellen, wie Weichlichkeit und Rigorismus, Pietismus und Intellektualismus, Individualismus u. dergl. m.; daher endlich die vielen mißglückten Versuche im einzelnen und die einander widersprechenden Systeme der Pädagogik.

Die Wissenschaft von der Erziehung hat wie jede andere eine Geschichte, d. h. eine Entwicklung. Diese wird, wie wir wenigstens glauben, nicht vom blinden Zufall, sondern von Gott regiert, d. h. es treten nicht vereinzelt Ursachen und Kräfte in Erscheinung, es wirkt nicht, wie in der Natur, die Notwendigkeit, sondern die Idee, und zwar die Idee der Menschheit, welche sich mehr und mehr im Bewußtsein und im Leben der Völker herausgestaltet; denn die Menschheit im ganzen ist ein Organismus, in welchem jedes Volk ein Glied ist. Und wie jeder einzelne Mensch das Kind seiner Zeit ist, welches ein geistiges Erbe von Jahrhunderten bewußt antritt, so stehen auch die Völker miteinander in lebendiger Wechselwirkung neben- und einander. Was die Aegypter auf dem Gebiete der Erziehung gedacht und praktisch geübt haben, ist von den Griechen zum Teil angewendet worden; was diese in Lehre und Leben für richtig hielten, haben sich die Römer angeeignet, was deren Denker und Dichter als nachahmenswert priesen, galt dem christlichen Mittelalter, durch biblische Gedanken modifiziert, als Norm; was das Altertum an pädagogischen Grundsätzen erarbeitet hat, beherrscht vielfach noch die Neuzeit, die wiederum bei der Leichtigkeit des persönlichen und litterarischen Verkehrs sich wechselseitig stets beeinflusst. So zieht sich

wie ein roter Faden der pädagogische Gedanke durch die Menschheit. Aber noch mehr. Nicht nur dieselbe Idee im ganzen und großen beherrscht die aufeinander folgenden Generationen, sondern wir erkennen deutlich, wie, bei aller Verschiedenheit der pädagogischen Ideale, die Menschheit sich mehr und mehr ihrem absoluten Ideale nähert.

Method.

Wenn es auf der einen Seite richtig ist, daß die Geschichte, wie Ranke sagte, „bloß zu zeigen hat, wie es eigentlich gewesen ist“, also das Geschehene der Wirklichkeit entsprechend darzustellen, so wird doch der Erzähler auch seinen subjektiven Standpunkt nicht verleugnen können. Die Geschichte unterscheidet sich ja insofern von der Natur, als ihre Erscheinungen nicht allein von Ursachen, sondern auch von Zwecken abhängen; ihre Träger sind nicht Dinge, sondern Personen, d. h. Wesen mit Bewußtsein und Freiheit. Der Darsteller der Geschichte lehrt daher nicht nur, wie es war oder hat kommen müssen, sondern er legt fortwährend Maßstäbe an, wie es hätte kommen sollen, er unterwirft fortwährend Menschen, Verhältnisse, Anstalten und Systeme seinem Urteil. Absolute Objektivität, wie sie von den Naturalisten Buckle, F. v. Hellwald und Dubois-Reymond verlangt worden, ist ein Unding.

Als Gegenstand der Geschichte bieten sich uns zunächst die pädagogischen Systeme dar. Da diese aber gleichsam nur der abstrakte Ausdruck des zeitgenössischen Erziehungs-ideales sind, so dürfen wir uns auf sie nicht beschränken, abgesehen davon, daß unsere Darstellung sehr lückenhaft werden würde. Denn in manchen Perioden hat es aus äußeren oder inneren Gründen an solchen Systemen gefehlt.

Zweitens haben wir die pädagogischen Grundsätze zu berücksichtigen, welche wir bei den verschiedenen Schriftstellern, sei es in lehrhafter oder poetischer Form ausgesprochen finden. Denn es liegt auf der Hand, daß sie

durch ihre prägnante, packende Form oft mehr Einfluß auf ihre Zeitgenossen geübt als die strengen Theoretiker, man denke nur an Freidanks „Bescheidenheit“, Goethes „Wilhelm Meister“ oder Gutzkows „Blasewitz und seine Söhne.“

Sodann haben wir die wirkliche Erziehung, wie sie in den verschiedenen Völkern und Zeiten gehandhabt wurde, darzustellen, mag sie auch bisweilen nur rohe Praxis ohne tiefere Einsicht gewesen sein. Ja in manchen Abschnitten der Geschichte ist dies die einzige Quelle unserer Erkenntnis.

Endlich, da alle Erziehung, wie Schleiermacher bemerkt, „sittliche Einwirkung der älteren Generation auf die jüngere ist“, so kommen alle Kulturkräfte in Betracht, welche die leibliche und geistige Bildung beeinflussen.

So kann man die ganze Geschichte der Menschheit als eine Entwicklung der Erziehung betrachten; denn nicht nur hat stets die ältere Generation die jüngere beeinflusst, sondern alle hervorragenden Männer, welche für das äußere oder innere Leben ihrer Zeit von Einfluß gewesen sind, haben auf den Namen eines Erziehers Anspruch. In erster Linie die Gesetzgeber, wie Moses, Lykurg und Solon, sodann die Theoretiker der Pädagogik, wie Rousseau, Herbart und Diesterweg; ferner die Philosophen; aber auch die Dichter, die Religionsstifter und die großen Staatsmänner. Denn daß z. B. Bismarck, der Deutschland durch seine reale Auffassung der Verhältnisse mit politischem Geiste erfüllte, sein Volk praktisch erzogen hat, wird wohl niemand leugnen.

So berechtigt auch im allgemeinen die Hegelsche Geschichtsbetrachtung war, in den hervorragenden Erscheinungen der Geschichte die aufeinanderfolgenden Verkörperungen der Idee (d. h. der Hauptmomente seines Systems) zu finden, so müssen wir uns doch davor hüten, die einzelnen Völker in das Prokrustesbett eines ausgeklügelten Zusammenhanges zu zwingen. Schon Bacon sagt: „Es ist dem Menschengeiste eigen, den Dingen eine größere Uebereinstimmung und Ordnung unterzulegen, als er wirklich findet; der Mensch hält für wahr, wovon er wünscht, daß es sein möge.“ Uns

scheint es bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft unmöglich, jene sogenannten Naturvölker, Chinesen, Indier, Perser u. s. f., logisch zu ordnen. Wir begnügen uns daher damit, sie unter drei Gesichtspunkten zu betrachten: auf der niedersten Stufe wird die Erziehung völlig von der Volkssitte beherrscht, ist mithin, da individuelle Ansichten nicht hervortreten, nur rohe Praxis; auf der zweiten treten einzelne auf, seien es Fachmänner oder Gesetzgeber, welche ein Erziehungsideal entwerfen; endlich auf der dritten finden sich Versuche, die Pädagogik wissenschaftlich darzustellen.

Nutzen der Geschichte der Erziehung.

In erster Linie ist ihr Studium für den Lehrer unerläßlich. Es erfüllt ihn mit der Ahnung von der Schwierigkeit seiner Aufgabe als Erzieher, indem sie ihn mit den Erfolgen oder Mißerfolgen der Vergangenheit bekannt macht. Sie erweckt in ihm Achtung vor dem Bestehenden, welches die Frucht einer so langen Reihe ernstster und schwieriger Versuche ist. Sie bewahrt ihn vor übereilter Begeisterung für neu auftauchende Reformvorschläge, welche sich für die Panacee aller Schäden auszugeben lieben. Sie leitet ihn zur Bescheidenheit, wenn er erkennt, wie zahllos die Mit-erzieher (S. 3), wie beschränkt daher der wirkliche Einfluß, auch der größten Pädagogen ist; sie giebt ihm endlich eine Fülle pädagogischer Vorbilder und Gedanken, wodurch er nicht nur im Studium der systematischen Pädagogik, sondern auch in der praktischen Ausübung seines Amtes unterstützt wird. Denn wie es keine wahre Philosophie ohne eine Geschichte derselben, keine Wissenschaft ohne ihre Geschichte giebt, so auch keine gesunde Erziehungstheorie ohne eine gründliche Einsicht in die Geschichte der Erziehung.

Aber auch für den Laien ist die Lektüre dieses Buches überaus fruchtbar. Eltern können daraus manchen praktischen Wink entnehmen, worauf sie besonders bei der Erziehung ihrer Kinder zu achten, welche Irrtümer und Fehler

sie besonders zu vermeiden haben. Mancher pädagogische Kunstgriff, auf welchen sie selbst nicht verfallen wären, wird ihnen aus dem Munde dieses oder jenes Theoretikers bekannt werden.

Endlich werden diejenigen, welche sich mit der Schulgesetzgebung oder mit der Einrichtung von Erziehungsanstalten zu befassen haben, aus der Vergangenheit lernen, was man erstreben und was man vermeiden muß.

Litteratur.

Ansätze zu einer Geschichte der Pädagogik finden sich zuerst in dem 1688 erschienenen „Polyhistor“ des D. E. Morhof; aber erst 1768 schrieb R. E. Mangelndorf einen „Versuch einer Darstellung dessen, was seit Jahrtausenden in betreff des Erziehungswesens gesagt und gethan worden ist.“ Als 4. Band seiner „Erziehungslehre“ gab F. H. Chr. Schwarz eine „Geschichte der Erziehung“ (2. Auflage 1829) heraus, wobei er neben Gelehrsamkeit auch Begeisterung und Urtheil zeigt. A. H. Niemeyer hat zu seinen „Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichts“ (zuerst 1796) einen Ueberblick der allgemeinen Geschichte der Erziehung hinzugefügt, welche sein Sohn H. A. Niemeyer 1835 weiter ausgeführt hat. Kenntniß der alten Klassiker und des 18. Jahrhunderts, sowie kritische und übersichtliche Darstellung sind ihre Vorzüge. — Auf Grund der beiden eben genannten Werke gab dann Pustkuchen=Glanzow 1829 eine „Kurzgefaßte Geschichte der Pädagogik“ heraus. E. Anhalt betonte den Zusammenhang des Erziehungswesens mit der Kulturgeschichte (1846), während Heinr. Gräfe 1845 die geschichtliche Entwicklung der deutschen Volksschule lieferte.

Vom Hegelschen Standpunkt, aber mit gründlicher Kenntniß des Thatsächlichen schrieb F. Cramer seine „Geschichte der Erziehung und des Unterrichts im Altertume“ (I. praktische Erziehung, II. theoretische) 1832 und 1839; und als

Fortsetzung die „Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Niederlanden während des Mittelalters“ 1843. Als Fortsetzung davon kann R. v. Raumer's „Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit“ (5. Aufl., 4 Bände, Gütersloh 1877) gelten. Das Werk enthält pädagogische Lebensbilder aus den Quellen und einzelne wichtige pädagogische Abhandlungen.

Eine fleißige Materialiensammlung bietet F. J. Th. Wohlfahrts „Geschichte des Erziehungswesens“ 1853. — R. Schmidts „Geschichte der Pädagogik“ 1860 in 2 Bänden, 1868 ff. von Richard Lange in 4 Bänden, behandelt zum ersten Male das ganze Gebiet der Erziehungsgeschichte, und zwar mit ziemlicher Gelehrsamkeit und anregender Frische; A. Vogel beschränkt sich in seiner „Geschichte der Pädagogik als Wissenschaft“ 1876 auf die pädagogischen Systeme, während F. Chr. G. Schumann seine „Geschichte der Pädagogik im Umriss“ (1876) durch Auszüge aus den pädagogischen Klassikern belebt.

Der Gedanke A. H. Memehers, daß eine vollständige Geschichte der Pädagogik „nur durch vereinte Bemühungen mehrerer Geschichtsforscher, die zugleich Pädagogen wären, verfaßt werden könnte“, ist in dem umfangreichen Werke, welches R. A. Schmid „in Gemeinschaft mit einer Anzahl von Gelehrten und Schulmännern“ bearbeitet hat, in Erfüllung gegangen (4 Bände, Stuttgart 1884 ff.). Diese Geschichte der Erziehung zeichnet sich durch Gelehrsamkeit, Urteil und Einheitlichkeit trotz der Verschiedenheit der Bearbeiter aus. Sehr zuverlässig ist L. Grasberger, „Erziehung und Unterricht im klassischen Altertum“ (3 Teile, 1864—81). Ein vortreffliches Buch, das mit Sachkenntnis, Scharfsinn und Objektivität geschrieben, ist Fr. Paulsens „Geschichte des gelehrten Unterrichts“ (2 Bde., 2. Aufl., Leipzig 1896). Auch F. A. Spechts „Geschichte des Unterrichtswezens in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts“ (Stuttgart 1885) empfiehlt sich durch anschauliche und gründliche Darstellung. Eine

„Geschichte der Pädagogik in Vorbildern und Bildern“ giebt Aug. Schorn (16. Aufl. v. F. Plath), Leipzig 1894. Sehr brauchbar als Nachschlagewerk ist die „Encyclopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens“, herausgegeben von Schmid (11 Bände, 2. Aufl., Gotha und Leipzig 1877, fortgesetzt von Schrader). Besondres Gewicht auf die Zeichnung von Charakterbildern hervorragender Pädagogen legt Joh. Böhm's „Geschichte der Pädagogik“ (2. Aufl. mit 100 Abbildungen) 2 Teile, Nürnberg 1892. Heppel, „Geschichte des deutschen Volksschulwesens“ (4 Bände, Gotha 1858). Endlich sind vorzügliche Hilfsmittel die „Pädagogische Chrestomathie“ von G. Schumann (2 Teile, Hannover 1878), welche leider nur bis zur Reformation geht, das „Pädagogische Lesebuch“ von W. Ostermann (Eldenburg 1893), welches Auszüge von Augustin bis Jean Paul darbietet, und J. F. Th. Wohlfarth, „Pädagogisches Schatzkästlein“ (Leipzig 1861), eine systematische Anthologie aus den pädagogischen Klassikern.

Alle diese Bücher, besonders Schmid, Cramer, Paulsen, Schmidt und Schumann, sind von uns dankbar benutzt worden und seien dem Studium unsrer Leser bestens empfohlen.

Erster Abschnitt.

Das Altertum.

1. Die Naturvölker.

Im Gegensatz zu den civilisirten Völkern nennt man Naturvölker diejenigen, welche keine Geschichte haben. Dies ist natürlich nur im uneigentlichen Sinne zu verstehen; denn wenn auch, wie Schiller so geistvoll in seiner Antrittsvorlesung 1789 auseinanderlegt, von Geschichte im engeren Sinne nur da die Rede sein kann, wo die Menschen Aufzeichnungen machen, so müssen wir doch annehmen, daß auch jene sog. wilden Völker eine, wenn auch für den gebildeten Beobachter schwer erkennbare Entwicklung durchgemacht haben. Dies folgt ja schon aus ihrem Wesen als Menschen: die Tiere mögen Jahrtausende hindurch denselben Typus bewahren, obgleich auch dies uns nach der Darwinschen Theorie unrichtig scheint, aber der mit Bewußtsein, Vernunft und Sprache begabte Mensch hat sich zu allen Zeiten und an allen Orten entwickelt. Oder wollte jemand leugnen, daß die Germanen z. B., deren eigentliche Geschichte erst mit der Völkerwanderung beginnt, deren früheste schriftliche Urkunden aus dem achten Jahrhundert stammen, lange vorher eine Geschichte gehabt haben?

Bei der Beurteilung der Naturvölker muß man sich vor zwei falschen Extremen hüten, daß man sie entweder zu

günstig oder zu ungünstig beurteilt. Man bedenke doch, wie oberflächlich fast alle Berichte der Reisenden über sie sein müssen, welche sie nur kurze Zeit, mit Vorurteilen und bei mangelhafter Kenntniß der Sprache beobachtet haben. Während daher z. B. Rousseau sagen konnte: „Die Natur ist überall gut, wohin der civilisierte Mensch nicht kommt“, und G. Forster in den „Polynesiern“ unverdorbene Kinder der Natur sah, bei denen sich das Bild wahrer Volksglückseligkeit verwirklichte, haben neuerlich Naturalisten, um den Gegensatz zwischen Tier und Mensch möglichst zu verwischen, den Zustand der Wilden als einen fast viehischen dargestellt.

Von vornherein muß man annehmen, daß bei allen rohen Völkern Erziehung stattfindet, weil sie als Menschen die aktive und passive Erziehungsfähigkeit besitzen. Freilich wird diese vorwiegend körperlicher Art sein, d. h. darauf hinausgehen, die heranwachsende Generation mit den Mitteln und Eigenschaften auszurüsten, deren sie zur Erhaltung des Lebens im Kampfumw Dasein bedarf. Kräftigung des Körpers, Ausdauer bei der Jagd oder dem Fischfang, Handhabung der Waffen und Werkzeuge, Ertragung von Strapazen und Schmerzen, Beobachtung von Wind und Wetter, Ausdauer in der Verfolgung des Wildes und der Feinde sind die allen Wilden gemeinsamen Grundzüge der Knaben-erziehung; Zubereitung der Speisen und Kleidung, Einrichtung des einfachen Hauses, Pflege der Kinder und Kranken und Vereinerlichung einfachen Schmuckes die der Mädchenerziehung. Aber welche eine Fülle von Belehrung und praktischer Unterweisung, welche einen Reichtum anzueignender Tugenden schließen diese wenigen Dinge ein!

Ein zunächst hervorstechender Zug aller Wilden ist die Geringschätzung des Lebens. Menschenopfer, grausame Tötung der Gefangenen und Sklaven, Verzehrung der tapferen Feinde, um ihrer Vorzüge theilhaft zu werden, Mord und Selbstmord sind etwas ganz Gewöhnliches. Die Eltern werden oft von ihren Kindern getötet, ja verzehrt, ebenso

auch die Kinder aus Mangel an Nahrung, Trägheit oder Aberglaube. Trotzdem ist auch bei ihnen die Familie die Grundlage der Gemeinschaft und der Erziehung. Kinderlosigkeit gilt für das größte Unglück, ja für solche Schande, daß sich die Weiber nicht selten deshalb töten, und die Liebe zu den Kindern ist wahrhaft rührend; Mädchen werden selten, Knaben nie geschlagen, ja die Eltern freuen sich oft über die Unbändigkeit der männlichen Jugend, weil sie darin ein Zeichen künftiger Tapferkeit erblicken.

Außer den körperlichen Fertigkeiten finden wir auch mannigfache Spuren einer sittlicher Erziehung bei den Wilden. Zunächst durch die Religion; denn die früher verbreitete Ansicht, daß es Stämme ohne alle religiösen Vorstellungen gäbe, ist unhaltbar. Schon das Tätowieren deutet darauf hin, ein mit nicht geringen Schmerzen gewonnener Schmuck, welcher die Beziehung zu unsichtbaren Mächten zu begründen scheint. Ebenso der Begriff des „Mana“, d. h. eines Gegenstandes, welcher dem Besitzer geheimnisvolle Kräfte verleiht, ferner das „Totem“, der „Fetisch“, auch der Seelenkult. Ein Hauptmittel zur Weckung des geistigen Lebens ist die Sprache, welche häufig wenigstens mit einer Bilderschrift verbunden ist. Musik und Tanz bei Totenklagen, Märchen, Opfern und geselligen Vergnügungen finden sich bei allen Wilden. In der Zubereitung der Kleidung und Bewaffnung, der Werkzeuge und Hausgeräte zeigt sich entschieden Schönheits Sinn und der Anfang der bildenden Kunst. Bei manchen Stämmen hat man kurzgefaßte Weisheitsregeln vorgefunden, welche von einem gebildeten Erzieher nicht besser formuliert werden könnten. So lehrt ein Spruch der Jidschi: „Der Tod ist leicht, zu leben, was nützt es? der Tod ist Ruhe“, oder: „Ein ungenutzter Tag zählt nicht mit“. Negerprüche lauten: „Asche fliegt stets auf den zurück, der sie wirft“ — „Gewöhnliche Menschen sind gemein wie Gras, aber gute Menschen sind teurer als das Ruge“. (Vergl. H. M. Schmid, Gesch. d. Erziehung I, 48. Stuttgart. 1884.) Wenn diese Wilden auch nicht

ein so feines Gefühl für den Unterschied zwischen gut und böse haben, so fehlen ihnen doch auch einige hervorragende Tugenden nicht, wie Gastfreundschaft, Aufopferungsfähigkeit und Bundeestreue; ja selbst ihre gegen die Feinde geübte Grausamkeit entspringt zum Teil einem nicht unedlen Triebe, nämlich dem Feinde Gelegenheit zur Bewährung seiner Tapferkeit zu geben. Im einzelnen freilich die Praxis oder gar Theorie der Erziehung bei den verschiedenen Naturvölkern (Indianern, Negern, Polynesiern, Kaffern u. s. w.) zu verfolgen, dazu fehlt es uns bis jetzt an genauerer Kenntniß.

2. China.

In dem ungeheuren „Reiche der Mitte“, dessen Umfang Europa um die Hälfte übersteigt, begegnet uns eine uralte Kultur, welche sich merkwürdigerweise mit einer an Starrheit grenzenden Beständigkeit verbindet. Seit etwa fünf- und zwanzig Jahrhunderten werden die etwa 300 Millionen Menschen auf dieselbe mechanische Weise regiert, werden dieselben Institutionen festgehalten; obgleich die meisten Erfindungen lange gemacht waren, ehe die Europäer darauf verfielen, so kann man doch zweifeln, ob es in China eine Wissenschaft giebt; die Technik und das Material der Malerei sind tadellos, aber ihren Werken fehlt es an künstlerischer Phantasie, ja selbst an der Perspektive. Die Architektur schafft gewaltige Bauten, aber sie sind kein Ausdruck eines künstlerischen Gedankens. Von den Zweigen der Poesie sind Lyrik und Epik zwar reichlich vertreten, aber dem Volkscharakter gemäß überaus nüchtern. Was sich an Dramen findet, läßt die gewaltige Wucht unserer Tragödien vermissen, ihr Gegenstand sind vielmehr die kleineren Verwickelungen des Alltagslebens. Die Sprache der Chinesen ist kein organisches Gebilde, dessen Wurzeln sich zu zahlreichen Worten entwickelt haben, die wiederum durch Flexion, Umlaut oder Ablaut zu neuen Begriffen werden, sondern die äußerlich gleichen Wörter setzen sich krySTALLINISCH aneinander, nur durch Accent oder Stellung

ihre Geltung erhaltend. Diese sonderbare, symbolische Andeutung der Gedanken, welche mehr die Gegenstände abbildet als die Laute darstellt, verhinderte die Chinesen auch, von dem Druck mit geschnittenen Holztafeln zu beweglichen Lettern fortzuschreiten. Die Litteratur ist dabei nicht arm, obenan stehen die moralischen Schriften des Confucius und des Mencius; daran schließen sich historische Aufzeichnungen und naturwissenschaftliche Beobachtungen aller Art. Da es aber dem chinesischen Gelehrten mehr auf stupende Anhäufung von Notizen als auf systematische Verarbeitung derselben ankommt, so fehlt es an einer wissenschaftlichen Theorie; ihre Gelehrsamkeit ist zu sehr praktisch, um geistig zu sein. Von den Grundkategorien des denkenden Geistes wendet der Chinese am meisten die der Substanz und des Zweckes an; die des Grundes vernachlässigt er fast ganz.

Die chinesische Religion ist Naturalismus, aber ebenso frei von Fetischdienst wie von der mythologischen Poesie der Naturvergötterung. Die alte Naturphilosophie unterscheidet fünf Lebenselemente: Erde, Wasser, Feuer, Metall und Holz, welche sowohl gewisse Tugenden wie auch die Jahreszeiten symbolisieren. Der Ursprung aller Elemente ist das Tai-kie, d. h. das Ja — Nein, die Vereinigung der schöpferischen Vernunft mit dem Stoffe. Diese Einheit zerlegt sich in Yang und Yin; jenes bedeutet das Positive, Männliche, Thätige, Vollkommene, Lichte; dieses das Negative, Weibliche, Ruhende, Unvollkommene, Finstere. Die vollkommenste Darstellung aller Entwicklungsstufen der Welt ist der Mensch, durch ihn führt Schang-ti, d. h. der Herr, dessen Palast der Mitte im Polarstern ruht, seine Fügungen aus. Von ihm, der himmlischen Vernunft, geht durch die sieben Herrschaften (Planeten) Leben und Tod, Segen und Fluch, Glück und Unglück aus. Himmel und Erde verkünden den Willen der ewigen Vernunft, welche sich im Sichtbaren entäußert.

Schang-ti, der höchste Herr, welcher am Himmel in Licht und Aether erscheint, die Erde lebenskräftig durchdringt und über ihr Nutlos als Wind dahinbraust, giebt sich besonders

in des Menschen fünf „Beschäftigungen“: Haltung, Rede, Gesicht, Gehör und Gedanke, kund.

Einer der tief sinnigsten Denker war Tschu=tje, welcher den Gegensatz von Yang und Yin zu versöhnen suchte, indem er die Urmaterie aus einer Urkraft hervorgehen ließ. Diese ist nur begrifflich, nicht zeitlich vor der Urmaterie, auch existiert sie weder außer noch über den Dingen, vielmehr kann man sie, etwa wie Aristoteles, als die gestaltende Form des passiven Stoffes betrachten.

Eine fernere Stufe der Erkenntnis stellt Lao=tje dar im 7. Jahrhundert v. Chr., dessen Buch „Tao=te=king“ den Weg zur Erkenntnis und Tugend wies. Tao, das höchste Wesen, ist eine Art Dreieinigkeit, nämlich der unsichtbare Schöpfer Himmels und der Erden, die sichtbare Natur und der Gottesgeist. Es vereinigt alles Gute, Schöne und Wahre, doch darf man Tao weder persönlich denken, noch etwas Bestimmtes darüber aussagen. Die Welt ist zwar Gottes Werk, doch so, daß er sich in Himmel und Erde (Yang und Yin) darstellt. Wer das Tao in sich erfahren hat, ist weise. Er besitzt Gottseligkeit, die sich als Liebe, Genügsamkeit und Demut bethätigt. Ja, er hat nicht nur Tao, sondern ist es selbst; d. h. wer Gott wirklich liebt, in dem wohnt er. Ein solcher Mensch wird Sinnlichkeit und Selbstsucht bekämpfen, denn nicht Gebete und Opferpenden sind Gottesdienst, sondern Selbstbesserung. Er wird nicht nur Liebe zum Nächsten, sondern sogar zum Feinde haben. Der Glaube an das Tao besiegt die Furcht vorm Tode, ja den Tod selbst.

Ein Schüler des Lao=tje war Kong=tje (Confucius) im 6. Jahrhundert, dessen begeistertes Buch „Ta=hio“ eine schöne Sittenlehre enthält. Das höchste Ziel des Menschen ist, die himmlische Tugend in ihrer Reinheit und Vollkommenheit wiederherzustellen, d. h. nach umfassender Menschenliebe zu trachten, welche sich in Lehre und Beispiel äußert. Betonte Lao=tje den Willen, so Kong=tje die Erkenntnis. Diese besteht darin, Menschen und Dinge nach ihrem innersten Wesen, nach ihrer Grundidee zu erfassen. Geistesklarheit und

Herzensreinheit bedingen einander. Deshalb gilt es, vor allem uns selbst zu überwinden, und zwar aus eigener Kraft, wollen wir nicht unter die Stufe der Tiere herabsinken; denn ein Vogel findet aus Instinkt sein Nest und verfehlt seinen Beruf, nämlich zu singen, niemals. Charakterfestigkeit, welche weder durch Lüste noch Leidenschaften erschüttert wird und sich in Humanität und Liebe äußert, ist das Lob des Weisen. Confucius hat auch ausführlich von der Erziehung gehandelt.

Einer seiner Schüler, Meng-tse, hat vielfach Kommentare zu seines Meisters Lehren gegeben; er hebt besonders drei Fehler der Jugend hervor, die oft begangen werden: daß Kinder ihre lasterhaften Eltern nicht durch Liebe zu bessern suchen; ferner daß sie sie nicht in der Armut unterstützen; endlich daß sie durch Nichtverheiratung es verjäumen, die Nachkommenchaft und dadurch den Gehorsam in der Familie zu vergrößern.

Das niedere Volk huldigt natürlich mancherlei Überglauben an Wunder und Zaubermittel, der Heiligen- und Reliquienverehrung, besonders seitdem sich der Buddhismus (seit 68 v. Chr.) in China verbreitet hat. Immerhin aber üben die klassischen Schriften, die „Kings“, welche durch Confucius gesammelt worden sind, bei dem stabilen Charakter der Chinesen auch auf die niedersten Volksschichten ihre gute Wirkung aus.

Einer der größten Vorzüge dieses merkwürdigen Volkes ist der Familieninn, ja man kann sagen, der ganze Staat ist eine Familie oder, wie man scherzhaft bemerkt hat, eine einzige Kinderstube. Pietät gegen Eltern, Lehrer, Greise und Vorgesetzte ist die Haupttugend. Der Kaiser ist der Vater aller seiner Unterthanen. Passiver Gehorsam, Nachgiebigkeit, Ertragen und Schonen, Mäßigkeit und Milde, Treue und Ordnung folgen daraus. Auch die Eheschließung ist eine Pietätspflicht gegen die Ahnen; das Weib nimmt eine unwürdige Stellung ein; schon bei seiner Geburt

herrscht Trauer, Mädchen werden in Lumpen gewickelt, Knaben in seidene Windeln, Mädchen werden vielfach ausgelegt, getötet oder verkauft. Ihre Erziehung wird völlig vernachlässigt; während sich für die des Knaben zahlreiche Vorschriften finden, begnügt sich das Buch *Siao o= hio* (Schule der Kinder) mit den Worten: „Was die Töchter betrifft, so sollen sie vom zehnten Jahre nicht mehr aus dem Hause gehen. Man lehre sie ein freundliches Wesen haben, mit Anmut sprechen, gut in Seide zu arbeiten und zu nähen; mit dem zwanzigsten Jahr verheirate man sie.“ Noch kürzer sagt das *Schi=king* (Buch der Lieder): „Ein Mädchen lerne den Wein zu bereiten, die Speisen kochen, das ist alles, was sie zu wissen braucht.“ Die Frau muß ihrem Manne, „dem hohen Herrn“, unbedingt gehorsam sein. Vielweiberei ist erlaubt. Unbeschränkt ist die Gewalt des Vaters über das Leben der Kinder. Der Mandarin muß den Sohn auf jede Anklage des Vaters ohne jeden Beweis bestrafen; denn der Sohn muß strafbar sein, mit dem der Vater unzufrieden ist. Ein Elternmörder wird in Stücke zerrissen und sein Haus dem Erdboden gleich gemacht; alle Distriktsbeamten werden abgesetzt, denn sie sind indirekt mit schuld daran. „Wenn die erzürnten Eltern den Sohn züchtigen, bis das Blut fließt, so darf er doch keinen Groll gegen sie hegen, sondern muß sie mit um so größerer Ehrerbietung behandeln. Die Eltern ernähren und unterrichten ihr Kind, bis sie es zum Menschen gemacht haben. Die Tugend eines Vaters und einer Mutter ist wahrhaft unendlich; sie ist wie der höchste Himmel.“

Bei der Geburt eines Knaben wird Pfeil und Bogen, bei der Geburt eines Mädchens Spindel und Garn vor der Thür des Hauses aufgehängt. Für die Erziehung wird seit etwa 3000 v. Chr. sorgfältig gesorgt. Die beiden Hauptpflichten des Kaisers sind die Sorge für das materielle Wohl und die geistige Bildung des Volkes. Seit uralters waren die Schulen Staatsanstalten, seitdem aber das System der Staatsprüfungen durch die Sungdynastie (961—1280) eingeführt wurde, sind die Elementarschulen Privatanstalten,

werden aber staatlich aufs genaueste kontrolliert. Seit Confucius herrscht die größte Gleichartigkeit des Lehrziels und der Lehrmittel. Mit dem sechsten oder siebenten Jahre beginnt der Knabe den Unterricht zu besuchen, welcher, entsprechend der Schwierigkeit, die in der Sprache und Schrift der Chinesen liegt, fast ausschließlich im Lesen und Schreiben, im Nachsprechen, Auswendiglernen und Nachmalen besteht. Wer vollkommen zu schreiben versteht, ist ein Gelehrter; Tinte, Papier, Schreibzeug und Pinsel sind seine Wahrzeichen, und die Akademie der Wissenschaften heißt Hanlin-Yuen, d. h. Wald der Pinsel. Sobald der Knabe in die Schule kommt, erhält er einen neuen Namen, wie überhaupt der Chineser bei jedem neuen Grade und bei der Verheiratung seinen Namen ändert. Dem Lehrer, welcher 200—400 Mark Gehalt nebst freier Kost erhält, wird dieselbe Ehrfurcht gezollt wie den Eltern. Man verehrt ihn zeitlebens. Wenn ein Schüler mit ihm auf der Straße geht, muß er sich etwas rechts hinter ihm halten, darf ihn nicht verlassen, um mit andern zu sprechen, und wenn jener ihm etwas ins Ohr sagen will, muß er den Mund mit der Hand bedecken, damit er ihm nicht durch seinen Atem beschwerlich falle. Die Erziehung umfaßt den kleinen und den großen Unterricht; jener knüpft an drei Bücher an: 1. an das Santse-king, d. h. Dreiwörterbuch, eine Fibel, welche etwa 1000 aus je drei gereimten Wörtern bestehende Sätze enthält, auch „Lehrsaal des Mittelreichs“ genannt. Nach einer Einleitung über die Notwendigkeit und die Methoden der Erziehung, die Wichtigkeit der kindlichen und brüderlichen Pflichten nebst Beispielen wird eine Uebersicht der Wissenszweige gegeben, nämlich die drei großen Mächte (Himmel, Erde, Mensch), die 4 Jahreszeiten und Himmelsgegenden, die 5 Elemente (Metall, Holz, Wasser, Feuer, Erde), die 5 Haupttugenden (Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Schicklichkeit, Weisheit, Treue), die 6 Getreidearten und Haustiere, die 7 Leidenschaften (Freude, Zorn, Widerwille, Furcht, Liebe, Haß, Wollust), die 8 Töne, die 9 Generationen (Urrurgroßvater bis Urrurenkel) und die

10 sozialen Pflichten (zwischen Fürst und Minister, Vater und Sohn, Mann und Weib, Geschwistern und Freunden). Zum Schluß stehen Regeln für die Studien, eine Uebersicht der nötigen Bücher und eine kurze Geschichte Chinas. — Das zweite Buch ist der Sse-tse-king, welches Sätze aus je vier Wörtern enthält — das dritte das Sse-schu, ein von Meng-tse verfaßter Auszug aus des Confucius moralischen Schriften. Der Unterricht, welcher von 7—12 und 2—6 Uhr dauert, beschränkt sich auf Lesen, Schreiben und Auswendiglernen dieser Texte. Ermahnung, Knien und Schläge mit dem Bambus muntern zum Fleiß an, ja die Geißel ist das schriftliche Symbol für das Wort „lehren“. Arithmetik wird gar nicht gelehrt; jeder muß sich mit Hilfe des Rechenbretts und praktischer, gedruckter Anweisungen, so gut er kann, das Rechnen aneignen. Ebenjowenig wird im Gesang unterrichtet, denn, heißt es in einer Sammlung pädagogischer Vorschriften, die Schüler sollen nicht unnütze Dinge lernen, wie Karten-, Würfel-, Ball- und Schachspiel oder Blas- und Saiteninstrumente und Singen. Gesänge zerstreuen die Thätigkeit der Seele.

Der höhere Unterricht umfaßt das Studium der „Kings“, deren Sinn in Aufssätzen auseinandergelegt werden muß. Diese umfassen acht Teile: Eröffnung des Themas, kurze Betrachtung, Einführung des Themas selbst, Gleichnis, hervortretendes Thema, Erklärung, Ausführung und Endglied. — Wer immer den Ruf der Gelehrsamkeit gewonnen, um den sammeln sich zahlreiche Schüler, um sich durch Aufssatz und Versemachen auf die drei großen Examina vorzubereiten. Denn China ist das Land der Examina; sie allein eröffnen den Zutritt zu öffentlichen und privaten Stellen; aber es ist mit dem einmaligen Bestehen eines Examens nicht abgethan, sondern derselbe Mann muß sich ihm immer von neuem unterwerfen, um sich in seiner Stellung zu behaupten. Man könnte die drei Grade mit dem Baccalaureus, Licentiaten und Doktor vergleichen. Sie werden vor einer immer höheren Kommission abgehalten und stellen immer höhere

Anforderungen. Die Examinanden werden in Zellen eingeschlossen und von Soldaten bewacht. Trotzdem werden allerlei Betrügereien versucht, aber 1850 wurde ein hoher Beamter in Peking geköpft, weil er einen im Examen begünstigt hatte.

Um den Ernst, mit welchem in China gelernt wird, anschaulich zu machen, wollen wir noch einige Vorschriften aus dem „häuslichen Schatz“ anführen: „Arbeite inumer; des Morgens von 3—5 Uhr fange der Schüler seine Arbeiten an, denn die Morgenzeit ist die beste. Die Kinder sollen vor Tagesanbruch zur Schule gehen, zuerst begrüßen sie den heiligen Confucius, dann den Lehrer; beim Nachhausegehen sollen sie nicht spielen. Der Schüler liebe seine Bücher, wahre sie vor allem Schaden. Beim Lesen muß Auge, Geist und Ohr nur auf einen Gegenstand gerichtet sein. Das Buch soll man drei Zoll vom Körper entfernt halten. Jedes Buch zum Vergnügen gelesen, ist ein Hindernis für ernste Studien. Wer in der Jugend nichts lernt, dessen Herz verschlechtert sich. Wer hingegen lesen gelernt und die Gerechtigkeit erkannt hat, wird selten zu schlechten Handlungen verleitet. Um sich das Studium durch Abwechslung zu erleichtern, muß man Gymnastik treiben“. (Schmid, a. a. O. I, 58.)

Seitdem die Franzosen und Engländer China zum Verkehr mit Europa gezwungen haben, ist eine polytechnische Schule 1867 und eine Universität 1868 eröffnet worden. So scheint also auch das Reich der Mitte sich allmählich zum Fortschritt zu entschließen. Uebrigens muß es mit der Schulbildung im himmlischen Reiche immer noch ziemlich schwach bestellt sein. Nur Knaben besuchen die Privatschulen, denn Mädchen brauchen, nach der Meinung der Chinesen, nichts zu lernen. Schreiben, Rechnen und Lesen, letzteres nach einem 1000 Jahre alten Buche, das ist der ganze Unterricht, und daran wird den Tag über nur mit einer Stunde Pause gelernt; Ferien sind unbekannt. (Vgl. Cramer, a. a. O. I. 20—39; II, 1—17. R. Schmidt, I, 75—93.)

3. Indien.

Auf der ungeheuren Halbinsel, welche im Norden vom Himalaya begrenzt und von gewaltigen Strömen durchflossen wird, sind aus Iran die Arier (d. h. die Trefflichen) eingewandert, welche die Urbevölkerung überwandten. Durch das Klima und die Bodenbeschaffenheit wurde ihr Charakter verändert; Weichheit und Milde des Gemüths, üppige Phantasie, Passivität sind jetzt ihre Hauptcharakterzüge.

Ihre Religion war ursprünglich Naturvergötterung. Indra, der Gott des Himmels und der Schlacht, Varuna, der das Wasser regiert und die Schicksale der Menschen bestimmt, Agni, der Gott des Feuers, des Hauses und der Sühnung, daneben noch allerlei personifizierte Naturkräfte, welche durch Gebet und Opfer, besonders das Soma, günstig gestimmt wurden, sind die Hauptgötter. Die ungeheure Natur mit ihren gewaltigen Stürmen und Gewittern und ihren furchtbaren Bestien ist wohl geeignet, die Phantasie des Menschen aufzuregen. Diese altindische Religion finden wir in den „Vedas“ vorgetragen. Als das Volk etwa 1300 v. Chr. nach Osten und Süden vordrang, entstanden als Ausdruck dieser Kämpfe die großen Epen „Mahabharata“ und „Ramayana“. Zu der Zeit auch bildete sich das für Indien so verhängnisvolle Kastenwesen. Neben den drei reinen Kasten: Brahmanen (Priester), Kschatrias (Krieger), Waisyas (Kauf- und Landleute) führen die Cudras oder Varias ein elendes, verachtetes Dasein. Durch die Brahmanen entwickelte sich eine Priesterreligion, welche die verschiedenen alten Götter als Offenbarungen des einen Brahma auffaßte, während sich daneben am Himalaya die Verehrung des Sturmgottes Siwa und am Ganges die des Lichtgottes Wischnu erhielt. Erst später wurden diese drei Götter zur Dreieinigkeit, Trimurti (als schaffendes, zerstörendes und erhaltendes Prinzip) vereinigt. Die sittlichen und gesellschaftlichen Lehren des Brahmaismus enthält das Gesetzbuch des Manu. — Die Phantastik dieses Volkes tritt auch in der

Darstellung der Götter hervor. Brahmas Allwissenheit wird durch vier Gesichter, seine Allmacht durch vier Hände dargestellt; Sima, der Zerstörer, packt auf einmal 30 Leichen beim Schopfe. Aber auch die ältesten griechischen Götter sind ja, um ihre Furchtbarkeit darzustellen, fragenhaft; und wie ein indischer Gott zur Bezeichnung seiner Klugheit einen Elefantenrüssel in der Hand hält, so hat der ägyptische Anubis als Symbol seiner Wachsamkeit einen Hundekopf, ja selbst im Mittelalter werden die Evangelisten bisweilen, anstatt ihre Tiere neben sie zu setzen, mit Tierköpfen dargestellt. (Duncker, „Gesch. d. Altert.“ III, Spz. 1879.)

Das höchste Ziel des Brahmaismus ist die Flucht aus der Maja (d. h. der flüchtigen Erscheinungswelt) in den Schoß des unveränderlichen Brahma. Die sichtbare Welt ist weienloser Schein, wahrhaft existiert nur die Gottheit; jene ist das Richtige und Böse, diese das Beständige und Gute. Durch Selbsterkenntnis, Weltentjagung und Selbstverneinung erhebt sich der Brahmane zur Einheit mit Gott, zur Ruhe, Freiheit und Seligkeit.

Was der Brahmaismus nur von der höchsten Kaste verlangte, fordert Buddha (623 — 543) von allen seinen Gläubigen. Wie er selbst, ergriffen vom Elend der Menschen und der Vergänglichkeit der Welt, auf seine Fürstenstellung verzichtet hatte, so soll der Mensch aus Sanjara, dem ewigen Wechsel, sich in Nirwana, die Ruhe des Verlöschens, retten. Dies erreicht er durch Entjagung, die ihn gegen alles, gegen Wünsche und Hoffnungen, Freude und Schmerz, Wahrheit und Irrtum, ja gegen Gutes und Böses gleichgültig macht. „Sich selber zu besiegen ist ein schöner Sieg als Schlachtensieg — nichts Uebles thun, nichts Gutes unterlassen, der Gedanken Gang rein halten unablässig sich bemühen, Gebot des Buddha dieses ist. — Austrockne der Begierde Strom, die Lust treib' aus, o Brahmana, das Ungeschaffne kennst du, wenn Vernichtung kennst, o Brahmana — wer Leid und Freude hinter sich, in Ruhe lebt, des Elends los, wer alle Welten überwand, den Helden nenn' ich Brahmana!“

Die indische Erziehung ist natürlich ein Bild dieser Weltanschauung, deren Einfluß H. Wuttke treffend so charakterisiert: „Der Chinese erzieht für das praktische Leben, der Indier für das ideelle, jener für die Erde, dieser für den Himmel; jener erzieht den Sohn zum Fortkommen in der Welt, dieser zum Fortkommen aus der Welt; jener erzieht ihn zum Bürger, dieser zum Priester; jener zum Wirken, dieser zum Wissen; jener lehrt ihn das Staatsgesetz, dieser das Wesen der Gottheit; jener lehrt ihn erwerben und genießen, dieser betteln und entsagen“. („Gesch. d. Heidentums“, II; bei Schmid, „Gesch. d. Erz.“, I, S. 102.)

Eine Familie zu gründen, gilt als heilige Pflicht des Mannes, dessen Seele aus der Hölle nur durch eines Sohnes Totenopfer befreit werden kann. Dennoch ist die Stellung der Frau eine sehr niedrige. Das Gesetzbuch des Manu sagt: „Weiber sind von Natur immer zur Verführung der Männer geneigt; wenn sie nicht überwacht werden, bringen sie Unheil über die Familie. — Der Unehre Ursach ist das Weib, der Feindschaft und des weltlichen Daseins“. Darum darf sich ein Weib nie selbst bestimmen, weder als Mädchen noch als Gattin; ihren Mann muß sie achten und ehren wie einen Gott. Vielweiberei ist erlaubt und Ehebruch wird nur als Eigentumsverletzung betrachtet. Kinder zu besitzen, gilt für das Höchste: sie sind den Eltern Ehrfurcht und Gehorsam schuldig, „denn was sie den Eltern verdanken, können sie ihnen in 100 Jahren nicht vergelten“, sagt Manu. Höher aber als die Eltern steht der Lehrer; „wenn der Knabe seine Mutter ehrt, gewinnt er diese irdische Welt, wenn er seinen Vater ehrt, die mittlere, wenn seinen Lehrer, Brahmas himmlische Welt“.

Die alleinigen Lehrer des Volkes sind die Priester, welche sich ausschließlich mit den Knaben beschäftigen; denn man glaubt, daß die weibliche Sittenreinheit durch die Bildung leide. Eine Ausnahme machen die Bajaderen. Die Elemente des Unterrichts sind Lesen, Schreiben und Rechnen. Der höhere Unterricht umfaßt Grammatik, Prosodie und Mathe-

matik, ferner Poesie, Geschichte, Philosophie, Astronomie, Arzneikunde und Rechtswissenschaft. Die ganze Studienzeit dauert 12—20 Jahre, wovon der Schüler die ersten fünf nur schweigend zuhören darf. Manche Studenten bleiben zeitlebens im Hause des Lehrers. Diesem wird freundliche Behandlung des Schülers eingeschärft. Hauptgegenstand des Unterrichts aber bilden die Veden, welche noch heute, wie vor der Erfindung der Schreibkunst, nur von Mund zu Mund mitgeteilt und auswendig gelernt werden. In dem schönen Fabelbuche „Hitopadesa“ (freundliche Unterweisung) findet sich mancher beherzigenswerte pädagogische Spruch: „Kenntnisse erzeugen Demut, Demut Würden, Würden Reichtum, Reichtum Religiosität, Religiosität Glückseligkeit. — Was ist ein Sohn, der weder gelehrt, noch tugendhaft ist? — Bildung ist höher als Schönheit und verborgene Schätze, Waffenkunde und Gelehrsamkeit sind beide gleich berühmt; aber die erste wird im Alter zur Thorheit. — Wozu nützt das Studieren, wenn es nicht darauf abzielt, den kennen und fürchten zu lernen, der die Weisheit selber ist?“ (F. Cramer, „Gesch. d. Erz.“, II, 22.)

Die Erziehung der Buddhisten ist eine vorwiegend sittlich-religiöse. Als Hauptquelle unserer Erkenntnis dient uns der Katechismus der Schamanen vom Priester Schufung. Er zerfällt in 2 Teile, deren erster Sittengebote, deren zweiter Ordensregeln enthält. Die zehn Gebote lauten: 1. Du sollst kein lebendes Wesen töten; 2. Du sollst nicht stehlen; 3. Du sollst keine Unkeuschheit begehen; 4. Du sollst nicht unrecht thun mit Deinem Munde; 5. Du sollst keine starken Getränke trinken; 6. Du sollst das Haar auf deinem Scheitel nicht parfümieren und deinen Körper nicht bemalen; 7. Du sollst keinem Schauspiel bewohnen; 8. Du sollst nicht auf einem hohen und breiten Polster sitzen oder liegen; 9. Du sollst nicht nach dem Mittag essen; 10. Du sollst kein Geld oder Silber, noch etwas Wertvolles als Privateigentum besitzen. — Die Ordensregeln beziehen sich auf die Pflichten gegen den Lehrer: Ihn soll man betrachten wie Buddha

selbst, ihm nicht widersprechen, selbst wenn er die Unwahrheit sagt. Nicht über seine Fehltritte reden, nicht zudringlich sein; wenn er auf einen Berg steigt, ihm einen Sitz zum Ausruhen nachtragen; wenn er krank ist, ihn pflegen u. s. w. Jedes Buch, was vom Studieren handelt, soll durchaus verstanden und zu Ende gelesen werden, ehe man ein neues beginnt. — Daran schließen sich einige Regeln über den Anstand: Ueber den heiligen Schriften soll man nicht husten und beim Lesen keine Erfrischung nehmen; beim Schnauben soll man nicht viel Lärm machen. Beim Gähnen den Armel des Kleides vor den Mund halten; beim Essen nicht schmazen und sich nicht auf dem Kopfe kratzen. Mit einer Nonne soll man nicht Bücher lesen, auch nicht mit ihr betteln gehen. So zielen alle Vorschriften des Buddhismus auf das praktische Leben ab.

4. Aegypten.

Als ein Teil Afrikas, doch als eine orientalische Macht, welche sich weit über die Barbarei der Negerstämme erhebt, tritt uns das Wunderland der Pharaonen entgegen. Es ist, wie schon Herodot sagt, ein Geschenk des Nils, dessen regelmäßige Ueberschwemmungen es zu einem der fruchtbarsten Länder machen und ihm eine mannigfaltige Flora und Fauna geben; die dunkelfarbige Rasse, welche sich nicht nur für das klügste, sondern auch für das älteste Volk hielt, rechnet die Völkertafel (Genesis 10) zu den Hamiten; sie sind wahrscheinlich aus Asien her eingewandert.

Aegyptens Geschichte reicht weiter hinauf als die irgend eines Volkes, wenn auch die Chronologie der dreißig Dynastien deshalb etwas unsicher ist, weil wahrscheinlich mehrere, die zugleich herrschten, nacheinander aufgezählt werden. Der erste König war Menes (3892 v. Chr.), der 4. Dynastie gehören die Erbauer der drei ältesten Pyramiden, Chufu, Chafra und Mencherez, an. Der 12. Amenhem III., welcher den Mörissee anlegte. Nach ihm brachen die Hyksos, arabische Hirtenstämme, herein, welche 500 Jahre lang

Unterägypten beherrschten. Unter ihnen wanderten auch die Juden ein. Ramses II. (1392—26) befreite das Land und machte große Eroberungszüge; er baute das berühmte Schatzhaus in Theben und mehrere Tempel. Sisek nahm Jerusalem ein, aber seine Nachfolger hatten viel mit Assyrien zu kämpfen. Erst Psammetich I. gewann 666 mit Hilfe griechischer Söldner ganz Aegypten, doch sein Sohn Necho unterlag 604 bei Circesium den Babylonern. Des Cyrus Sohn Cambyses machte Aegypten zu einer persischen Satrapie (527). Nach Persiens Eroberung fiel es 332 an Alexander d. Gr. Die Ptolemäer erhoben Aegypten zu neuer Blüte, bis es unter die Herrschaft der Römer kam (30 v. Chr.).

Die Religion der Aegypter, so zahlreich auch die bildlichen Darstellungen der Götter sein mögen, war Monotheismus; denn sie stellen im Grunde immer nur die eine große Gottheit dar, welche durch sie selbst existiert, welche alles erschafft und erhält. Die vielfach verspottete Verehrung und Mumifizierung der Tiere (Ibis, Krokodil, Kake u. s. w.) erklärt sich einfach als symbolische Darstellung göttlicher Eigenschaften; wenn also Ra mit der Sonnenscheibe und dem Sperberkopf abgebildet wird, so heißt das nur, er erhebt sich zur Sonne wie ein Sperber; oder Tot mit einem Hundekopf, er ist wachsam wie ein Hund. Dazu kam, daß den Aegyptern das sich stets gleichbleibende Instinctleben der Tiere imponierte. An den Anfang der Welt setzen die alten Aegypter eine flüssige Urmaterie (Nun), wie die heutige Wissenschaft einen Feuernebel; der Sohn jenes Chaos ist die Leben spendende Sonne (Ra), deren Gefolge die Göttin Hathor, die Beschützerin der Frauen, Schu, der Gott der Luft, Tefnet, der Tau, Seb, die Erde, und Nut, der Himmelsraum, sind. So hat also das Chaos (Nun) dem Ra die Herrschaft der Welt übergeben, welcher in den verschiedenen Teilen Aegyptens verschieden (Ammon in Theben, Horus in Apollinopolis u. s. w.) genannt wird. Zweifelloß ist also der Sonnenkult der ursprüngliche Kern der ägyptischen

Religion, wobei nicht vergessen werden darf, daß die Sonne auch wieder nur Symbol der Gottheit ist. — Ein tief-sinniger Mythos, welcher die bewegenden Kräfte der göttlichen Allmacht, die periodische Wiederkehr der Naturerscheinungen und die Wiederverjüngung der unsterblichen Natur darstellt, ist die Geschichte von Osiris, dem Sohne von Seb und Nut, und Isis, seiner Schwester und Gattin. Sein böser Bruder Seth überlistet und tötet ihn, er zerstückt ihn und streut die vierzehn Teile der Leiche über das ganze Land. Isis sammelt sie, und ihr Sohn Horus rächt den Vater. Osiris ist das Vergehen aller Erscheinungen im Himmel und auf Erden, Isis die große Weltmutter, Horus die zu neuem Dasein erweckte Welt und Seth die Ursache der Zerstörung und des Todes.

Ein Hauptteil des ägyptischen Glaubens ist die Unsterblichkeit. Dem innerlichen Wesen dieses Volkes genügte das vergängliche Leben nicht, sondern es verlangte nach der Fortdauer der Persönlichkeit. Sogar dem Leibe strebte man durch Einbalsamierung Ewigkeit zu verleihen. Ein furchtbares Totengericht vor 42 Richtern und Osiris entschied bei dem Eintritt in Amenthes, ob die Seele in das Reich des Lichtes eintreten und wieder Osiris werden dürfte, oder ob sie Jahrtausende lang eine qualvolle Seelenwanderung durch Tierleiber machen müßte. Der Gedanke an den Tod war dem Aegyptier vertrauter als das Leben; beim Gastmahl ging ein Mumienbild herum, mit den Worten: „Schau diesen an, trinke und sei fröhlich; wenn du tot bist, wirst du sein, wie dieser.“

Aus dem Totenbuche, welches jeder Mumie mitgegeben wurde, gewinnen wir einen Einblick in die Hauptfehler und Haupttugenden eines Aegypters, und damit auch in das pädagogische Ideal dieses Volkes (Schumann, Pädag. Chrestomathie I, 141 f.): „Ich habe nicht Trug noch Böses verübt. Ich habe nicht gemordet. Ich habe den Mann nicht betrogen bei seinem Tagewerke. Ich bin nicht träge gewesen. Ich bin nicht mutlos geworden. Ich habe nichts den Göttern Hassenswürdiges gethan. Ich habe mich nicht vergangen

gegen die Person meines Vorgesetzten. Ich habe nicht gedrückt, noch hungern lassen, noch weinen machen. Ich habe nicht Hurerei getrieben. Ich habe nicht Wucher getrieben. Ich habe das Gewicht der Wagschale nicht verringert. Ich habe die Götter nicht betrogen um ihre Opferschenkel. Ich bin rein!" — Auf Reinheit war überhaupt das ganze Dichten und Trachten des Volkes und noch mehr der Priester gerichtet. Alles Fremde, alles, was mit Krankheit und Tod, mit Unrecht und Unrat zusammenhing, wurde als typhoniisch (mit Seth zusammenhängend) peinlich gemieden.

Aegypten war eine Theokratie, aber die Priester herrschten nur insofern, als der König selbst das Oberhaupt der Kirche, der Sohn des Ra, ja selbst Gott war. Er verkehrte unmittelbar mit den Göttern, neben ihm haben die Priester und Krieger das meiste Ansehn. Jene besorgen den Kultus, sind aber zugleich auch Richter und Aerzte, Künstler und Gelehrte. Das arbeitende Volk zerfiel in Kasten, in Ackerbauer, Handwerker und Hirten. Die Gesetze waren gerecht und milde, Schuldknechtschaft gab es nicht. Mord eines Sklaven wurde wie der Mord eines Aegypters bestraft; der Meineid mit dem Tode; Fälschung durch Abhauen der Hand; Verrat durch Ausschneiden der Zunge.

Die Sprache der alten Aegypter war grammatisch einfach und bestand aus meist einsilbigen Wurzeln. Die Hieroglyphen, welche erst seit Champollion (1790 — 1832) entziffert sind, waren eine schwerfällige, wenn auch reiche Schrift. Man unterscheidet drei Stufen: die rein hieroglyphische, welche etwa 2000 Zeichen, konkrete Gegenstände, mathematische und frei erfundene Figuren darstellt. Die hieratische Schrift hat jene Bilder zu symbolischen Zeichen verblaßt und fügt sie als Bestimmungen sprachlicher und sachlicher Art zu jenen ersten hinzu. Die demotische Schrift endlich, oder die epistolische, verwendet Laut- und Silbenzeichen mit Vermeidung der Ideogramme oder Bilder.

Den Griechen galten die Aegypter für die größten Gelehrten; und wenn sie auch des eigentlich wissenschaftlichen

Geistes entbehrten, so besaßen sie doch vielseitige Kenntnisse. In der Astronomie kannten sie die Länge des Sonnenjahrs, berechneten den Kalender, Sonnen- und Mondfinsternisse und hatten das dekadische System. Die Vermessungskunst wurde wegen der Nilüberschwemmungen gepflegt. Der Bau ihrer Pyramiden, der Kanäle und Schleusen setzt die Mechanik voraus. Landkarten waren schon unter Sesotris bekannt. Medizin und Geschichte, Gesezeskunde und Theologie wurden eifrig angebaut. (Cramer I, 118 f., Schmid I, 193 f. und Schmidt I, 127 f.)

Der düsteren, in sich abgeschlossenen Denkweise des Volkes entsprach ihre Kunst. Die Pyramiden sind Königsgräber; ihre Errichtung begannen die Herrscher beim Antritt ihrer Regierung. Die Tempel waren ungeheure, nach außen abgeschlossene Anlagen, deren monotone Wände zahllose Hieroglyphen bedecken. Die Plastik, welche ganz im Dienste der Baukunst steht, ist vorwiegend Flachrelief, ihre Figuren entbehren der Charakteristik. Die Sphinx ist, wie Hegel treffend gesagt hat, das Bild des ägyptischen Geistes, welcher, wie das Menschenhaupt auf dem Tierleibe, sich noch nicht aus dem Bann des Naturlebens losgerungen hat. Poesie und Musik wurden fleißig getrieben, wenn wir auch Genaueres darüber nicht wissen.

Schon durch die Tradition, welche alle Verhältnisse gewaltig beherrschte, wurde dies sonderbare Volk erzogen, daher sagte ein ägyptischer Priester, wie Plato im „Timäus“ berichtet: „O Solon, Solon, ihr Hellenen bleibt doch immer Kinder!“ Die Frau, welche eine würdige Stellung einnahm und oft Herrin des Hauses heißt, hatte teil an den geselligen Vergnügungen des Mannes und auf die Erziehung der Kinder großen Einfluß. Die Nahrung und Kleidung derselben war so einfach, daß sie, wie Diodor sagt, bis sie erwachsen waren, nicht über 20 Drachmen (etwa 15 Mark) kosteten. Allen Unterricht leiteten die Priester, deren Anstalten, reichlich ausgestattet, allen Söhnen freier Bürger offen standen, in den Elementarschulen regierte der Stock,

so daß es ein geflügeltes Wort war: „Die Ohren des Schülers sind auf seinem Rücken“. Durch ein Examen konnte man in die höhere Schule übergehen, wo sich der Jüngling einen Meister wählen mußte. Ein zweites Examen erwarb den Titel eines Schreibers und damit die Berechtigung zur Anstellung im Staate. Auch Mädchen lernten Schreiben und Lesen, wie noch vorhandene Briefe von und an Frauen bezeugen. Ueberhaupt wurde das Brieffschreiben eifrig getrieben, denn wir haben sogar Mustersammlungen dafür. Wenn Diodor bemerkt, die Palästra und die Musik wären in Aegypten nicht beliebt gewesen, weil jene der Jugend gefährlich sei, diese das Gemüt der Männer verweiche, so widerspricht dem Herodot und Plato.

Eine geradezu musiergültige Anstalt zum Betriebe der Gelehrsamkeit war das etwa 322 v. Chr. in Alexandria errichtete Museum, welches bis 940 n. Chr. bestand. In schönen Räumen wohnten, forschten und lehrten zahlreiche Gelehrte, durch eine ungeheure Bibliothek unterstützt. Weder Gymnasium, noch Universität, noch Akademie in unserem Sinne, war diese Anstalt ein Sammelpunkt wissenschaftlicher Menschen, welche nicht um ein Brotstudium zu treiben, sondern um ihren Wissensdrang zu befriedigen, sich versammelten.

5. Persien.

Auf dem Hochlande Trans wohnt seit alter Zeit ein Zweig des indogermanischen Stammes, die Perser oder das Zendvolk. Mit den Indern nach Sprache und Sitte verwandt, haben sie sich doch, durch Klima und Bodenbeschaffenheit ihrer neuen Heimat bestimmt, zu einem viel kräftigeren Volke entwickelt.

Die alte Religion, welche durch Zoroaster, d. h. Goldstern, etwa 630 v. Chr. reformiert wurde, ist ein Naturkultus, und zwar wurde besonders das Feuer als die Quelle alles Guten verehrt. Allmählich bildete sich ein scharfer Dualismus heraus, wonach dem Ormuzd (dem sehr weisen Herrn) der

böse Ahriman (der schlagende Geist) gegenübergestellt wurde. Jedem von beiden ist eine Schar dienender Geister beigegeben, jenem die unsterblichen Heiligen (Amescha-spentas): Guter Geist, Reinheit, Herrschaft, Weisheit, und eine Reihe Yazatas, unter denen das Feuer, Sonne, Mond und Mithras am wichtigsten sind. Dem Ahriman dagegen dient das Heer der höllischen Geister (Devas). Nachdem Ormuzd die Welt in 365 Tagen geschaffen hat, schloß er mit Ahriman einen Waffenstillstand auf 9000 Jahre, während welcher Zeit aber der Kampf zwischen Gut und Böse in der sichtbaren Welt fortgeht. Durch Zarathustra haben die Devas ihre Fähigkeit verloren, in Menschengestalt zu erscheinen, er hat seinem Volk das Avesta gegeben (d. h. Heilige Schrift), hat Ordnung und Gesittung verbreitet und die drei Stände, Priester, Krieger und Ackerbauer, begründet.

Die alte Stammverfassung war demokratisch; jeder Stand hat nur das ihm Obliegende zu besorgen. Das ganze Leben wurde als ein Kampf gegen den bösen Ahriman betrachtet. Lohn und Strafe vermag Ormuzd, der ja jetzt noch beschränkt ist, in dieser Welt nicht immer zu geben. Aber nach dem Tode wird Gericht gehalten, worauf die Seele entweder in die drei Himmel oder die drei Höllen (für Gedanken, Worte und Werke) versetzt wird. Doch währt Lohn und Strafe nur bis zum großen Kampfe zwischen den beiden Weltprinzipien. Dann wird Ormuzd siegen und Friede und Seligkeit auf der ganzen Welt herrschen.

Das Leben des Persers war durch die Religion bestimmt. Sogleich nach der Geburt wurde das Kind feierlich gewaschen und ihm etwas von dem heiligen Homajast in den Mund gethan. Nach drei Jahren mußte der Vater dem Mithra ein Opfer bringen. Im fünften mußte das Kind lernen, was gut und böse sei; vom siebenten Jahre an hatte sich der junge Perser vor Verunreinigung zu hüten. Mit dem fünfzehnten Jahre wurde er durch die Umlegung des heiligen Gürtels, den er niemals ablegen durfte, in die Religionsgemeinschaft aufgenommen; Voraussetzung dafür ist, daß ein

Jüngling das „Sühngebet“ auswendig wisse und den Venedidad lesen könne.

Die Ehe, welche für ein verdienstliches Werk galt, besonders unter nahen Verwandten, wurde durch Handschlag der Brautleute, religiöse Waschungen und Segenswünsche des Priesters geschlossen, der dabei Weizen und Reis über das Paar streute. Vielweiberei war erlaubt, aber selten. Dem Manne allein, dem die Frau Unterwürfigkeit schuldete, war Scheidung gestattet.

Nach Zoroaster ist, gemäß unserer Verwandtschaft mit den Göttern, unseres Lebens Zweck die Tugend. Der beste Weg dazu ist Reinheit und Wahrheit; die Lüge ist das unnatürlichste, verächtlichste und strafwürdigste Laster; fast ebenso verwerflich das Kind der Lüge, das Schuldenmachen, und der Undank. Während Wahrhaftigkeit der Mut des Gedankens, ist Tapferkeit der Mut der That.

Da der Mensch in stetem Kampfe mit Ahriman, dem Gotte der Finsternis, liegt, so muß er fortwährend durch Gebet, Arbeit und Lernen gegen ihn gerüstet sein. Er muß Gutes denken, reden und handeln.

Wir haben zwei Berichte griechischer Schriftsteller über die persische Erziehung; den einen von Herodot aus Halikarnaß, welcher in seiner Vaterstadt Gelegenheit hatte, persisches Leben kennen zu lernen; den andern von Xenophon, welcher durch seinen Zug mit den Zehntausend vielfach mit persischen Sitten in Berührung kam. Jener berichtet, daß es für mannhaft gilt, viele Kinder zu haben, daß diese aber vom fünften bis zum sechzehnten Jahre nur in dreierlei unterrichtet werden, nämlich im Reiten, Bogenschießen und Wahrheitreden. Niemals sei ein persischer Vater von seinem Sohn getötet worden. Kein Opfernder erlebe für sich allein etwas, sondern für alle Perser, besonders für den König. — Xenophon giebt in seiner „Cyropädie“ das Ideal eines Regenten, in welchem persische und griechische Züge miteinander verbunden sind. In Persien dürfen die Eltern ihre Kinder nicht nach Belieben erziehen, sondern der Staat wache

darüber, daß Schändliches möglichst vermieden werde. Auf einem großen Platz um die Staatsgebäude versammeln sich in vier Abteilungen unter ihren Vorstehern die Knaben, Jünglinge, Männer und Greise. Die Knaben lernen Gerechtigkeit, d. h. es wird ihnen nicht nur Diebstahl, Gewaltthätigkeit, Betrug und dergl., sondern auch Undank und Lüge als schlecht dargestellt, während ihnen Gehorsam, Mäßigkeit und Ordnung durch Lehre und Beispiel eingeprägt wird. — Die Jünglinge haben zehn Jahre lang (16.—25. Jahr) die Stadt zu bewachen und sich durch die Jagd für den Krieg zu üben. Als Zubrot genießen sie außer der Kresse, was sie auf der Jagd erlegen. — Die Männer müssen 25 Jahr lang die Wachen versehen, Verbrecher auffuchen und ins Feld ziehen. — Vom 50. Jahre an haben sie Zutritt zu den obrigkeitlichen Aemtern.

Unter den körperlichen Uebungen erwähnt Xenophon auch noch den Tanz, und Strabo bemerkt, die Perser hätten ihre Weisheit den Kindern durch Fabeln mitgeteilt. So löblich ihre Erziehung insofern ist, als sie für eine Sache des Staates angesehen wurde, so tritt doch der Mangel an geistiger und künstlerischer Entwicklung grell hervor. Weder in der Poesie noch in der bildenden Kunst zeigen die Perser Selbständigkeit, und schon Plato tadelt sie, daß sie es mit der vierten Kardinaltugend, der Weisheit, d. h. mit der Erforschung der Dinge, nicht so ernst genommen hätten wie mit den andern drei. (Cramer I, 70 f., Schmid I, 115 f.)

6. Die Griechen.

a) Einleitung.

Bodenbeschaffenheit und Klima wirkten zusammen, um den alten Griechen eine Harmonie körperlicher und geistiger Vorzüge zu geben. Die herrlichen Gestalten des Apollo und Hermes, Achill und Theseus mit dem großen Auge, der kurzen Stirn, der geraden Nase und mit dem feinen Munde

sind doch nur verklärte Griechen. War auch ihr Nationalcharakter leidenschaftlich und reizbar, zu Leichtsinn, List, Neid und Eifersucht geneigt, so war er doch auch durch feines Gefühl für das Schöne, Beweglichkeit und Schärfe des Verstandes und durch frische Thatkraft ausgezeichnet. Nicht mit Unrecht hat man sie den „leuchtenden Menschenfrühling“ genannt, denn bezeichnend steht am Anfang ihrer Geschichte der Held Achill und am Ende der Held Alexander, welche beide als Jünglinge vom Tode dahingerafft wurden. Die Vereinigung des Schönen und Guten (Kallokagathie) war das hellenische Lebens- und Erziehungsideal.

Das griechische Volk, ein Zweig der Indogermanen oder Arier, war durch Gebirge in viele Gaue geschieden; im Norden von den Barbaren getrennt, durch eine vielfach zerflüßte Küste auf den Seeverkehr mit dem Osten gewiesen. Hauptsächlich drei Stammesunterschiede treten hervor, welche die im ganzen gleiche Erziehung mannigfach bestimmen: Die Dorier, deren Held Herakles, waren ernst und streng und ordneten das Individuum dem Staatsgedanken unter. Thaten galten ihnen mehr als Worte, Gymnastik, Musik und Tanzkunst mehr als Dialektik und Poesie. — Der leichtblütige und regsame Ionier strebte nach einem sinnlichheiteren, aber geistig getragenen Leben; seine individuelle Beweglichkeit fand in der Demokratie Genüge. Litteratur, Kunst und Philosophie brachten sie bei ihrer Vorliebe für das Müssige zur Blüte. Die Erziehung war nicht Sache des Staats, sondern der Familie. — Die Aeolier, leidenschaftliche, oberflächliche und schwankende Menschen, blieben von schroffen Gegensätzen im Staats- und Privatleben befangen. Ihr Hauptgott war Dionysos; ihr höchster Genuß wilde Musik. Neben glänzenden, gewalthätigen Rittern finden wir rechtlose Sklaven und armselige Bauern.

Die vorhistorische Erziehung der Griechen lernen wir aus Homer kennen. Durch gutes Beispiel und Gewöhnung mehr als durch Lehre wurde das Kind erzogen, dessen Anlagen als ein Geschenk der Götter betrachtet wurden. Das

Kind wurde mit zarter Liebe gepflegt, in vornehmen Häusern von einer Amme genährt, die dann zeitlebens zur Familie gehörte, darauf durch die Mutter und Wärterin erzogen. Ehrfurcht gegen die Eltern, Frömmigkeit, Tapferkeit und Wahrheitsliebe waren die Haupttugenden, welche dem Sohne eingeprägt wurden. Von besonderem Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen findet sich bei Homer keine Spur, wohl aber von Gesang und Musik. Als Ziel der Erziehung giebt Peleus dem Phönix an (Il. IX, 443), daß sein Zögling Achill „Sprecher von Reden sei und Vollführer von Thaten“. Gymnastische Uebungen, Wettlauf, Ringen, Faustkampf und Diskuswerfen und daneben die Jagd waren die Schule der Gewandtheit und des Mutes.

Die Mädchen, deren Hauptzierde Schönheit, Klugheit und Ehrbarkeit, wurden in Handarbeiten aller Art, in Gesang und Tanz unterwiesen; neben häuslicher Beschäftigung trieben sie das Ballspiel und, wie Naukkaa, das Fahren.

Homers Gesänge, in denen sich die heroische Zeit spiegelt, welche in Achill und Odysseus die Ideale der Heldenkunst und Verschlagenheit, in Naukkaa und Penelope die Ideale der Jungfrau und Mutter entfalten, blieben fortan das Grundbuch des hellenischen Unterrichts.

b) Sparta.

Durch die dem Lykurg zugeschriebene Verfassung, an deren Festhaltung Pythia den Bestand des Staates geknüpft hatte, herrschte in Sparta der dorische Adel, die Spartiaten. Ihr Grundsatz war: „Nichtsthun ist die Schwester der Freiheit“. Die Perioiken, im Besitz kleiner Güter, waren zwar persönlich frei und trieben Handel und Gewerbe, waren aber von der Regierung ausgeschlossen; die Heloten waren Staatsflaven; Fremden war die Niederlassung in Sparta verjagt; Gütergleichheit die Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung. Eisernes Geld verhinderte die Anhäufung von Reichtum. Einfachheit in Wohnung, Kleidung und Nahrung, Verachtung des Luxus und der Weichlichkeit

machten Sparta groß. Der ganze Staat war eine Erziehungsanstalt, welche Ehrfurcht vor dem Alter, Gehorsam gegen die Gesetze, kriegerischen Geist, Mäßigung im Genuß und Kühnheit im Handeln erstrebte.

Die Erziehung des Menschen begann gleichsam vor seiner Geburt, denn die Erzeugung gesunder, kräftiger Kinder wurde mit Bewußtsein erstrebt. Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen trieben gemeinsam, mehr oder weniger nackt, Tanz und Kampfesübungen. Dadurch wurde, wie Plutarch sagt, die Scham keineswegs vermindert, aber die Lust zur Heirat geweckt und die rechte Auswahl ermöglicht. Erst im 30. Jahre durfte der Jüngling heiraten. Monogamie war geboten, Ehebruch unerhört, Unfruchtbarkeit der Frau Grund zur Scheidung.

Bei der Geburt eines Knaben, der mit Wein gebadet und in einen Schild gebettet wurde, ward die Thür mit einem Olivenfranze geschmückt; war das Kind ein Mädchen, mit einer wollenen Binde. Nachdem das Kind feierlich um den Herd getragen, entschieden die Ältesten des Stammes, ob es aufgezogen oder am Tangetos ausgesetzt werden sollte, denn der Staat konnte schwächliche Kinder nicht gebrauchen. Bis zum siebenten Jahre lag die Erziehung der Mutter ob, dann wurden die vollbürtigen Söhne in die staatlichen Erziehungshäuser gebracht, wo sie mit Gleichaltrigen mehrere Stufen (vom 7. bis 12., 15., 18., 30. Lebensjahre) durchzumachen hatten. Ihr Lager bestand bis zum 15. Jahre aus Heu und Stroh, dann aus selbstgesuchtem Schilfrohr; barfuß gingen sie bis zum 12. Jahre in einem Kittel, dann in einem Mantel; die Kost war sparsam, doch durften sich die Knaben, um sie in der List und Kühnheit zu üben, Lebensmittel stehlen; wer sich fassen ließ, bekam Schläge. Zur Abhärtung wurden die Kinder jährlich am Feste der Artemis bis aufs Blut gepeitscht. Die gymnastischen Uebungen bezweckten militärische Tüchtigkeit, deshalb war der Faustkampf ausgeschlossen; dagegen der Tanz, sowohl der religiöse Reigen wie der Kriegstanz, geübt. — Die geistige Erziehung

bestand zunächst in Musik, d. h. Zitherspiel und Chorgesang; Marschlieder, Hymnen, Festgesänge und Lykurgs Gesetze wurden nach Therpanders ernststen Weisen gesungen. Lesen, Schreiben und Rechnen wurden getrieben, ebenso die Uebung in freier, treffender Rede (Lakonismus); Gelehrsamkeit und Rhetorik waren verachtet. Ein eigentümliches Erziehungsmittel der Spartaner war die Knabenliebe, welche in der Blütezeit des Staates vielleicht rein war.

Die Erziehung der Mädchen war ebenfalls eine öffentliche. Auch sie wurden in der Gymnastik und Musik geübt. An Großherzigkeit, Kraft und Vaterlandsliebe wetten sie mit den Männern. Freilich dauerte diese strenge Zucht nur bis zum peloponnesischen Kriege.

Die Gedanken der dorischen Erziehung hat Pythagoras, der Samier, den Aristoteles den ersten Lehrer der Ethik nennt, in ein System gebracht und in seinem Geheimbunde zu Kroton (6. Jahrhundert) praktisch durchgeführt. Er ist der älteste Erziehungstheoretiker der Griechen, sein Leben ist in mythisches Dunkel gehüllt, er soll der Sohn des Apollon gewesen, von den Philosophen Anaximander und Thales, aber auch von phönizischen und ägyptischen Priestern unterwiesen worden sein und mit Zoroaster verkehrt haben. In Kroton (Unteritalien), wo er durch priesterliches Auftreten, religiöse Begeisterung, vielseitiges Wissen und sittlichen Charakter Aufsehen erregte, sammelte er einen Kreis von Jünglingen um sich, deren Annahme und Aufsteigen in höhere Stufen er von einer physiognomischen Prüfung abhängig machte. Bildung, lehrte er, unterscheide den Freien vom Sklaven, den Griechen vom Barbaren; wer sie erreichen wolle, müsse sich der Autorität unterwerfen und schweigen lernen. So führte er mit seinen Schülern ein gemeinsames, klosterähnliches Leben, nach dem Sage: Freunde müssen alles gemein haben. Daneben hielt er abends vor gemischtem Publikum (exoterische) Vorträge.

Die Erziehung der sorgfältig ausgewählten Schüler dauerte vom 12. bis zum 17. Jahre. In der dreijährigen

Prüfungszeit als Exoteriker, d. h. Lehrling, hatte er durch Schweigen und Lernen nach Seelenreinigung zu streben, ohne daß er in persönliche Berührung mit dem Meister kam. Trat er dann in den langersehnten Kreis der Esoteriker, so durfte er im Verkehr mit Pythagoras selbständigen Studien obliegen und ihn fragen. Das Leben war bis ins kleinste durch Vorschriften für Nahrung und Kleidung, Gottesdienst und Waschungen geregelt. Tieropfer, Fleisch- und Weingenuß waren verpönt, Mord und Krieg verboten, Unterricht und Lebensführung trugen einen religiösen Charakter. Die Musik, ein Bild der Harmonie des Weltalls, war ein wichtiges Erziehungsmittel; sie sollte das Gemüt von Leidenschaften reinigen, trösten, kräftigen und veredeln. Daran schloß sich die Mathematik, die dem Meister als edelste Wissenschaft galt. Ueber dem Eingange zu seinem Institut stand das Wort: „Kein Nichtmathematiker trete ein!“ Die Zahl galt ihm als Maß aller Dinge. Ihm wird der Pythagoräische Lehrsatz, die Erfindung des Rechenbretts, des musikalischen Kanons (Monochord) und der achtsaitigen Leier zugeschrieben. Die Zahlen dienten ihm auch zu Symbolen der Prinzipien und Tugenden. — An die Lektüre der Dichter knüpfte er grammatische und logische Untersuchungen. Als höchste Weisheit wurde die Lehre vom Wesen des Menschen, der Welt und Gottes übermittelt. Es ist nur ein Gott, dessen Leib das Weltall; er stellt sich dar als Aether, Urmaterie, Zeit und Raum. Der Tonleiter gemäß erklingen die sieben Planeten in der Harmonie der Sphären; die Wärme der Gottheit erzeugt das Leben, der Aether die Seelen, das Weltall ist eine Kugel, in deren Zentrum die Erde sich befindet. — Der Mensch, dessen Geist vom Aether stammt und zur Buße in den Körper eingeschlossen ist, muß sich durch Seelenwanderung läutern; bei der Geburt unvollkommen, muß er durch sein ganzes Leben erzogen werden, um durch Reinigung zur Sittlichkeit, zur Harmonie und zur Gottähnlichkeit zu gelangen. Einige der ihm zugeschriebenen Sinnprüche beweisen dies. —

„Was ist das Weiseste? Maß und Zahl. — Was ist das Schönste? Die Harmonie. — Was ist das Mächtigste? Die Intelligenz. — Der Beginn ist die Hälfte des Ganzen. — Feigheit ist es, den uns von Gott angewiesenen Pfosten eher zu verlassen, als er es erlaubt. — Niemand ist frei, der sich nicht in jeder Hinsicht selbst beherrscht. — Folge dem Gotte!“ (Schmid I, 178—257, Schmidt I, 145—349.)

So zeigt Pythagoras hohe pädagogische Weisheit, er betont die Notwendigkeit der Erziehung, gründet sie auf Religion, fördert sie durch Gedächtnis und Selbstthätigkeit, paßt sich der Individualität des Schülers an und strebt nach Harmonie aller Kräfte.

c) Athen.

Von allen Joniern waren die Athener die gebildetsten. Ihr Land, am Meer gelegen und von Bergen durchzogen, war geeignet, ein kräftiges, regames, für Kunst und Wissenschaft empfängliches Volk zu entwickeln. „Wir lieben“, sagt Thucydides, „das Schöne, aber ohne Prunk, wir philosophieren, ohne uns zur Weichlichkeit verleiten zu lassen; wir sind kühn, aber geben uns doch Rechenschaft von dem, was wir unternehmen“. In Athen erblühte die Plastik und das Drama, die Philosophie und die Beredsamkeit.

Wie in Sparta Lykurg, war dort Solon (639—559) der Gesetzgeber. Er hob die Schuldknechtschaft auf, begründete eine Vermögensaristokratie, machte allen Bürgern die Teilnahme an der Politik und Rechtspflege möglich, förderte durch Feste und Opfer die Ehrfurcht vor dem Heiligen und verlangte von jedem Athener, daß er ein Handwerk oder eine Kunst lernte. Betreffs der Erziehung werden ihm folgende Grundsätze zugeschrieben: 1. Die Eltern sind die Herren. 2. Niemand darf seine Tochter verkaufen. 3. Die Knaben sollen vor allen Dingen schwimmen und lesen lernen; die ärmeren sodann Landbau, Handel oder irgend eine Kunst; die wohlhabenden sollen Musik treiben, mit Pferden umgehen, die Gymnasien besuchen, Jagd und

Philosophie treiben. 4. Der Sohn, den sein Vater nichts lernen läßt, braucht ihn nicht zu ernähren. 5. Wer seine Eltern schlägt oder nicht ernährt, soll ehrlos sein. 6. Wenn sich ein Vater aus Krankheit oder Altersschwäche unanständig beträgt, so darf ihn der Sohn wegen Verstandsverirrung anzeigen und ihn auch wohl binden. 7. Kein Sklave darf Gymnastik treiben. (K. Schmidt, „Gesch. d. Päd.“ I, 233.)

Das neugeborene Kind befand sich die ersten sieben Jahre in der Pflege und Leitung der Mutter. Die Stellung der Frau in Athen war weniger frei als in Sparta. Rechtlich unselbständig und vom Verkehr mit Männern ausgeschlossen, widmete sie sich ihren Kindern und den häuslichen Geschäften. Hatte der Vater erklärt, daß er das Kind annehme, und war ihm am 10. Tage ein Name gegeben, so wurde es 1 bis $1\frac{1}{2}$ Jahr von der Mutter oder einer Amme genährt. Durch freundliche Worte, aber auch durch Schläge, durch Erzählung von Fabeln und Schreckgeschichten wirkte die Mutter auf das kindliche Gemüt. Das Leben der Kinder in Athen, und gewiß auch anderswo in Griechenland, war ein ebenso fröhliches wie bei uns. Nicht weniger als 62 Kinderspiele sind uns überliefert. (K. A. Schmidt, „Gesch. d. Erz.“ I, 190.) Abgesehen vom Laufen und Hüpfen, Kreisel- und Reistreiben, Puppen und Spielsachen aller Art, vom Ballspiel, vom Steckenpferd, lernen wir Blindekuh und Plumpjack, Scherben- und Münzwerfen, Königspiel, Tauziehen, Huckepack u. a. kennen. Besonders eifrig wurde auch der Tanz, begleitet von Musik und Gesang, gepflegt.

In der zweiten Erziehungsperiode (vom 7. bis 14. Jahre) trat der Knabe unter die Aufsicht des Staates, denn der Mensch ist nach Aristoteles ein für den Staat geschaffenes Wesen; doch wenn auch jeder Vater verpflichtet war, seinen Sohn in der Gymnastik und Musik unterrichten zu lassen (Platon, Krit. 50 D.), so war doch von Schulzwang keine Rede; der Athener wußte selbst die Bedeutung der Schule für die Familie und den Staat vollauf zu würdigen. Aber es war den Alten viel weniger um ein ausgedehntes Wissen,

als um die Pflege von Charakter und Gemeinfinn zu thun. Auch in Athen wurde auf die gymnastische Erziehung der größte Wert gelegt, doch nicht, wie in Sparta, vom militärischen Gesichtspunkt oder gar um Athleten zu erziehen, sondern um die Jugend gesund, frisch und anmutig zu machen. Die Uebungsplätze waren in alter Zeit freie, später bedeckte, ja prächtige Räume. In diesen Gymnasien, welche vom Areopag beaufsichtigt und von Gymnasten geleitet wurden, übten sich Knaben, Jünglinge und Männer im Laufen und Ringen, im Sprung, Diskus- und Speerwerfen. Diese fünf Uebungen (Pentathlon) wurden auch auf den großen Nationalspielen vorgeführt; der rohere Faustkampf war in Athen verachtet. Bedenkt man, daß der Sieger in den heiligen Spielen auf Staatskosten gespeist, von den Dichtern besungen und von allen Hellenen fast göttlich verehrt wurde, so kann man sich vorstellen, wie dadurch die Gymnastik gefördert und geschätzt wurde. In den Palästen stand das Bild des Hermes oder Theseus, in ihrer Schönheit und Pracht das begeisternde Vorbild der Jünglinge.

Die musikalische Erziehung ergänzte durch sprachliche und musikalische Bildung die körperliche. Den Elementarunterricht, welcher aus Lesen, Schreiben und meistens auch Rechnen bestand, erteilten Sklaven und Männer, die zu sonst anderem nichts taugten, sie waren geringgeschätzt, weil sie sich bezahlen ließen. Ein Lehrer sollte nicht nur alle Tugenden besitzen, die der Erzieher bedarf, sondern auch durch nichts auffallen. Der Grammatiker lehrte die Elemente, der Didaskalos war Sprachlehrer, der Grammatikos gab wissenschaftlichen Sprachunterricht, während der Sophist Beredsamkeit und Philosophie lehrte. Neben dem Unterricht durfte aber keiner von ihnen die Zucht vernachlässigen; Ehrfurcht vor den Göttern, Achtung vor dem Alter, Anstand und Bescheidenheit, Ehrliche und Gehorsam waren die Haupttugenden. Mit Recht betrachteten die Griechen die Gewöhnung als ein Hauptmittel der Erziehung; „Natur giebt den Anfang, Uebung die Mitte, Wissen das Ende“,

sagt Archytas. Selbstthätigkeit im Denken und Urteilen, Berücksichtigung der verschiedenen Individualität, Wertschätzung von Umgang und Beispiel, von Anschaulichkeit und Abwechslung in den Gegenständen sind wichtige Gesichtspunkte der athenischen Erziehung. Ihr Lektionsplan war überaus einfach: neben dem Lesen und Schreiben trieb man nur Musik und das Studium der Dichter und der sogen. Realien, Rechnen und Astronomie; Religionsunterricht fehlte, dafür wurde der Knabe im Hause durch die Götter- und Heroenlehre, durch Hymnen und Kultushandlungen und durch das Studium von Homer und Hesiod zu lebendiger Frömmigkeit angeleitet.

Das Lesen und Schreiben, was in den Grammatistenschulen gelernt wurde, trieb man zugleich. Nach Erlernung der 24 Buchstaben wurden Syllabierübungen angestellt, langsam und deutlich gelesen und die Kenntniss der Redetheile überliefert. Den Lesestoff boten die Dichter (außer Homer und Hesiod die Gnomicer und Dramatiker), wodurch nicht nur Zunge und Ohr, sondern auch Geschmack und Gemüt gebildet wurden, zugleich lernte der Schüler die Elemente der Metrik kennen; das Gedächtnis wurde durch Memorieren gekräftigt; viele konnten die ganze Ilias und Odyssee, „die Bibel der Hellenen“, auswendig; das Gelesene wurde erklärt, nach Inhalt und Form exzerpiert und abgeschrieben. Zum Schreiben brauchte man eine mit Wachs überzogene Tafel, Metallgriffel, Pergament und Tinte. Das Rechnen ward erst seit Lucian († 200 n. Chr.) allgemein üblich, man begann mit dem Fingerrechnen, dann folgte das Kopfrechnen, dann die Rechentafel (Abakos); die vier Spezies waren bekannt, dagegen wird das Potenzieren und Radizieren nicht erwähnt. Dazu kamen die Elemente der Geometrie.

Seit dem 4. Jahrhundert gehörte auch das Zeichnen zur allgemeinen Bildung. Man zeichnete auf Buchsholztafeln mit dem Griffel, und auf schwarze Tafeln weiße und rote Skizzen. Dadurch wurde nicht nur der praktische, sondern auch der ästhetische Sinn entwickelt.

Besonders geschätzt war die Musik, deren Macht ja durch die hübschen Geschichten von Orpheus, Amphion und Arion veranschaulicht wird. War doch Apollo, der Musaget, der Nationalgott der Griechen, und die dramatische Kunst ist dem musischen Dienst des Dionysos entsprungen; aber die bloße Instrumentalmusik galt wenig; nur als Trägerin des Dichterwortes hatte die Musik Wert; das Virtuositentum war als banausisch verachtet. Der heranwachsende Knabe sollte nicht Musik machen lernen, sondern musikalisch werden. Die Musik als „Seelenleiterin“ sollte die Leidenschaften bändigen und zur Mäßigkeit, Besonnenheit und Tapferkeit führen. Achill beschwichtigt seinen Unmut durch die Leier, und Alexander wurde durch einen Flötenspieler zur Kampflust entflammt; der lesbische Sänger Terpander, der Begründer der griechischen Musik, versöhnte 644 die streitenden Parteien in Sparta, und der attische Sänger Thyrtäus begeisterte die Krieger zum Kampf. Zuerst lernten die Knaben Hymnen singen auf Götter und Helden, dann die künstlerischen Weisen des Timotheus und Philoxenus; bei gemeinsamen Mahlen übten sie sich im Wechselgesang selbst-erfundener Lieder und dann in Festen der Götter in gemeinsamen Chören. Sokrates lernte noch im Alter die Lyra und Kithara spielen, denn Philosophie, meinte er, sei der Gipfel der Musik. Wie schon gesagt, wurde die Musik nicht ohne die Dichtkunst betrieben; daher verachtete Alcibiades die Flöte, weil der Spielende weder singen noch sprechen könne. Am beliebtesten war dagegen die Lyra, die ursprünglich vier, seit Terpander sieben Saiten hatte, und die Kithara, die mit einem hohlen Resonanzboden versehen war. Leider ist uns von der altgriechischen Musik nur wenig bekannt.

Auf der dritten Stufe der Erziehung (vom 16. bis 20. Jahre), wo der Jüngling (Ephebe) im kurzen Kriegsmantel (Chlamys) oder im Waffenschmuck erscheinen durfte, wurden die bisherigen Übungen fortgesetzt und erweitert. Die Jünglinge wurden im Waffen- und Wachtdienst geübt, in Märschen und Biwaks; dazu kam die Jagd und das

Kampfspiel. Dazu gesellte sich ferner Fackellauf, Wagenrennen, Reiten und Schwimmen. Die musische Ausbildung wurde jetzt durch Beredsamkeit und Philosophie ergänzt. Bei der Öffentlichkeit des Lebens stand die Redekunst in hohen Ehren und wurde seit dem 5. Jahrh. teuer bezahlt. In den Gymnasien gab es auch Hallen für die Lehrer, aber seit Plato (428—347) hatten die berühmten Philosophenschulen besondere Gebäude mit Gartenanlagen.

Mit dem 20. Jahre wurde der Jüngling durch seine Einzeichnung in die Bürgerrolle mündig und stimmberechtigt, nachdem er folgenden Eid geleistet hatte: „Ich will nicht den heiligen Waffen Schande machen und nicht den, der neben mir steht, verlassen; für die Heiligtümer und Gesetze will ich kämpfen. Das Vaterland will ich nicht in einem schlechteren, sondern in einem besseren Zustande zurücklassen. Gern will ich mich jederzeit den Richtern fügen und den väterlichen Gottesdienst ehren. Zeuge dessen seien die Götter!“

d) Plato.

Sokrates (469—399), der Vater der klassischen Philosophie Griechenlands, den Apollo für den Weisesten erklärt hatte, war ein Meister der Pädagogik. Von heißem Wahrheitsdrange und Liebe zu seinen Schülern beseelt, stellte er, was er lehrte, durch sein eigenes Leben dar. Um seine Schüler zur Selbstthätigkeit zu bringen, übte er geistige „Hebeammenkunst“, d. h. die heuristische Methode; vom Einfachsten, Alltäglichen ausgehend und sich unwissend stellend (seine Ironie), ließ er sich scheinbar durch den Schüler belehren, verwickelte ihn durch stetes Fragen in Widersprüche und führte ihn so zur Erkenntnis, daß er im Grunde nichts wisse. Sodann leitete er ihn durch Induktion, d. h. durch eine Menge konkreter Fälle, zum Begriff und von diesem zur Definition. So ist er der Vater der Katechetik geworden. Die Erziehung zur Klarheit und Tugend hielt er für das schwierigste, aber auch schönste

Werk; als ihr Ziel erschien ihm nicht ein bestimmter Beruf oder, wie den Sophisten, ein praktischer Nutzen, sondern ein tüchtiger Charakter. Höher als die körperliche Ausbildung schätzte er die musische Bildung; höher als das Wissen in Mathematik und Naturforschung die sittlich-religiöse Entwicklung. Selbsterkenntnis, Einsicht in das Gute (denn die Tugend sei ein Wissen und daher lehrbar) und Selbstbeherrschung waren die drei Güter, welche er seinen Schülern aneignen wollte. Bedenkt man, wie weit er durch seine Theorie und Praxis seiner Zeit vorausseilte, so kann man sich nicht wundern, daß er als Märtyrer seiner Ueberszeugung den Tod fand.

Was Sokrates unsystematisch auf Straßen und Märkten, in Hallen und Gymnasien gelehrt hatte, brachte sein großer Schüler Plato (428—347) in wissenschaftlichen Zusammenhang. Der Kern seiner kunstvollen Dialoge ist die Ideenlehre, d. h. die Theorie von den selbständigen Urgedanken Gottes, deren unvollkommene Abbilder die Dinge sind; ihre Erkenntnis ist die Dialektik, welche sowohl induktiv als auch deduktiv vorgeht. Der Mensch, durch seinen Leib dem Vergänglichen, durch seine unsterbliche Seele mit Gott verwandt, strebt nach der Idee des Guten, d. h. nach Tugend, welche die Gesundheit der Seele, die Harmonie ihrer drei Hauptvermögen ist, und zwar Weisheit als die Tugend der Vernunft, Tapferkeit die des Mutes, Mäßigkeit die des Begehrens; ihr gemeinsames Band ist die Gerechtigkeit.

In seinem „Staate“ giebt Plato sein Ideal der Erziehung. Er ist die Gerechtigkeit in großen Buchstaben, dessen drei Stände, Herrscher, Krieger und Handwerker, den drei Seelenvermögen und den drei Tugenden entsprechen. Er hat die Beschäftigungen und Genüsse, die Opfer und Feste, und vor allem die Erziehung seiner Bürger bis ins einzelne zu leiten; die Herrscher des Staates aber sollen Philosophen sein. Im Anschluß an die Einrichtungen Spartas und die Gedanken des Pythagoras giebt er genaue Vorschriften über die Erziehung. Diese be-

ginnt vor der Geburt, d. h. der Staat hat die Stiftung der Ehe, das Alter, die leiblichen und seelischen Eigenschaften der Gatten zu prüfen. Bis zum 3. Jahre wird das Kind von der Mutter sorgfältig gepflegt, welche es weder zu verzärteln, noch einzuschüchtern hat. Bis zum 6. Jahre dürfen die Kinder spielen, und zwar möglichst im Freien, wodurch Phantasie, Charakter und Anlage entwickelt werden. Märchen und Geschichten, wenn sie eine richtige Vorstellung von Gott und Menschen enthalten, sollen ihnen erzählt werden; Ehrfurcht vor den Eltern, Ehrgefühl und Scham sind die wichtigsten Tugenden dieses Lebensalters.

Vom 7. Jahre an wird Gymnastik, Musik und Wissenschaft getrieben.jene beiden müssen Hand in Hand gehen, denn wer nur Gymnastik treibt, wird leicht roh, wer nur Musik, weichlich. Die gymnastischen Uebungen umfassen das Ringen, Laufen, Springen, Werfen, den Faustkampf und den Tanz; außerdem die Taktik, d. h. die Handhabung der Waffen und das Reiten, und endlich die Jagd. Die Musenkunst umfaßt das Lesen und Schreiben und die Leküre von Hymnen und Gedichten zum Preise guter Menschen; Homer und die tragischen Dichter dagegen sind ausgeschlossen; wer selbst etwa dichtet, hat sich der Censur der Gesetzeswächter zu unterwerfen. Die eigentliche Musik (vom 14. bis 16. Jahre), welche die Seele zur Wohlanständigkeit führen soll, ist Gesang mit Tanz, also Chöre, von Leier und Zither begleitet.

Da Vielwifferei mit schlechter Erziehung schädlicher ist als Unwissenheit, sollen nur diejenigen Wissenschaften gepflegt werden, welche zur Klarheit führen, also Arithmetik, Mathematik, Astronomie und Dialektik (Logik).

Die sittliche Bildung, welche darnach strebt, den Menschen gottähnlich zu machen, besteht vor allem in der Gerechtigkeit, sowohl uns selbst gegenüber, wie auch andern. Gerecht ist derjenige, dessen Vernunft über die anderen Seelenvermögen herrscht, der seine Leidenschaften zügelt und möglichst die Idee des Guten darstellt.

Nach der Erwachene bedarf der Erziehung. Selbst-erkenntniß, Liebe zur Gerechtigkeit, Mäßigung und Weisheit hat er zeitlebens zu erstreben; um herrschen zu können, muß er dienen lernen und sich als Glied des Ganzen fühlen: je nach seinem Berufe als Krieger, Arzt, Lehrer, Staatsmann oder Gesetzgeber hat er sich der einen oder der anderen Übung stetig zu befleißigen.

Die Mädchen übrigens werden von Plato nicht vernachlässigt. Sie sollen in der Gymnastik, im Waffentanz, im Laufen und Fechten geübt werden; ja, die Weiber der Wächter sollen unter den Männern nackt üben, denn wenn sie sich entkleiden, werden sie statt des Gewandes die Tugend überwerfen; Musik ist dem weiblichen Geschlecht besonders nützlich, aber auch an den philosophischen Übungen können die dafür Begabten teilnehmen. Das Weib ist zwar in allem schwächer als der Mann, hat aber doch auch für alles Anlagen wie er.

Hören wir noch einige bezeichnende Aussprüche Platos über die Erziehung. (Schumann, Pädag. Chrestomathie I, 225—231. Hannover 1878. Wohlfahrt, Pädag. Schatzkästlein. Leipzig 1861.) Durch Sittlichkeit soll der Mensch, soweit es ihm gegeben, sich der Gottheit ähnlich machen; sie besteht in der Gerechtigkeit, in der Mäßigung der Begierden, in der Heiligkeit. Durch die Erziehung kommt der Mensch der Gottheit am nächsten. Wer die Gymnastik allein treibt, artet in Roheit und Wildheit aus; wo geistige Bildung fehlt, ist der Mensch dem Tier ähnlich. Das Gemüt der Kinder muß in einer möglichst frohen und heiteren Stimmung gehalten werden. Vom dritten Jahre an, wo das Bewußtsein und das Vermögen der Sprache erwacht, sind die Kinder mit Spielen zu beschäftigen; doch darf in dem Spielzeug nicht zu sehr abgewechselt werden, um nicht Veränderlichkeit zu erzeugen. Körperliche Züchtigung ist nur da statthaft, wo die Kinder die Pietät oder ein Gesetz der Erziehung verletzen. Dagegen muß man frühzeitig in ihnen Scham und Ehrgefühl wecken. Eltern

und Großeltern sind Heiligtümer von weit höherem Werte als leblose Götterbilder. Auch das Weib bedarf der Kräftigung des Körpers. Erhabene Musik, welche Mut und Tapferkeit atmet, stehet Männern zu, die aber, in der Mäßigung, Sanftmut und Bescheidenheit wehet, den Frauen. Die wahre Schrift, von welcher die Buchstabenschrift nur ein Schatten, ist die beseelte, lebendige Rede. Der Glaube an Gott bewirkt, daß man weder mit Willen eine gottlose Handlung begeht, noch auch gesetzwidrige Reden führt. Er gewährt uns ungestörten Frieden im Leben und beseligende Hoffnung im Tode. Der Tugendhafte spricht mit Pindar: „die reines Herzens und heiliger Empfindungen voll sind, begleitet die süße, herztärfende Hoffnung, die Pflegerin des Alters“. Thätigkeit, Stärke, Mut haben schon mehrere gezeigt; aber im Geiste der Wahrheit, mit Gerechtigkeit und Großmut, mit Anstand zu handeln: das ist es, worin sich wahrhaft Tugendhafte von den andern unterscheiden. Unendlich viel kommt es auf gute Gewöhnung an, und hierzu muß Beispiel, Umgang, Wissenschaft und Lebensübung zusammenwirken. —

So hat Plato die erste systematische Pädagogik aufgestellt, oder vielmehr die Politik in Erziehungslehre verwandelt. Der Staat ist ihm das beste Mittel, sein hohes Ziel einer sittlichen Menschheit zu erreichen. Insofern ist unser Philosoph der höchste Vertreter des Griechentums.

e) Aristoteles.

Wie Alexander der Große sich die ganze bekannte Welt unterwerfen wollte, so beherrschte sein Lehrer Aristoteles (384—322) die geistige. Sein Universalgenie umfaßt alle Wissenschaften des Altertums. Bei aller Gelehrsamkeit besitzt er Tiefinn, bei aller Freude an Einzelkenntnissen philosophische Spekulation. (Schmidt, I, 321 f.)

Als Sohn des Arztes Nikomachos 384 zu Stagira geboren, war er von seinem 17. Jahre an Platons Schüler in Athen, der ihn die Seele seiner Schule nannte. Im

Jahre 343 berief ihn Philipp von Macedonien zum Lehrer seines 13 jährigen Sohnes. Er machte ihn mit den griechischen Dichtern, besonders mit Homer, bekannt, unterwies ihn in der Gymnastik und Musik, in der Beredsamkeit und Politik, in der Naturgeschichte und Philosophie; nicht aber in der Geometrie, weil in ihr die Sittlichkeit keine Nahrung finde. Als Alexander 336 nach Persien zog, begab sich Aristoteles nach Athen, wo er im Lykeion auf- und abwandeln (als Peripatetiker) Vorlesungen hielt. Der Gottlosigkeit angeklagt, floh er nach Euböa, wo er 322 starb.

Während Plato die Ideen als das wahrhaft Seiende bezeichnete, behauptet Aristoteles, daß sie nichts für sich Existierendes sind, sondern nur in den Dingen existieren; diese wiederum haben ihr Wesen und Werden an den vier Prinzipien: Materie, Form, Ursache und Zweck. An der Spitze der Entwicklung steht der erste Bewegter, der selbst unbewegt ist, die höchste Intelligenz. An ihn grenzt der Fixsternhimmel, dann der Planetenhimmel, in dessen Mitte die Erde liegt. Alles, auch das Unorganische, ist beseelt. Die Energie des Körpers, seine bewegende Ursache, ist die Seele, welche sich beim Menschen als Vernunft darstellt, und zwar als thätige und leidende. Des Menschen Lebenszweck ist die Glückseligkeit, d. h. die in vollkommener Tugend bestehende Thätigkeit der Seele, welche die Mitte hält zwischen dem Zuviel und Zuwenig in den Leidenschaften und Handlungen. Wie dem Plato, so erscheint auch dem Aristoteles als höchste Tugend die Gerechtigkeit, weil sie alle anderen in sich befaßt. Ferner unterscheidet er Verstandestugenden und sittliche; jene werden durch Unterricht, diese durch Gewöhnung angeeignet.

Zweck der Erziehung, welche Aristoteles als die schwierigste, aber höchste Aufgabe betrachtet, ist die Verwirklichung der Vernunftforderungen; ihre Mittel sind Anlage, Gewöhnung und Unterricht. Da ferner der unvernünftige Teil der Seele (Leidenschaften, Triebe und Begierden) eher entsteht als der vernünftige, so muß die Gewöhnung der Belehrung

vorangehen, folglich die Erziehung sich in körperliche, sittliche und geistige gliedern. Uebrigens hat sie nur das Notwendige und eines Freien Würdige zu lehren. Der Natur gemäß durchläuft sie die drei Stufen bis zum 7., 14. und 21. Jahre.

Die Voraussetzung des Erfolges ist, wie gezeigt, eine gute Anlage; daher muß der Staat dafür sorgen, daß die Gatten Gesundheit und das richtige Alter haben. Verkrüppelte Kinder sollen nicht aufgezogen werden. Bis zum fünften Jahre sollen sie milchartige Speisen bekommen und körperlich durch Spiele, geistig durch Erzählungen entwickelt werden. In Gegenwart der Kinder dürfen Erwachsene Häßliches weder reden noch thun, weil der Mensch ein nachahmendes Wesen ist.

Im siebenten Jahre beginnt der eigentliche Unterricht, und zwar zuerst in der Gymnastik; diese soll dem Körper nicht athletische Virtuosität, sondern Gesundheit, Kraft und Mannhaftigkeit geben; wie bei allem ist auch hier die Mittelstraße das Beste. Mit leichteren Uebungen hat man zu beginnen und stets die Schönheit im Auge zu behalten. Die verschiedenen Lebensalter üben in gesonderten Gymnasien.

An die Gymnastik schließt sich die Musik, welche nicht nur die vollkommenste unter den nachahmenden Künsten, sondern auch die der Seele angenehmste und der Charakterbildung förderlichste ist. Das Flötenspiel ist eines Freien unwürdig, weil es die Begleitung von Gesang nicht gestattet; ebenso der eigentlich künstlerische Unterricht, weil der Freie nicht in öffentlichen Wettstreiten auftreten wird; vielmehr hat die Musik der Reinigung der Leidenschaften, der Erholung und der edlen Unterhaltung zu dienen. So verfolgt die Musik, wie Aristoteles sagt, das Mittlere, das Mögliche und das Schicksliche.

Die Grammatik umfaßt nicht nur Lesen und Schreiben, welche zu vielen bürgerlichen Geschäften nützlich sind, sondern auch die Sprache, sowohl wie sie uns in den Dichtern und Historikern entgegentritt, als auch wie sie lebendig in der

Rhetorik geübt wird. Zur Uebung des letzteren empfiehlt unser Philosoph die Mnemonik (Gedächtniskunst) und die Deklamation, welche Stärke, Harmonie und Rhythmus des Vortrags anstrebt.

Die Graphik (Zeichenkunst) soll die Jugend nicht nur lehren, künstlerische Werke richtig zu beurteilen, sondern auch ihren Sinn für körperliche Schönheit bilden.

Unter den Wissenschaften schätzt Aristoteles die Mathematik gering, weil sie auf Gutes und Böses keine Rücksicht nimmt, das Schöne nicht besonders hervorhebt und mit Unbeweglichem zu thun hat. Der Dialektik hingegen weist er einen hohen Rang an, denn sie übt den Verstand, erleichtert den Umgang mit anderen und bahnt uns den Weg zu den philosophischen Wissenschaften. Die Philosophie ist die Königin aller Wissenschaften, denn sie beschäftigt sich mit den Prinzipien, den Ursachen und Zwecken, also mit dem Guten. Die Politik, die höchste der praktischen Wissenschaften, deren Zweck die Glückseligkeit, ist kein Studium für Jünglinge.

Nach Aristoteles ist der Mensch ein politisches Wesen. Darauf deutet schon sein Hauptvorzug vor den Tieren, die Sprache. Daher ist der Staat die größte Wohlthat für das menschliche Geschlecht. Derselbe hat aber nicht nur seinen Bürgern den Schutz der Gesetze zu gewähren, sondern ihnen auch ein vollkommenes und glückliches Leben zu ermöglichen. Dies geschieht in erster Linie durch eine gute Erziehung; daher ist sie eine Hauptpflicht des Staates. Da nun die meisten Menschen der Nothwendigkeit mehr gehorchen als der Vernunft, so hat der Staat Gesetze für die Erziehung zu geben. Dazu kommt, daß der Mensch ohne sittliche Bildung das verruchteste und wildeste aller Geschöpfe ist; Sitte und Philosophie sind daher die Mittel, deren sich der Staat neben den Gesetzen zu bedienen hat.

Für die sittliche Erziehung ist vor allem wichtig, daß die Kinder nichts Unanständiges sehen oder hören; erst die Jünglinge dürfen Poesien spielen und Komödien bewohnen;

Haupttugenden der Jugend sind Schamhaftigkeit, Mäßigkeit, Tapferkeit und Gehorsam. Ein wichtiges Mittel dazu ist die Freundschaft; die Knabenliebe verwirft Aristoteles als ein tierisches, unnatürliches Gelüst.

Hören wir einige Aussprüche des Stagiriten (Wohlfahrt, „Päd. Schatzkästlein“, Leipzig 1861). Der Mensch wird das, was er wird, durch Natur, Gewöhnung und Belehrung. Die beiden letzten Stücke zusammen machen die Erziehung aus, welche die Seele für die Lehren der Sittlichkeit vorbereiten sollen. Die Jugendbildung soll eine Sache des Staates sein. Bitter ist die Wurzel der Erziehung, süß aber ihre Frucht. Die besten Gesetze nützen nichts, wenn die Bürger nicht moralisch und intellektuell erzogen sind. Ziel der Erziehung ist, das Schöne zu erkennen und von allem unterrichtet zu sein, was notwendig und nützlich ist; sie soll die Vernunft zur Herrscherin über die Sinnlichkeit machen; doch kann man die Natur verbessern, nie völlig verändern. Da der Körper des Menschen früher da ist als seine Seele, muß für ihn auch früher gesorgt werden. Je besser die Gewöhnung, desto leichter auch die Auszubildung des Geistes; Kinder sollen nur mit wohlgefiteten Kindern umgehen, denn, wie Theognis sagt: „Gutes lernt man nur von Guten“. Das erste Lernen ist größtenteils Nachahmung. Die gymnastischen Uebungen dürfen nicht übertrieben werden. Der Mutter gehört die leibliche Nahrung und Pflege, dem Vater der Unterricht und die Erziehung der Kinder. Milch ist die beste und natürlichste Nahrung. Man muß die Kinder früh abhärten. Heftiges Schreien ist ihre erste gymnastische Uebung. Schon frühzeitig soll bei der Erziehung auf die Verschiedenheit des Geschlechts Rücksicht genommen werden. Notwendig in der Erziehung ist der Gehorsam, zumal die Vernunft bei der Jugend noch nicht so wirksam ist, daß sie den Gang zum Schlechten beherrschen könnte. Daher sollen die Kinder frühe gewöhnt werden, die Aussprüche der Eltern zu befolgen, auch wenn sie den Grund dafür noch nicht einsehen.

Sorgfältig sollten die Gesetzgeber schändliche Reden zu verbannen suchen, denn sie führen zu schändlichen Handlungen. Das Schamgefühl muß die sorgfältigste Pflege finden.

So sehen wir Aristoteles trotz vielfacher Verschiedenheiten im Prinzip doch im Ganzen mit Plato in Uebereinstimmung; entwirft er auch nicht wie dieser das Bild eines Idealstaates, so ist doch auch seine Lösung: für den Staat, durch den Staat. Allerdings räumt er der Individualität mehr Spielraum ein als sein großer Lehrer.

Der Verfall des Griechentums spiegelt sich natürlich auch in der Erziehung. Die Harmonie zwischen Form und Inhalt, Leben und Wissenschaft, Poesie und Prosa, Schönheit und Wahrheit, leiblicher und geistiger Ausbildung war verschwunden; an Stelle der Poesie trat die Gelehrsamkeit, welche die praktischen Wissenschaften (Mathematik, Astronomie, Medizin und Geschichte) eifrig pflegte. Die Gymnastik artete in Seiltänzererei und Gladiatorentum aus; Buchgelehrsamkeit verdrängte die Weisheit.

Der Schulunterricht bildete sich zu einem encyclopädischen Kursum der sieben Wissenschaften heraus: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie.

f) Plutarch.

Als den letzten Pädagogen des griechischen Heidentums haben wir den ernstesten und liebenswürdigen Plutarch von Chäronea (50—120 n. Chr.), den Lehrer des Hadrian, zu betrachten. In der griechischen und lateinischen Litteratur bewandert, durch Religiosität ausgezeichnet, sucht er das Verderben der Zeit durch platonische Grundsätze aufzuhalten. Folgendes ist der Gedankengang seiner Schrift Ueber die Erziehung der Kinder: „Drei Stücke gehören zur Erziehung: Natur, Unterricht und Übung; die Macht der Gewohnheit ist sehr groß. Besondere Sorgfalt hat man auf die Wahl des Pädagogen zu verwenden: er muß sein wie Phönix, der Erzieher des Achilleus (Pl. IX, 342 ff.), d. h.

unsträflich und wohlerfahren. Die Beredsamkeit ist zu fördern, aber nicht aus dem Stegreif, sondern durch Schulung. Auch in den übrigen Wissenschaften muß der Knabe unterrichtet werden, wenn auch nur um einen Vorgesmack davon zu bekommen. Philosophie und Politik und die Lektüre alter Schriftsteller sind sowohl Werkzeug der Bildung, als auch Quellen des Wissens. Besonders muß man das Gedächtnis der jungen Leute stärken; die Gymnastik, sowie ein Wechsel von Arbeit und Erholung machen zur geistigen Arbeit tüchtig; zum Fleiß halte man die Kinder durch Ermahnungen und Vorstellungen an, durch Lob und Tadel, niemals durch Schläge und schimpfliche Behandlung; stete Beaufsichtigung und gutes Beispiel sind ein Hauptmittel der Erziehung“.

Hören wir noch einige Sätze aus seinem Werke.

Das Ziel der Erziehung ist, die Kinder so zu gewöhnen, daß sie sich nur am Schönen freuen und über das Häßliche betrüben, und nur diejenigen können für vollkommene Männer gehalten werden, bei welchen Philosophie und öffentliche Wirksamkeit, hohe Geistesbildung und praktische Thätigkeit verbunden sind. In der Erziehung kommt es, wie in den Künsten, in den Wissenschaften und in der Tugend auf dreierlei an: auf Natur, Unterricht und Gewohnheit. Wie Wassertropfen Steine aushöhlen, Eisen durch den Gebrauch abgenutzt wird, so vermag der Fleiß sehr viel. Auch der Charakter des Menschen ist eine langwierige Gewohnheit. Die Seelen der Kinder gleichen dem Wachse, daher muß man nur solche Spielgenossen für sie wählen, welche eine gute Aufführung besitzen, solche Erzieher, die mit wahrer Sittlichkeit reiche Kenntniß und Erfahrung verbinden.

Von früh an lehre man die Kinder die Zunge im Zaum zu halten, den Zorn zu besiegen und über ihre Hände Herr zu sein. Besonders gewöhne man sie, die Wahrheit zu sagen. Die Väter sollen die Strenge mit der Sanftmut verbinden und die Zügel bisweilen nachlassen, bisweilen wieder

anziehen, d. h. Tadel und Lob wechselsweise erteilen. Zum Fleiße halte man die Kinder durch Vorstellungen und Ermahnungen, nicht durch Schläge und schimpfliche Behandlung an. Man versage ihnen nicht die Erholung, eingedenk, daß unser ganzes Leben von der Natur in Fleiß und Erholung eingeteilt ist. — Mnemosyne ist die Mutter der Muses, daher muß das Gedächtniß sorgfältig ausgebildet werden. Da ein guter Körper die Bedingung eines gesunden Alters ist, so sind die Leibesübungen zu pflegen, aber auch Ordnung und Mäßigkeit. In keiner der encyclopädischen Wissenschaften darf ein Knabe mit guter Herkunft unbewandert sein. Die Fertigkeit der Rede muß geübt werden. — Die Schriften der Alten soll die Jugend gebrauchen, wie der Landmann seine Ackergeräte, doch soll sie beim Hören und Lesen derselben mäßig und behutsam sein und sich nur das Gute und Nützliche heraussuchen. Das wichtigste Erziehungsmittel ist die Philosophie; sie ist die Heilkunst und Gymnastik der Seele.

So verlor sich allmählich die Kraft und Selbständigkeit des griechischen Geistes, und der römische trat in den Vordergrund.

7. Die Römer.

Italien, die langgestreckte Apenninische Halbinsel, auf welcher rauhe Gebirgsstrecken und fruchtbare Ebenen mit öden Steppen abwechseln, forderte die Anstrengung und den Fleiß seiner Bewohner heraus. Theils Weideland, theils Getreideboden, brachte es doch auch Wein und Del in trefflicher Güte hervor, aber erst Lucullus führte die Kirsche aus Asien ein, Aprikosen und Pfirsiche wurden zur Zeit des Augustus bekannt, und die sogen. „Südsrüchte“ kamen erst viel später nach Italien. — Die Einwohner bestanden aus den einfachen, ackerbauenden Sabellern, den kriegerischen Samniten und den ernsten, religiösen und künstlerisch begabten Etruskern. Aus diesem Völkergemisch entstand Rom.

Zeigt der griechische Charakter etwas Jugendliches, Ideales, so trägt der römische die Züge des praktischen, tapferen, nüchternen Mannes. Ursprünglich Ackerbauer, sind die Römer markig und derb, der Verstand überwiegt die Phantasie, Rechtsgefühl steht ihnen höher als Wissenschaft, Herrschen höher als Freiheit, die Form höher als die Sache. Das Recht, welches Bunten die Prosa der Gerechtigkeit, den Leviticus des Gesetzes, den Ruhm und den Fortschritt in der Weltgeschichte, aber auch die Tragödie des politischen Gottesbewußtseins nennt, ist das Gebiet, auf welchem Rom Vorzügliches geleistet hat: Kunst, Poesie, Wissenschaft und Philosophie dagegen hat es nur wenig angebaut. Nur in der Geschichtsschreibung und Beredsamkeit hat es Größeres geleistet. Selbst in der Religion waltet der politische, rechtliche Gedanke vor, der einzelne fühlt sich dadurch nicht erheben, veredelt und beseligt, sondern abhängig, gebunden.

Diesem Nationalcharakter entspricht die römische Erziehung, ihre Geschichte geht mit der des Staates Hand in Hand. In der ersten Periode, bis zu den Punischen Kriegen, ist sie streng und rein; dann werden griechische Elemente aufgenommen, welche die Reinheit trüben, ohne die griechische Harmonie zu erstreben; seit dem Untergang der Republik endlich wird die nationale Eigenart durch einen farblosen Kosmopolitismus verdrängt.

Grundlage, wie des Staates, so der Erziehung war die Familie. Mit Auspizien, Opfern und Gebeten ward die Ehe geschlossen. Die Frau nahm in Rom eine viel höhere Stellung ein als in Griechenland; wurden doch die Könige (510) und später die Decemviren (449) wegen Verletzung der weiblichen Ehre vertrieben. Der ihm begegnenden Matrone hatte der Mann auszuweichen, die Vestalin wurde fast göttlich verehrt: vor ihr senkten sich des Konsuls Nutenbündel, bei Festspielen hatte sie einen Ehrenplatz, ihr Zeugnis galt auch ohne Schwur, und begegnete ihr ein Verbrecher, der zum Tode geführt wurde, so war er begnadigt. Die Ehe galt für unauflöslich, die Frau war nicht in das Frauen-

gemach, wie bei den Griechen, eingeschlossen, sondern nahm im Atrium an der gemeinsamen Mahlzeit und den An-
gelegenheiten der Familie teil. Ehescheidungen waren bis
zu den Punischen Kriegen selten; aber seit dem Ende der
Republik verfiel das Familienleben, und die Ehelosigkeit
nahm überhand. (Horaz' Sat. II, 5, Juvenals 6. Sat.,
Schmid, I, 258 f., Bender, Rom u. röm. Leben 1879.)

Wollte die spartanische Mutter nur Männer gebären und
erziehen, so die römische Männer und Bürger; jene lehrte
ihre Söhne, wie sie recht sterben, diese, wie sie recht leben
und sterben sollten. Ein Beispiel für die mütterliche Gewalt
ist Coriolan und ein Muster mütterlichen Stolzes Cor-
nelia, die Mutter der Gracchen.

Hatte der Vater das vor ihn hingelegte neugeborene
Kind aufgehoben, so verpflichtete er sich dadurch zu seiner
Erziehung. Mißgestaltete Kinder durften an der Milchsäule
auf dem Gemüsemarkt ausgesetzt werden, wo sie von Mit-
leidigen zur Pflege oder von Habgierigen zur Sklaverei
fortgenommen wurden. Am 9. Tage erhielt der Knabe, am
8. das Mädchen unter religiöser Weihe seinen Namen. Auch
kleine Geschenke (Klappern, Ringe und Spielzeug) wurden
ihm gegeben. Der Vater hatte unbeschränkte Gewalt über
Leben und Schicksal der Kinder bis zu ihrer Verheiratung,
oder wenn der Sohn Zeuspriester oder die Tochter Vestalin
wurde. Zum Schutz gegen Bezauberung hängte man dem
Kinde ein Amulett in Gestalt einer Kapsel um, welches die
Knaben erst mit der verbräunten Toga, die Mädchen mit der
Vermählung ablegten.

Die erste Erziehungsperiode reichte bis zum 15. Jahre,
sie wurde durch ein religiöses Fest geschlossen, wobei sich der
Knabe mit der weißen Toga bekleidete und dann von seinem
Vater in Begleitung von Verwandten und Freunden auf
das Forum und in das Kapitol geführt wurde. Die Er-
ziehung beschränkte sich in der älteren Zeit auf den Elementar-
unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, die Kenntniss der
Gebräuche und Geseze und der Thaten der Vorfahren; dazu

kamen körperliche Uebungen, Handhabung der Waffen, Schwimmen und Ertragen von Kälte und Hitze; ferner die Teilnahme an den ländlichen Beschäftigungen des Vaters. Die Jugendspiele waren im ganzen dieselben wie bei den Griechen, besonders beliebt waren die Spiele mit Nüssen und mit dem Balle. (Vgl. die Arten dieser in R. N. Schmidt, „Geschichte der Erziehung“ I, 268.) Das Tanzen verachtete der Römer, außer wenn es dem Kultus diene. So sagt noch Cicero (pro Murena): „Es tanzt nicht leicht jemand in nüchternem Zustande, er müßte denn den Verstand verloren haben“; und Sallust tadelt Sempronia (Catil. 25), sie habe schöner getanzt, als für eine tugendhafte Frau erforderlich.

Erst seit dem zweiten Punischen Kriege (218—201) kamen Schulen auf; bis dahin unterrichtete der Vater seinen Sohn oder gab ihm einen Hauslehrer. Die Musik trat bei den Römern als Erziehungsmittel ganz zurück, sie schien ihnen mit ihrer Würde unvereinbar; doch liebten sie Einzel- und Chorgesänge. Die Unterrichtsfächer dienten fast nur der Nützlichkeit. Seitdem es Schulen gab, begann ihr Besuch mit dem 7. Jahre. Beim Lesen herrschte die jogen. Syllabiermethode, wobei ältere Schüler den jüngeren vorsprachen und besonders auf Reinheit der Aussprache Gewicht gelegt wurde. Beim Schreiben wurden die Buchstaben mit metallnem Griffel in Wachstafeln eingedrückt. Seit Cumes II. (197—159) kam der Gebrauch von Papier, Tinte und Feder auf. Quintilian empfiehlt als Vorlagen Sentenzen und Dichterstellen und erklärt als Ziel des Unterrichts, daß man gut und schnell schreibe. Im letzten Jahrhundert v. Chr. entstand durch Tiro die Stenographie (tironische Noten). — Beim Rechnen wurde neben den Fingern das Rechenbrett (abacus) gebraucht; ältere Knaben wurden oft zu einem besonderen Rechenmeister (calculator) geschickt. — Bei dem grammatischen Unterricht, in welchem Musterstücke vorgelesen und diktiert wurden, um sie dann auswendig lernen zu lassen, wurde auf den Vortrag be-

sonderes Gewicht gelegt; Auszüge aus den 12 Tafeln, die Gedichte des Nāvius, die Sentenzen des Publilius Syrus und später griechische Dichter und Prosaisler, namentlich Homer, und noch später Vergil und Horaz, bildeten die Lektüre. Seit etwa 200 lernten Vornehme Griechisch, selbst Cato, der Altrömer, so daß der Senat mit dem rhodischen Gesandten ohne Dolmetsch verhandeln konnte, ja Quintilian (35—118) warnt davor, daß man die Knaben lange Zeit nur Griechisch lernen lasse; griechische Pädagogen (d. h. Begleiter) waren schon früher etwas Gewöhnliches (Juvenal, Sat. 6, 186). Auch wurde das Uebersetzen aus dem Griechischen ins Lateinische und umgekehrt fleißig geübt. Ferner leitete man die Kinder zur Nacherzählung und prosaischen Auflösung Hesopischer Fabeln an. Schwierigkeiten der Lektüre wurden durch mythologische, historische und geographische Bemerkungen erklärt.

Die Zucht, deren Grundlage die Scham, war zu Hause und in der Schule streng; Achtung von göttlichen und menschlichen Gesetzen, Gehorsam und Bescheidenheit wurden vor allem den Kindern eingeprägt. Wie die Griechen, betrachteten auch die Römer nach Cicero Weisheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Wohlstandigkeit als Haupttugenden. Die Sitte war die Stütze der Sittlichkeit. Wie schon Ennius sagt († 168): „Durch alte Sitten und Männer besteht der römische Staat.“ Denselben Charakter ehrwürdigen Herkommens hatte die Religion, welche mehr in Ceremonien, als in innerlicher Frömmigkeit bestand.

Zeit dem 3. Jahrh. v. Chr. breitete sich griechische Litteratur und Philosophie aus. Die einen, wie Lālius, Terenz und Scipio, begrüßten diesen Einfluß der griechischen Kultur mit Freuden; die andern, wie Cato und andere Altrömer, bekämpften ihn, so sehr sie die griechischen Schriftsteller als hohe Vorbilder bewunderten. Aber zugleich mit dem Schwinden des Glaubens an die alten Götter wuchs die philosophische Weltanschauung der Römer, welche besonders den ihrem Charakter verwandten Stoizismus an-

nahmen. Daneben verbreiteten sich allerlei asiatische Kulte, z. B. des Mithras und der Isis, und magische Künste, welche dem niederen Volke eine Befriedigung des religiösen Bedürfnisses boten. Ein Blick auf den modernen Italiener zeigt uns, wie äußerlich der Römer religiöse Dinge aufsaßte.

Außer Lob und Tadel finden wir, freilich erst zur Zeit des Augustus, Prämien als Aufmunterungsmittel erwähnt; körperliche Züchtigung war beliebt, wobei Rute und Stab, Peitsche und Geißel gebraucht wurden (Horaz, Sat. I, 3, 119), wenn auch nicht alle Lehrer so prügellustig waren wie Orbilius, den Horaz als abschreckendes Muster aufstellt. Quintilian fordert vom Lehrer Heiterkeit und Freundlichkeit, väterliche Gesinnung gegen die Schüler, daß er sich des Zankens zu enthalten und den Zorn zu unterdrücken verstehe. Ursprünglich waren nur Sklaven, Freigelassene oder ausgediente Soldaten Schulmeister; der Pädagoge war zunächst nur eine Art von Mentor, also Erzieher; daneben hielten sich vornehme Leute einen besonderen Lehrer; der Staat kümmerte sich um die Erziehung gar nicht, Privatschulen gab es seit dem 2. Punischen Kriege. Erst durch Cäsar erhielten die Lehrer das römische Bürgerrecht, und Vespasian (69—79) ließ ihnen einen Gehalt aus der Staatskasse zahlen.

Es gab dreierlei Schulen: die Elementarschule der Grammatikisten, wo Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt wurde; die grammatische Schule des Litteraten, in welcher Grammatik, Rhetorik und Erläuterung guter Schriftsteller, sowohl griechischer wie lateinischer getrieben wurde; der Lehrer hieß in der Kaiserzeit Professor. Die dritte Stufe, die Schule des Rhetors, erzog die Schüler durch Vorträge und Übungen zur Geschicklichkeit im Reden, Schreiben und Disputieren. Besonders beliebt waren die Deklamationen über alle möglichen Themata, wodurch die Schüler freilich oft zur Schönerednerei verleitet wurden. Als Ergänzung der Rhetorik diente die Einführung in

die Philosophie, welche natürlich vorwiegend praktischer Art war.

Mit dem Unterricht wurden gymnastische Uebungen aller Art verbunden: Ballspiel, Stabschwingen, Scheingefecht, Laufen und Tanzen. Weibliche Gymnastik übrigens hielten die Römer für unanständig.

An diese Vorbildung schloß sich mit dem sechzehnten Jahre das *Tirocinium*, d. h. ein praktischer cursus, in welchem sich der vornehme Jüngling entweder zur kriegerischen oder zur bürgerlichen Laufbahn vorbereitete. Dort übte er sich in der Gymnastik, im Marschieren und in der Handhabung der Waffen, lernte auch wohl etwas von der Taktik; hier schloß er sich an einen Staatsmann oder Juristen an, um sich die Fähigkeiten für ein öffentliches Amt zu erwerben. Zur Erlangung einer gründlicheren philosophischen Bildung zogen sie dann wohl nach Athen, wo sie sich mit der praktischen Philosophie der Stoa bekannt machten.

Versuchen wir die Gedanken einiger hervorragender Römer über die Erziehung zusammenzustellen.

a) Cicero (106–43).

Der Mensch überragt alle Wesen durch Vernunft, Sprachfähigkeit und Wißbegierde; nur er empfindet, was Ordnung und Anstand ist, er allein fühlt eine Kraft in sich, die ihn zum Guten aufruft und vom Bösen abschreckt. Er muß an das Göttliche in sich glauben. — Jeder soll, soviel wie möglich, seinem Charakter gemäß erzogen werden, wir dürfen in keiner Sache gegen die Natur ankämpfen. Die Vollendung der Vernunft ist die Tugend; die Erziehung hat die Aufgabe, die dem Menschen von Natur verliehenen Anlagen zu vollenden. Der erwachende Geist wird am besten mit Fabeln genährt. Spiele dürfen nur in sehr zweckmäßiger Auswahl gestattet werden, denn wir sind nicht zum Scherz in diese Welt gesetzt worden. Man muß darauf sehen, daß die Kinder schon früh richtig sprechen lernen. Die Strafe muß der Schuld angemessen sein und Besserung bezwecken.

Sanftmut und Versöhnlichkeit dürfen jedoch die Strenge nicht ausschließen. Das Kind muß zu der Ueberzeugung geführt werden, daß die Götter die Lenker der Dinge sind und das Innerste des Menschen durchschauen. Dankbarkeit gegen die Eltern, Lehrer und Stätten ihrer Bildung ist die Pflicht der Kinder; sie ist nicht nur eine der größten Tugenden, sondern die Mutter aller übrigen Tugenden. Es giebt nichts Belehrenderes und Bildenderes als die Kenntniß von den Veränderungen der Zeit; die Geschichte erhebt und bildet durch große Beispiele den Geist, veredelt das Herz, spornt den Willen an und lenkt ihn auf edle Zwecke. Zweierlei ist vor allem mächtig, das Gleichniß und das Beispiel. Die Unerfahrenheit der Jugend muß in der Erfahrung des Alters Haltung und Leitung suchen; besonders muß sie fern von sinnlichen Genüssen gehalten werden und Geist und Körper zur Ertragung von Anstrengungen und zur Geduld üben.

b) Seneca (2—62).

Der edlere Teil des Menschen ist der Geist. Das jugendliche Gemüt muß von dem Umgange mit der Welt möglichst fern gehalten werden, ebenso von den Schauspielen, wodurch es Laster kennen lernt. Mit dem Körper soll man etwas streng verfahren, damit er dem Geiste gehorche. Die Einsamkeit hat auch ihre Gefahren. Es ist besser, wenn ein junger Mensch ernsthaft, als wenn er lustig und in großen Gesellschaften beliebt ist. Um der Schwäche der Jugend zu Hilfe zu kommen, soll man oft in Gleichnissen reden. Nicht auf die Zahl der Bücher, die jemand liest, kommt es an, sondern auf ihre Trefflichkeit. Sollen Lehren der Weisheit und Tugend im Herzen guten Boden finden, so muß zuvor Wahn und Irrtum vertrieben und der Verstand gebildet werden. Es giebt kein Wesen, das von Natur so widerspenstig und störrisch wäre wie der Mensch; doch lassen sich seine sündhaften Naturanlagen durch weise Gesetze und eine Ernst mit Liebe paarende Erziehung verbessern. Diese darf

sich aber nicht nur auf das Kindheitsalter beschränken — je jünger jemand ist, desto leichter kann er sittlich veredelt werden. Man muß dem Kinde nur so viel Nahrung gönnen, als der Gesundheit zuträglich ist. Leibesübungen, mäßig betrieben, sind dienlich, zu stark hingegen, erschöpfen sie den Geist. Diesen übe man Tag und Nacht; doch soll die Jugend nicht beständig über Büchern und Schreibtisch sitzen. Das lebendige Wort findet leichter Eingang und haftet fester als das gelesene. Die Scham muß man zu erhalten suchen. Einsamkeit ist für die Jugend vielfach eine Verführerin zum Bösen. Arbeit ist die Nahrung edler Seelen. Dem, der gegen Eltern und Erzieher nicht dankbar und gehorjam ist, mangelt die innere Freude des Herzens. Das Walten des ewigen Schöpfers, Gesetzgebers und Erhalters der Welt kann man nur in dem Maße erforschen, als man in das Innere der Natur dringt. Die Weisheit besteht darin, daß man nicht von den Gesetzen der Natur abirre, sondern sich nach ihrer Ordnung aus Ueberzeugung und mit freiem Willen richte. So führt das Studium der Natur den Geist dazu, immer gesund, kräftig, rüstig, rein und ruhig zu sein. — Durch die Kenntniß der Geschichte legen wir unserem Leben die Lebensalter zu, welche die Menschen vor uns lebten. — Für die Lektüre gilt vor allem: Laß dich nicht zerplittern! Nirgend ist, wer überall ist. Die Lektüre darf daher nicht zu weit ausgedehnt werden; die Menge der Bücher zerstreut nur den Geist. Man halte sich daher an die besten Schriftsteller und ziehe täglich aus ihnen eine Lehre aus. — Krankheiten heilen wir ohne zu zürnen, ebenso müssen die krankhaften Zustände des Gemüths behandelt werden. Wie edle Pferde besser mit einem leichten Zügel gelenkt werden, so muß man den für einen schlechten Vater ansehen, der seine Kinder durch immerwährende Schläge in Ordnung halten will. Es wächst der Geist, wenn man ihn nicht einschränkt; durch sklavische Behandlung wird er geschwächt. Er hebt sich, wenn er gelobt wird und lernt Vertrauen zu sich fassen. Man gewöhne die

Jugend, die Wahrheit zu hören, schüchtern, bescheiden und ehrerbietig zu sein. Nie lasse man sich etwas abtrotzen. Man hüte sie vor dem Umgang mit unsittlichen Menschen. Es ist gut, wenn Jünglinge sich irgend einen edlen Mann zum Vorbilde wählen. (Schmid, „Encycl.“ VIII.)

c) Quintilian (35—118).

Die meisten Menschen haben von Natur Leichtigkeit zum Denken und Geschicklichkeit zum Lernen. Daher wird keiner angetroffen, der nicht durch Erziehung zu irgend etwas gebracht werden könnte. Geistige Mißgeburten sind ebenso selten wie körperliche. — Um die Vorteile beider zu vereinigen, sollte privater und öffentlicher Unterricht verbunden werden; wo dies aber nicht möglich, ist das Licht einer guten Schule besser als der finstere Kerker einer häuslichen Erziehung. — Das erste und vornehmste Merkmal ausgezeichneten Geistesanlagen ist ein Gedächtnis, welches ebenso leicht faßt, als es treulich bewahrt und wiedergiebt. Das zweite ist die Nachahmung. Eine gar zu frühe Blüte des Geistes kommt nicht leicht zur Frucht; frühreife Genies leisten nicht viel, aber alles geschwind. — Sobald der Lehrer die Fähigkeiten eines Schülers geprüft hat, soll er forschen, wie der Geist und Charakter desselben am besten zu behandeln sei. Nicht erst mit dem siebenten Jahre, wie Hesiod meint, sondern vom frühesten Alter an muß die geistige Bildung beginnen. Zu Wärterinnen sind solche Personen zu wählen, die einen sittlichen Charakter und eine reine Sprache besitzen; ebenso müssen die Jugendgenossen von unbescholtenen Sitten sein. Das Ehrgefühl ist frühzeitig in Anspruch zu nehmen und durch Preise und Wettkämpfe anzufeuern. Alle Kinder muß man mit Nachsicht behandeln und ihnen erholende Spiele gestatten. Der Erzieher habe ein väterliches Herz gegen seine Zöglinge, denn er vertritt die Eltern. Je gebildeter, desto besser ist der Lehrer. Schüler sollen ihre Lehrer als ihre geistigen Eltern betrachten und verehren. — Wie jede Gabe der Natur, so

kann und soll auch das Gedächtniß, dieses Triebwerk des Geistes, diese Schatzkammer der Gedanken, vervollkommen werden. Die sicherste und wirksamste Gedächtniskunst beruht auf Uebung und Fleiß. Viel Auswendiglernen und womöglich täglich ist das Vortheilhafteste; besonders am Abend, da die Zwischenzeit der Nacht dem Gedächtniß eine wunderbare Stärke verleiht. — Es ist durchaus nötig, den Charakter durch das Studium der praktischen Philosophie zu bilden. Um Fertigkeit in den Künsten der verachteten Handwerker zu erlangen, hält man Lehrmeister, aber die Tugend glaubt man unge sucht und ohne Mühe zu finden. — Der Lehrer kann die Fortschritte der Schüler unendlich beschleunigen, wenn er sie mit den Geschichtsschreibern bekannt macht. Die Kinder schlagen, heißt: sie nicht zum Guten und Rechten anhalten, aber nachher für die Unterlassung desselben strafen. Schläge vernichten die Scham der Seele. Wie der Geruch in dem frischgefüllten Fasse immer derselbe bleibt, so haften die ersten Beispiele, welche das Kind sah. Hüten wir uns daher, die guten Sitten unserer Kinder selbst zu verderben!

d) Marr Aurel (121--180).

Es giebt kein wahrhaftes Gut als die Tugend, kein wirkliches Uebel als die Sünde. Alles, was den Körper angeht, ist ein Traum und ein Rauch, das Leben ein immerwährender Krieg und die Wanderung eines Fremdlings. Was kann ihn denn leiten? Eines allein: die Philosophie. Es giebt nichts Glenderes als einen Menschen, der alles wie im Kreise durchwandert, ohne zu begreifen, daß es genügt, mit dem Gotte in ihm umzugehen und ihm würdig zu dienen. Der Mensch betritt die Welt mit Anlagen der Seele und des Geistes, die zwar wie in einem Schleier in ihm ruhen, ihn aber, wenn er die Weisheit als Führerin wählt, zum guten und deshalb glücklichen Menschen erheben. Ihn dahin zu führen durch Unterricht und Zucht ist die hohe Aufgabe der Erziehung. Sie soll den natürlichen Menschen zu einem

geistig=sittlichen bilden. — Ruhig und doch schnell thätig, fröhlich und doch gesetzt, so ist der Mensch, welcher der Vernunft folgt. Unser Denken und Thun sei so beschaffen, als müßten wir jeden Augenblick das Leben verlassen. Man thue nichts mit Widerwillen, nichts ohne Rücksicht auf das allgemeine Wohl, nichts ohne Ueberlegung, nichts aus Antriebe der Leidenschaft. In den Handlungen zeige man keine Uebereilung, in den Reden keine Zerstreuung und in dem Gemüthe keine Erregung.

8. Das Volk Israel.

Die ganze Geschichte Israels hat schon Lessing unter dem Bilde der Erziehung betrachtet. Und in der That, wenn man das Alte Testament im Zusammenhang liest, bemerkt man, daß dieser Gesichtspunkt die ganze Entwicklung der Offenbarung beherrscht. Um sein auserwähltes Volk von den Heiden abzuheben, führte Jehovah Abraham aus Ur in Chaldäa; um ihn in Gehorsam und Glauben zu üben, ließ er ihn lange kinderlos und verlangte dann die Opferung seines Sohnes. Um sein Volk zum Träger des Monotheismus zu machen, führte er es mit starkem Arm aus dem Diensthaufe Aegyptens, gab ihm auf dem Sinai das Gesetz und nahm es dann in eine harte Schule während des 40 jährigen Wüstenzuges. Um das zum Götzendienste und Ungehorsam neigende Volk an sich zu fesseln, gab er ihm das Priestertum, welches durch Opfer und Gebete, Lehren und Reinigungen aller Art den Grundgedanken des Mojaismus lebendig erhielt: „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig, der Herr, euer Gott!“ Um die Theokratie immer mehr zu vergeistigen und zu verinnerlichen, sandte er vom 8. bis 4. Jahrhundert begeisterte Propheten. Um endlich, bei dem zunehmenden Verkehr mit dem Heidentum, die Kenntniß des Gesetzes und die Nationalität zu bewahren, sandte er Esra, der die Synagogen stiftete, die Sabbathfeier verschärfte und einen Zaun um das Gesetz machte.

Mag es sich mit dem Alter und der Abfassung der biblischen Schriften verhalten, wie ihm wolle, jedenfalls finden sich in den Büchern, welche von der früheren Geschichte handeln, auch ältere Abschnitte, wenn auch vielfach vom späteren Standpunkt aus überarbeitet.

In der älteren Zeit war Polygamie erlaubt. Die Frau war zwar nicht Sklavin des Mannes, ward aber den Eltern abgekauft. Die Haremswirtschaft der Könige verstößt gegen die israelitische Sitte. Die Eheverbote der mosaischen Gesetzgebung gründeten sich auf Naturgesetze, zum Teil auch auf national-religiöse Anschauungen. Seit dem Exil war es verboten, fremde Frauen zu heiraten. Ehescheidung war dem Manne erlaubt, ja ziemlich leicht gemacht. Später, kurz vor Christo, wollte Hillel nur sittliche Mängel der Frau, Schammai dagegen jede dem Mann mißfällige Sache als Scheidungsgrund gelten lassen. Der Ehebruch wurde an der Frau mit dem Tode bestraft, beim Manne nur, sofern er dadurch das Recht eines anderen Mannes verletzte. Wie hoch die Gattin, wenn sie ihre Pflicht erfüllte, geschätzt wurde, beweist „das Lob des tugendhaften Weibes“, womit die Sprüche Salomons schließen. Die Hauptstätte ihrer Wirksamkeit war das Haus; aber Mirjam, Deborah, Michal, Hulda, Judith u. a. zeigen uns, daß die Frauen auch im öffentlichen Leben nicht ohne Einfluß waren.

Kinderlegen galt als hohes Glück, Unfruchtbarkeit als Schande und Strafe. Die männlichen Kinder wurden am achten Tage beschnitten und am 33. nach einem Reinigungsopfer der Mutter im Tempel dargelegt. Die Entwöhnung, welche oft erst im 3. Jahre stattfand, wurde festlich begangen. Die elterliche Gewalt war fast unbeschränkt: auf Antrag des Vaters konnte die Volksgemeinde den ungehorsamen Sohn zum Tode verurteilen. Für die Schulden der Eltern wurden Kinder nicht selten leibeigen. Die Töchter konnte der Vater verkaufen, wenn er wollte. (Schmid, „Encycl.“ V, 653 f.)

Neugeborene wurden gewaschen und mit Salz abgerieben. Ammen finden wir schon zur Zeit der Patriarchen erwähnt.

Während der ersten Jahre stand das Kind ganz unter der Obhut der Mutter. Ein eigentlicher Schulunterricht wird nirgends erwähnt; denn die sog. Prophetenschulen (1. Sam. 19, 18, 2. Könige 2, 3 u. ö.) waren Vereine, und die später erwähnten Schulen sind Synagogen. Vielmehr war es die Pflicht des Vaters, dem Kinde das Gesetz und die Thatfachen der Volksgeschichte einzuprägen (5. Mose 6, 20—25). Das Lesen der heiligen Urkunden war verbreitet, aber auch das Schreiben, wie die Aufzeichnung des Gesetzes durch Mose beweist. Oft werden Staatschreiber erwähnt und Briefe von Königen, schriftliche Verhandlungen und Aufzeichnungen von Prophetenreden, ja Pred. Sal. 12, 12 klagt, daß des Bücher Schreibens kein Ende sei.

Die Pietät gegen die Eltern, diese Grundlage der Erziehung, scharft schon der Dekalog ein: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren“. Auch die Achtung vor älteren Leuten: „Vor einem grauen Haupt sollst du anstehen und die Alten ehren“. Wie die Furcht Gottes der Weisheit Anfang war, so beruhte die Kinderzucht vorwiegend auf der Furcht. Stock und Rute wurden nicht gespart. Schon auf dem Fluchen gegen die Eltern stand Todesstrafe. Frühzeitig lernten die Kinder lesen, um am Gottesdienst Anteil nehmen zu können, und das Schreiben wird 5. Mose 6, 9 allgemein empfohlen. Musikalische Bildung scheint sehr verbreitet gewesen zu sein. Nur die Söhne von Königen hatten besondere Lehrer, sonst war der Vater der einzige Erzieher; nicht einmal die Leviten, denen doch 48 Städte zugewiesen waren, haben das Volk berufsmäßig unterrichtet. Mit dem zwölften Jahre hießen die Knaben „Söhne des Gesetzes“, d. h. sie durften am Gottesdienst teilnehmen und den Tempel besuchen, vom zwanzigsten bis sechzigsten waren sie kriegspflichtig. — Die Bildung der Mädchen scheint auf Musik und Tanz beschränkt gewesen zu sein; daneben wurden sie in häuslichen und weiblichen Arbeiten unterwiesen. Doch führte ihnen die reiche poetische Litteratur, die sie jedenfalls auch kennen lernten, gediegene Nahrung fürs Gemüt zu.

Nicht nur die Wartung der Kinder, das Kochen, das Wasserholen, Backen, Spinnen, Weben, sondern auch die kunstvolle Verfertigung von Kleidern und die Bereitung von Salben und Räucherwerk (1. Sam. 8, 13) lag den Frauen ob. Die ängstliche Absperrung des weiblichen Geschlechts, die wir bei anderen Orientalen finden, war den Juden unbekannt. Der biblische Schöpfungsbericht zeigt, daß das Weib nicht die Sklavin, sondern die Gehilfin des Mannes sein soll; und nicht wenige Stellen (Spr. 12, 4. 18, 22. 31, 10 ff. Ps. 128, Sir. 26, 2) bezeugen die Achtung der Hebräer vor dem weiblichen Geschlecht.

Nach dem Exil entstanden gelehrte Schulen, welche von Rabbinen geleitet wurden, zu Jerusalem, Alexandria und Babylon, wo Schriftgelehrsamkeit (masorah), Philosophie und Geheimlehre (kabbala) vorgetragen wurden. Im letzten Jahrhundert vor Christo entstanden in Palästina die Sekten der Pharisäer, Sadducäer und Essäer, von denen die beiden ersten einander heftig befehdeten, weil politische, religiöse und philosophische Gegensätze sie trennten, während sich die Essäer von Tempel und Volksgemeinschaft zurückzogen und in einer Art Orden am Toten Meer lebten.

Die erste Kinderschule soll Jesus, der Sohn des Gamla, kurz vor Jerusalem's Zerstörung errichtet haben. Fortan widmeten sich zahlreiche Jünglinge dem Lehrstande. Schriftauslegung, Berechnung des Kalenders, Poesie, Rechtsbelehrung und Kabbala waren die Lehrgegenstände. Daneben fanden häufig Disputierübungen statt. Die Städte beeiferten sich, Schulen anzulegen, denn, sagten die Rabbinen, „durch den Dampf aus dem Munde der Kinder in der Schule wird die Welt erhalten“. Welcher Jude seine Kinder nicht unterrichten lasse, könne nicht das ewige Leben haben. Der Lehrer soll streng, dabei aber auch freundlich sein und die Bezahlung nicht als Lohn für seine Mühe, sondern nur für seine Zeitversäumnis ansehen. Die Ehrfurcht vor dem Rabbi war unbegrenzt: „Die Gelehrten muß man ehren als die Stützen der Welt; wer sie ehrt, ehrt Gott selbst.

Wer seine Tochter mit einem Gelehrten vermählt, ist gleich dem, der sich mit der Gottheit vertraut macht. Wer gegen seinen Lehrer streitet, redet gegen die Gottheit". Hillel hatte an 1000 Schüler; Rabbi Akiba in Tiberias soll 2400 Schüler gehabt haben. Nicht minder berühmt waren die Schulen zu Sepphoris und Misibis. Sie hielten nach der Zerstörung des Tempels das Judentum aufrecht, in ihnen entwickelte sich das kunstvolle Gewebe der talmudistischen Gelehrsamkeit.

Hören wir jetzt einige Sätze aus den Sprüchen, Jesus Sirach und Philo.

a) Sprüche Salomonis (c. 600 v. Chr.).

Mein Kind, gehorche der Zucht deines Vaters und verlaß nicht das Gebot deiner Mutter. — Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht. — Mein Kind, vergiß meines Gesetzes nicht, und dein Herz behalte meine Gebote. Verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen und verlaß dich nicht auf deinen Verstand. — Ein weiser Sohn ist seines Vaters Freude, aber ein thörichter Sohn ist seiner Mutter Grämen. — Wer sich gerne läßt strafen, wird klug werden; wer aber ungestraft sein will, der bleibt ein Narr. Ein weiser Sohn läßt sich vom Vater züchtigen, aber ein Spötter gehorchet der Strafe nicht. Wer seiner Rute schonet, der hasset seinen Sohn, wer ihn aber lieb hat, der züchtigt ihn bald. — Wer seinem Vater und seiner Mutter fluchet, des Leuchte wird verlöschen mitten in der Finsternis. Ein Muge, das den Vater verspottet und verachtet der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bach aushacken und die jungen Adler fressen. — Der Jünglinge Stärke ist ihr Preis. Wie man einen Knaben gewöhnet, so läßt er nicht davon, wenn er alt wird. — Ein Wort geredet zu seiner Zeit ist wie goldene Aepfel in silbernen Schalen.

b) Jesus Sirach (r. 200 v. Chr.).

Mein Sohn, willst du weise werden, so lerne die Gebote; denn die Furcht ist die rechte Weisheit und Zucht, und der Glaube und die Geduld gefallen Gott wohl. — Wer seinen Vater ehret, des Sünde wird Gott nicht strafen; der wird auch Freude an seinen Kindern haben, und wenn er betet, so wird er erhöret. Er wird desto länger leben, und wer um des Herrn Willen gehorsam ist, an dem hat die Mutter einen Trost. Ehre Vater und Mutter mit der That, mit Worten und Geduld. Denn des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reiſet sie nieder. Liebes Kind, pſlege deines Vaters im Alter und betrübe ihn ja nicht, solange er lebet: und halte ihm zu gut, ob er kindisch würde, und verachte ihn ja nicht darum, daß du geschickter bist. — Rede nicht wider die Wahrheit; schäme dich nicht zu bekennen, wo du geſehlet haſt. — Sei bereit zu hören und antworte, was recht ist. — Sei gern bei den Alten, und wo ein weiser Mann ist, zu dem halte dich. — Gewöhne dich nicht an die Lüge, denn das ist eine schändliche Gewohnheit. — Verachte das Alter nicht, denn du gedenkeſt auch alt zu werden. Geſelle dich zu frommen Leuten und ſei fröhlich, doch mit Gottesfurcht. — Lerne zuvor ſelbſt, ehe du andere lehreſt. Folge nicht deinen böſen Lüſten, ſondern brich deinen Willen. — Höreſt du etwas Böſes, das ſage nicht nach, denn Schweigen ſchadet dir nicht. Fliehe vor der Sünde wie vor einer Schlange, denn ſo du ihr zu nahe kommſt, ſticht ſie dich. — Ein fauler Menſch iſt wie ein Stein, der im Kote liegt. — Wer ſein Kind lieb hat, der hält es ſtets unter der Rute, daß er hernach Freude an ihm erlebe. Ein verwöhnt Kind wird mutwillig wie ein wild Pferd. Bläue deinem Kinde den Rücken, weil es noch klein iſt, auf daß es nicht halſſtarrig und dir ungehorsam werde. — Wer die Schrift lernen ſoll, der kann ſeiner anderen Arbeit warten; und wen man lehren ſoll, der muß ſonſt nichts zu thun haben. Wer ſich darauf legt, daß er

das Gesetz des Höchsten lerne, der muß die Weisheit aller Alten erforschen und in den Propheten studieren. Er muß die Geschichte der berühmten Leute merken und denselben nachdenken, was sie bedeuten und lehren. Er muß die geistlichen Sprüche lernen und in den tiefen Reden sich üben.

c) Philo (20 v. Chr. bis 54 n. Chr.).

Das Ziel der Wissenschaft ist, zu glauben, daß man nichts weiß; denn nur einer ist weise, Gott, der allein auch die Erkenntnis der Wahrheit gewährt, zu der wir durch Frömmigkeit und Glauben, sowie durch unmittelbare göttliche Eingebung gelangen. Von Natur ist dem Menschen die Anlage zur Tugend gegeben. Nach der Natur folgt die Übung; zuletzt folgt die wissenschaftliche Unterweisung. Die Aussetzung der Kinder muß verboten und hart bestraft werden. Die ersten sieben Jahre lebt das Kind rein und einfach, dem weichen Wachse gleich. Mit dem Ablaufe des Knabenalters wendet sich das Kind zu allerlei Fehlern; theils aus Nachahmung des Bösen, theils aus innerer Neigung. Mangel an wahrer Bildung ist die Quelle des Wahnsinns und aller Vergehungen. Von den encyclopädischen Wissenschaften hängt der ganze Schmuck der Seele ab, und sie erleuchten das geistige Haus des Menschen. Die Grammatik, indem sie nicht allein Lesen und Schreiben lehrt, sondern auch die Werke der Dichter erforscht und den Thaten der Vorfahren in den Geschichtsbüchern nachgeht; die Geometrie, indem sie wegen ihres Ebenmaßes, ihrer Schönheit und Regelmäßigkeit ähnliche Eigenschaften in uns hervorbringt; die Musik, welche durch Rhythmus, Harmonie und Melodie eine große Vielartigkeit von Färbungen und Gestaltungen zuläßt; die Rhetorik, indem sie uns die Gewalt der Worte und Rede in ihrer Anwendung lehrt, den Geist für die höhere Einsicht schärft, die Rede zur Darstellung der Gedanken übt und den Menschen befähigt, sein Inneres in die gehörige Form zu fassen; die Dialektik, welche die wahren Reden von den falschen sondert, überredende Sophismen

widerlegt und die große Krankheit der Geister, die Täuschung, heilt. Auf der dritten Altersstufe kann die Philosophie als Medizin angewandt werden, und die vierte ist die, wo der Geist Reife und Festigkeit erlangt.

9. Das Christentum.

Mit dem Christentum ist ein neues Prinzip in die Völkergeschichte gekommen. „Als die Zeit erfüllet war“, d. h. als Heiden und Juden moralisch und religiös am Ende ihrer Weisheit zu sein schienen, sandte Gott seinen Sohn. Seit Jahrhunderten war die Messiasidee Israels Hoffnung, welche, je trüber die Zeiten waren, desto glänzender ausgestaltet wurde. Wie Johannes, verkündigte Jesus, daß das Himmelreich, die vergeistigte Theokratie, herbeigekommen sei, und daß man Buße thun müsse, um hineinzukommen. Er fühlte, daß er der Messias sei, der Menschen- und Gottesohn zugleich, welcher nicht gekommen sei, Gesez und Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen. Von tiefem Erbarmen mit seinem unter der Last des Gesezes leuzenden Volke beseelt, zeigte er, daß Liebe zu Gott und zum Nächsten besser sei als Opfer, lange Gebete und Cerimonien. Durch die Herzenshingabe an Gott lehrte er seine Jünger die Werke des Satans zu zerstören.

Jesus selbst hat nichts geschrieben; was er lehrte, ist uns in den vier Evangelien überliefert, von denen die drei Synoptiker ihn als Menschenohn fassen, Johannes dagegen, dessen Gedanken durch die alexandrinische Philosophie bestimmt sind, als fleischgewordenes Wort (*logos*). Die Ausgestaltung der einfachen Lehre Christi fand dann durch den rabbinisch geschulten Apostel Paulus statt, welcher alttestamentliche Gedanken vom Sühnopfer und Hohenprieester auf ihn übertrug.

Einige Handlungen und Worte Jesu sind für die Pädagogik höchst wertvoll: Er selbst war seinen Eltern unterthan, wollte in dem sein, was seines Vaters ist, hörte den Lehrern

zu und fragte sie, nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen. Er preist selig, die da geistig arm sind, die deshalb hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, die sanftmütig und reines Herzens sind. Er liebt die Kinder, herzt und segnet sie; warnt seine Jünger, eins von den Kleinen zu verachten oder zu ärgern; fordert von ihnen, daß sie ebenso bescheiden, arglos und unschuldig werden wie die Kinder. Er zeichnet im Gleichniß vom verlorenen Sohn die echte Elternliebe, und an einer anderen Stelle weist er darauf hin, daß die sündigen Menschen ihren Kindern nicht schlechte Gaben geben können (Mtth. 7, 11). Durch seine köstlichen Gleichnisse und durch die allmähliche Belehrung, die er seinen Jüngern zu teil werden läßt, beweist er seine Meisterschaft in der Erziehung.

Die Pädagogik des Neuen Testaments hat sich aus diesen Grundgedanken entwickelt. Ihre Aufgabe ist, Bürger des Reiches Gottes hervorzubringen. Während die bisher betrachteten Völker nur Staatsbürger erziehen wollten, hat die christliche Erziehung vor allem die Seele im Auge. Die Ehe wird als Monogamie geheiligt, das Weib soll zwar dem Manne unterthan sein, aber nicht seine Sklavin, und der Mann soll sein Weib lieben, wie Christus die Gemeinde geliebt hat. Denn vor Gott ist kein Unterschied zwischen Mann und Weib. Die Scheidung ist nur bei Ehebruch zulässig. — Daß die Eltern für ihre Kinder sorgen, ist selbstverständlich; wer es nicht thut, ist nach 1. Timoth. 5, 8 ärger, denn ein Heide. Der Einfluß der Mutter auf die religiöse Erziehung wird mehrfach anerkannt. Bemerkenswert ermahnt Paulus seine Freunde: „Ihr Väter, erbittert eure Kinder nicht, auf daß sie nicht scheu werden.“ Und: „Reizet eure Kinder nicht zum Zorn“ (Kol. 3, 21, Eph. 6, 4), die Züchtigung muß also mit Maß und Freundlichkeit geschehen. Das Neue Testament spricht ausschließlich von der religiösen Erziehung — „ziehet sie auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn“. Timotheus weiß von Kind auf die Heilige Schrift. Was von den Christen im allgemeinen,

gilt natürlich vom Lehrer im besonderen: „In allen Stücken laßet uns beweisen als die Diener Gottes in großer Geduld (2. Kor. 6, 4); eure Rede sei allezeit lieblich und mit Salz gewürzt (Kol. 4, 6); wachset in allen Stücken an dem, der das Haupt ist, Christus (Eph. 4, 15); nun sucht man nichts an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden“ (1. Kor. 4, 2). Aus Jesu Gleichnissen kann er lernen, daß der gute Same, den er ausstreut, auf verschiedenen Boden fällt; daß er auch gegen den verlorenen Sohn Liebe beweisen soll. Aus den 7 Sendschreiben der Apokalypse kann er sehen, wie er Lob und Tadel zu verteilen hat; aus Pauli Worten mag er lernen, daß das Reich Gottes nicht in Worten stehet, sondern in Kraft, und daß er nicht tüchtig ist von ihm selbst, sondern von Gott.

Die Pflichten der Kinder werden Epheser 6, 1 in die Worte zusammengefaßt: „Ihr Kinder, seid gehorjam euern Eltern, denn das ist billig. Ehre Vater und Mutter, das ist das erste Gebot, das Verheißung hat“. Paulus ermahnt seine Jünger, an der Bosheit, nicht am Verständnis Kinder zu bleiben, denn, sagte er, „da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war“.

Vergl. Palmer, „Pädagog. d. N. T.“ in Schmidt, „Encycl.“ V; Haupt, „Die päd. Weissh. Jesu“, Gütersloh 1880; Schwarz, „Gesch. d. Erz.“ II, 3—219; Schmid II, 1—93.

Zweiter Abschnitt.

Das Mittelalter.

10. Die Pädagogik der Kirchenväter.

In der ältesten Zeit der Kirche ward nur derjenige getauft, welcher den Glauben angenommen und bekannt hatte. Zunächst war der Unterschied zwischen Juden- und Christentum sehr gering: wer da glaubte, daß Jesus sei der Christ, konnte getauft werden; erst allmählich entwickelte sich, teils positiv aus dem Grundgedanken, besonders durch Paulus, teils negativ im Gegensatz zu mancherlei Sekten (Ebioniten, Manichäern, Gnostikern, Montanisten u. s. w.) eine umfangreiche Glaubensregel. Je fester die Kirche gegründet war, desto mehr kam die Kindertaufe in Aufnahme. Daneben aber bestand, seit Clemens von Alexandrien, die Einrichtung des Katechumenats, wodurch, bei der allmählich eingetretenen Ruhe, diejenigen, welche Christen werden wollten, einer längeren Prüfungszeit unterworfen wurden. Nachdem der Heide oder Jude eine kurze Unterweisung über das Wesen der Kirche empfangen, wurde er durch das Kreuzeszeichen und die Erteilung des Christennamens in die Zahl der „Hörer“ aufgenommen und durfte am Gottesdienst, doch nicht am Gebet, teilnehmen. Nach einiger Zeit ward er durch Handauflegung zum „Kniebeugenden“ oder

zum „Mitbetenden“ geweiht. Die dritte Stufe bildeten die „Kompetenten“ (d. h. Nachsuchenden), welche an der Liturgie teilnehmen durften und das Glaubensbekenntnis sowie das Vaterunser mitgeteilt bekamen. In der Osternacht wurden sie getauft, worauf sie bis Quasimodogeniti mit den Sakramenten bekannt gemacht wurden.

Ueber diesen christlichen Unterricht giebt uns Origenes († 254) Auskunft und der berühmte Kirchenvater Augustinus († 430) in seiner Schrift „Ueber die Unterweisung der Anfänger“ (de catechizandis rudibus). Auf Wunsch seines Bruders Deogratias erteilt er ihm zuerst theoretische Anweisungen, nämlich eine Darstellung der Heilsgeschichte nebst Winken, wie der Katechet die verschiedene Herzensstellung und Bildung der Schüler zu berücksichtigen habe. Vor allem aber sei nötig, daß der Lehrer Freude besitze, die er teils aus seinem hohen Berufe, teils aus Jesu Vorbild schöpfen könne. Seiner eigenen Schwächen eingedenk, werde er seine Schüler milde beurteilen. — Hieran schließt Augustinus zwei Musterkatechesen, eine ausführlichere, welche mit der Schöpfung beginnt und bis zur Auferstehung der Toten geht, und eine kürzere, welche das Wesen der Erlösung behandelt. Uebrigens ist auffallend, daß in dem ganzen Büchlein nirgends die sog. katechetische Methode empfohlen wird. (Zeßschwitz, „Syst. d. chr.=kirchl. Katechetik I, 91—153.)

Sein Zeitgenosse Johann Chrysostomus († 408) hat in seinen „Homilien“ und in seinen Schriften über das Mönchtum manchen pädagogischen Gedanken entwickelt. In seiner Herablassung zu den Menschen, um sie zu sich hinaufzuziehen, sei Gott das Muster eines Erziehers. Er habe den Juden sich nur ganz allmählich geoffenbart, und auch Christus habe sich nicht sogleich vollständig enthüllt. Väter, welche ihre Kinder nicht in christlichem Sinne erziehen, hält Chrysostomus für schlimmer als Kindermörder. Er klagt darüber, daß viele ihre Söhne zum eifrigen Studium der Redekunst anhalten, anstatt die Tugend in ihnen zu pflanzen. „Es ist der größte Reichtum für die Kinder, wenn sie aller

Gelüste Herr werden. Darum mußt du ihnen ihre Fehler vorhalten; doch nicht nur dies, sondern sie auch vor dem Bösen bewahren, besonders vor Schauspielen und Gelagen. Die Bekanntschaft mit der Heiligen Schrift ist ein Gegengift gegen die große Gewalt der vernunftwidrigen Neigungen. Bemühe dich, dein Kind zu einem Bilde Gottes zu weihen. Auf den Charakter kommt alles an, nicht auf Worte. Uebe nicht seine Sprache, sondern reinige seine Seele. Ich sage dies nicht, um dich zu hindern, daß du deinem Sohn eine litterarische Bildung gebest, sondern daß du alle Sorgfalt darauf verwendest. Alle Bosheit der Kinder entsteht aus unserer Nachlässigkeit, denn die Pflichten, welche die notwendigsten sind, sehen wir für Nebensachen an. Die wichtigsten Erzieher für das Kind sind die Frauen; der Mann wird von den Wellen des unruhigen Lebens hin- und hergeworfen. Neben der Mutter ist das Kloster die wichtigste Stätte christlicher Bildung. Gott hat die Hebräer in die Wüste geführt, damit sie da, wie in einem Kloster, die in Aegypten angenommenen und durch Gewohnheit eingewurzelten Laster wieder verlernten. In den Klöstern führt man ein Leben, das des Himmels würdig ist; sie leben alle den Engeln gleich. Alles ist allgemein, und wie hoch stehen die Klöster mit ihrem Unterricht und ihrer Erziehung über den heidnischen Schulen? Zwar fordert man, daß die Kinder zuerst in den Wissenschaften unterrichtet werden sollen und hernach in der asketischen Lebensweise, aber weiß man denn, ob sie das Mannesalter auch erreichen werden? Und was hat es für Nutzen, sie zu solchen Lehrmeistern zu schicken, wo sie viel mehr Laster statt Wissenschaften lernen?"

In diesen Aeußerungen des Chrysostomus tritt uns der Zweifel entgegen, ob die Kenntniß der heidnischen Wissenschaft einem Christen dienlich sei. Je mehr die Kirche Staatsreligion wurde, desto zahlreicher wurden die Christen, welche entweder um äußeren Vorteils willen sich hatten taufen lassen oder wenigstens auf die Bildung, die ihnen bisher teuer gewesen war, nicht verzichten mochten. Daher

zeigt sich innerhalb der Kirchenlehrer der Gegensatz, daß die einen, wie Justin der Märtyrer, Clemens von Alexandrien, Origenes, Basilius, Gregor v. Nazianz u. a., die heidnische Bildung für etwas Gutes ansehen, die anderen dagegen, z. B. Tatian, Tertullian und selbst Lactanz, der „christliche Cicero“, sie mehr oder weniger schroff verwerfen. Interessant ist, wie sich z. B. Clemens die Sache zurechtlegt. Er meint, die Heilige Schrift enthält die volle Wahrheit, aber zu ihrem gründlichen Verständnis ist die weltliche Wissenschaft unentbehrlich. „Die Apostel und Propheten sprachen allerdings als Jünger des Geistes, was er ihnen eingab; aber wir können, um den verborgenen Sinn ihrer Worte zu entwickeln, nicht auf eine alle menschlichen Bildungsmittel ersetzende Leitung des heiligen Geistes rechnen“. — „Wenn auch die Philosophie unnütz ist, so ist doch das Studium derselben nützlich, wenn es nützlich ist, gründlich darzuthun, daß sie etwas Unnützes sei“. — Nach dem „Panegyricus“ Gregors des Wunderthäters lernte er bei Origenes Dialektik, Naturkunde und Geometrie; ferner Ethik und Geschichte der Philosophie. Gregor von Nazianz behauptet, durch die heidnische Bildung sei die Gottesfurcht der Christen nur befördert worden; durch das Mindergute seien sie zur Erkenntnis gelangt, und aus der Heiden Ohnmacht hätten sie sich Nutzen des Glaubens geschaffen. Rührend ist es zu beobachten, wie der gelehrte Bibelübersetzer Hieronymus († 420) zwischen der Bewunderung und Verwerfung der Heiden hin- und herschwankt. Noch nachdem er, durch eine Vision erschüttert, gelobt hatte, nie wieder heidnische Bücher zu lesen, kann er nicht umhin, sie eifrig zu citieren (besonders Vergil, Horaz, Terenz und Persius) und seine Bibliothek emsig zu vermehren. Er ist es übrigens auch, welcher zuerst über Mädchenerziehung geschrieben hat; doch kommen wir darauf bei der klösterlichen Erziehung zurück. — Augustin, dessen catechetische Schrift wir oben (S. 78) citirt haben, sagt in seinem Buche über die christliche Lehre, eine Sache werde nicht um deswillen verwerflich,

weil sie schon bei den Heiden vorhanden gewesen, ja wohl auch von ihnen mißbraucht worden sei. Die Wissenschaften, in denen sich vorhandene Thatsachen und göttliche Gesetze abspiegeln, wie Geschichte, Geographie Naturkunde, Medizin u. dergl., seien für das Verständniß der Schrift mannigfach nützlich. Dialektik dagegen und ihre Anwendung, Rhetorik, sowie Mathematik spiegeln Gesetze des menschlichen Geistes oder der Dinge wieder. Wenn daher Augustin auch betont, daß die Schrift die höchste Norm sei, so erkennt er doch im Grunde alle heidnischen Wissenschaften an.

Diese mehr und mehr freundliche Stellung der Kirchenlehrer zur Wissenschaft erklärt sich einerseits aus der zunehmenden Verweltlichung der Kirche, anderseits aus dem verhältnismäßig guten Zustande, in welchem sich die heidnischen Erziehungsanstalten befanden, denn von eigentlich christlichen Schulen in unserem Sinne war nicht die Rede. Die Ueberlieferung, daß der Presbyter Protogenes Ende des zweiten Jahrhunderts eine solche gegründet habe, ist eine Sage; die Katechetenschulen zu Alexandria, Antiochia, Odeffa und Nisibis waren theologische Anstalten. Dagegen werden uns viele glänzende Namen, u. a. Athen, Rhodos, Rom, Karthago, Massilia und Trier, als Hochschulen genannt, wo Grammatik, Rhetorik und Philosophie, auch Medizin und Jura gelehrt wurden. Die Kaiser machten es sich zur Ehre, sie reichlich auszustatten und ihre Professoren zu ehren. Hochberühmt war Libanios, der Lehrer des Julian Apostata und seiner Freunde Basilius und Gregors von Nazianz. Ueber das Treiben der Lehrer und Studenten kann man anschaulich in Bjens Drama „Kaiser und Galiläer“ nachlesen. Es gab Landsmannschaften wie heute, und der Pennalismus wurde auch schon geübt. Julians Kampf gegen das Christentum (361—63) hatte weniger Wirkung als der Versektungsprozeß, dem das Heidentum von selbst erlag. Schon Synesius, ein Neuplatoniker und nachheriger Bischof, spottet über den Verfall Athens, der jedoch durch den Neuplatonismus eine Zeit lang aufgehalten

wurde. Justinian I. aber gab ihm 529 den Todesstoß, als er die sieben letzten Professoren zur Auswanderung nach Persien zwang. Das Heidentum als Religion starb allmählich ab, während sein Wissen, wenn auch in überaus dürftiger Form, durch die Klöster gerettet wurde.

II. Die klösterliche Erziehung.

Gegenüber der Verweltlichung der Kirche, welche zu einem Aufgeben des christlichen Prinzips zu führen drohte, betonte das Mönchtum, daß der Christ nicht in der Welt, sondern außerhalb der Welt seinen Beruf erfüllen müsse. Die Sorge um die Seligkeit verdrängt alle irdischen Interessen; die natürliche Welt hat keinen Wert, Askese, freiwillige Armut und Ehelosigkeit geziemen sich für denjenigen, welcher seiner himmlischen Aufgabe gerecht werden will. Der Staat hat nur mit rein weltlichen Dingen zu thun, die Wissenschaft wird zur Theologie, weltliche Kenntnisse und Fertigkeiten sind unheilig, soweit sie nicht der Kirche dienen. Selbstdenken ist gefährlich, der Verstand des Einzelnen hat sich der Autorität zu fügen. Die Kirche besitzt alle Wahrheit und macht das Forschen überflüssig. Die Natur, das Reich der Dämonen, wird nicht von Gesetzen, sondern von göttlicher oder teuflischer Willkür beherrscht, von Naturwissenschaft kann also nicht die Rede sein.

Schon im zweiten Jahrhundert zogen sich einzelne in die Einsamkeit zurück, um durch ein eheloses und entjagungsvolles Leben die Seligkeit zu verdienen. Im dritten treten Paulus von Theben und Antonius auf, und Pachomius vereinigte auf der Nilinsel Tabennä etwa 340 die Einsiedler zu einem gemeinsamen Leben, und bald verbreiteten sich die Klöster über die ganze christliche Welt. Doch nicht alle waren weltlichen Studien abgeneigt. Waren doch die im vorigen Paragraphen betrachteten Kirchenlehrer meist Freunde der antiken Wissenschaften. Ja, die dem Pachomius zugeschriebene Regel fordert: „Keiner soll im Kloster sein, der

nicht lesen lernt.“ Um die jungen Christen vor den Gefahren, welche ihnen in den heidnischen Schulen drohten, zu behüten, errichteten viele Klöster Schulen, deren Zöglinge theils für das klösterliche Leben, theils für einen bürgerlichen Beruf vorgebildet wurden. Basilus († 379) hebt den Nutzen hervor, den das Zusammenleben der Erwachsenen mit den Knaben für ihre beiderseitige Andacht und Zucht habe. Schlaf und Nahrung der Jugend müsse besonders geregelt werden. Der Lehrer soll erfahren und sanftmütig sein. Als ein gutes Strafmittel empfiehlt Basilus die Entziehung der Speise. Die Kinder sollen sich gewöhnen, Worte und Geschichten der Schrift anzuwenden. Aufmerksamkeit und Fleiß können durch Preise befördert werden. — In dem oben (S. 80) erwähnten Briefe des Hieronymus an Lata (401) und an Gaudentinus (413) giebt er pädagogische Ratschläge für junge Mädchen, welche Nonnen werden sollen. Sie dürfen nichts hören und sprechen lernen, als was Gottesfurcht atmet. Zuerst mögen sie mit Buchstaben aus Buchs oder Elfenbein spielen, um damit Namen zusammenzusetzen, und sie dann auf der Wachstafel nachziehen. Der Fleiß werde durch Lob, Zuckerwerk und Wettkampf mit Altersgenossinnen angepornt. Schon ihr Anzug deute darauf hin, daß sie Christo verlobt sind. Wenn sie größer geworden sind, sollen sie zum Tempel geführt werden, an öffentlichen Gastmählern der Verwandten sollen sie nicht teilnehmen; taub sollen sie für Musik sein. Wozu Flöte, Zither und Leier gemacht sind, braucht Lata gar nicht zu wissen. Täglich soll sie Rechenchaft ablegen, wieviel Honig sie von den Blumen der Heiligen Schrift sich gesammelt habe. Sie soll das Versmaß der griechischen Dichter lernen, dann folge der Unterricht im Latein. Niemals gehe sie ohne die Mutter auf die Straße noch in die Kirche. Kein Jüngling, kein Lockenkopf soll sie anlächeln. Die Vigilien und Nachtwachen soll unsere liebe kleine Jungfrau eifrig feiern. Sie bevorzuge eine Gefährtin, welche gesagt, vom Fasten blaß geworden, mit Bußkleidern angethan und ein

wenig traurig ist. Sie gewöhne sich, nachts zum Gebet und Psalmengesang aufzustehen, zur Terz, Sext und None als Streiterin Christi in der Schlachtreihe zu stehen; so möge der Tag verlaufen, so die Nacht sie arbeitend finden; auf das Gebet folge das Lesen, auf das Lesen das Gebet. Sie lerne auch das Wollkremplein, den Rocken halten und den Faden spinnen. Zur Speise diene ihr ein wenig Kobl und Weißbrot und selten einige Fischlein; sie soll so essen, daß sie stets hungert, damit sie gleich nach dem Mahle lesen und Psalmen singen kann. Statt der Edelsteine und Seidenstoffe liebe sie die Handschriften der heiligen Bücher. Zuerst lerne sie die Psalmen, dann die Sprüche Salomos und den Prediger, hierauf die Evangelien, die sie nie aus den Händen legen darf, die Apostelgeschichte und die Briefe, endlich die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments. Vor allen Apokryphen nehme sie sich in acht. Die Werke des Cyprian soll sie stets in Händen haben; die Briefe des Athanasius und die Bücher des Hilarius kann sie ohne Anstoß lesen. — In seinem Briefe an Gaudentius warnt Hieronymus vor Uebertreibung: da das weibliche Geschlecht einmal den Schmuck liebe, werde sein Töchterchen Pacatula die Schmucksachen satt bekommen, wenn sie sie habe und sehe, wie andere gelobt werden, die keine haben. Sie möge sich fürchten, mit Knaben zu spielen, niemals soll sie junge Laffen mit gekräuselten Haaren sehen. In ihrem Kämmerchen soll sie alle Freude finden. Raum in die Welt eingetreten, möge sie sie wieder verlassen.

Cassianus († 435) behandelt in seinen 12 Büchern über „die Einrichtungen der Klöster“, die Kleidung der Mönche, die nächtlichen Gebete, die Tagespflichten und die Regeln für die Novizen. Wer in die klösterliche Gemeinschaft aufgenommen werden will, muß wenigstens 10 Tage lang an der Pforte um Einlaß flehen und Zurückweisung und Verachtung ertragen. Bei der Aufnahme wird ihm seine ganze Habe genommen und die Ordenskleidung angelegt. Nun muß er sich ein Jahr lang, von den Brüdern

abge sondert, dem Dienste der Fremden widmen. Darauf wird er von einem älteren Bruder in der Bibel unterwiesen und gerade zu den Diensten angehalten, die seinem Sinne nicht zusagen. Besonders wird er in peinlichem Gehorsam geübt, ebenso in der Enthalt samkeit. Für alle Versehen ist strenge Strafe festgesetzt, sowohl geistige wie körperliche.

Ein interessantes Denkmal des wissenschaftlichen Betriebes im 5. Jahrhundert ist das Satirikon des Marci anus Capella, dessen beide erste Bücher von der Hochzeit der Philologie mit dem Merkur handeln. Dieser saßt den Entschluß, sich zu vermählen, aber Sophia gehört schon dem Apoll, und Psyche dem Cupido. Die Tugend rühmt ihm Philologia, welche aus altem Geschlechte, sehr gelehrt, wachsam und scharfsinnig sei. Merkur wirbt nun bei Jupiter um sie und erhält, nach einigem Zögern, dessen Zustimmung. Die Musen singen ein Loblied, in welches die Kardinaltugenden und Grazien einstimmen. Arbeit und Liebe, Aufmerksamkeit und Nachtwache tragen sie in einer Sänfte gen Himmel. Juno zeigt ihr alle Herrlichkeiten und stellt sie den Göttern vor, in deren Kreise sich die großen Dichter und Philosophen befinden. — Hieran schließt sich eine Darstellung der sieben freien Künste, welche im Gefolge des Merkur auftreten. Es sind die drei sprachlichen: Grammatik, Dialektik und Rhetorik, und die vier sachlichen: Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie. Jene nannte man später das Trivium (Dreiweg, daher trivial), diese das Quadrivium (Vierweg). Man merkte sie sich durch folgende Verse:

Gram loquitur, Dia vera docet, Rhe verba colorat.

Mus canit, Ar numerat, Geo ponderat, Ast colit astra.

(Grammatik spricht, Dialektik lehrt die Wahrheit, Rhetorik schmückt die Worte, Musik singt, Arithmetik zählt, Geometrie mißt, Astronomie pflegt die Gestirne).

An Marci anus Capella schließen wir Cassiodorus, welcher sich 540 in das Kloster Vivarese (Calabrien) zurück-

zog und sich den Wissenschaften widmete. In seiner „Unterweisung in den geistlichen Wissenschaften“ erwähnt er, daß er versucht habe, tüchtige Lehrer für die christlichen Schulen heranzubilden; doch hätten das die „heißen“ Kriege verhindert, deshalb habe er diese Bücher geschrieben, durch welche sowohl das Verständniß der Heiligen Schrift als auch einige Kenntniß der weltlichen Wissenschaften verbreitet werden könnte. Die Mutter der Einsicht sei eine häufige und angespannte Betrachtung, doch dürfe auch das Gebet nicht fehlen; am wichtigsten seien der Psalter, die Bücher der Propheten und Apostel. Er behandelt darauf die einzelnen Schriften, die sechs Arten des Verständnisses, die vier ökumenischen Synoden, die Einteilung der Bibel &c. — Außerdem hat er ein besonderes Werk über die sieben freien Künste geschrieben, welche, wie er meint, alles auf Erden umfassen. Zuerst charakterisirt er sie kurz, wobei es merkwürdig ist, daß er die Mathematik vier Disziplinen umfassen läßt: Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie. Sie verdiene im höchsten Sinne den Namen „Lehre“; sie betrachte die abstrakte Quantität. — Dann leitet Cassiodor in sieben Kapiteln jedes Mal den Namen der betreffenden Kunst ab, spricht von den Männern, die sie behandelt haben, giebt ihre Einteilung an und fügt Einzelheiten hinzu.

Der eigentliche Stifter des Mönchsordens ist Benedict von Nursia. Seine berühmte Mönchsregel, welche er dem 529 gestifteten Kloster zu Monte Casino gab, enthält in ihren 73 Kapiteln zwar wenig über die Erziehung der Kinder, aber betrachtet das Mönchtum als eine Schule im Dienste Gottes. Durch Gehorsam, Schweigsamkeit und Demut soll der Mensch zum Himmel emporsteigen. Jedes Alter und jede Stufe der Einsicht fordere ihr eigenes Maß; anstatt sie mit dem Banne zu belegen, den die Knaben noch nicht verstehen, sollen sie durch Fasten oder tüchtige Schläge gezüchtigt werden. Bei Greisen und Kindern soll man die Schwachheit berücksichtigen und sie auch vor den kanonischen Stunden zum Essen kommen lassen. Gelehrte Studien

treten bei Benedict ganz zurück. Da Müßiggang der Seele Feind ist, müssen sich die Brüder mit Handarbeit und Letztüre beschäftigen. Wenn jemand seinen Sohn Gott im Kloster darbringt, so soll er das Gesuch nebst einer Opfergabe dem Kinde in die Hand stecken und diese in die Altardecke einwickeln. Solche „Oblati“ sollen streng erzogen werden, bis sie zu verständigem Alter kommen.

Auch Gregor der Große spricht in seiner „Pastoralregel“ nicht ausführlich von der Erziehung, doch ist wichtig, daß er die Seelenführung die Kunst aller Künste nennt. Der Seelenhirt müsse rein sein, in Gedanken, Worten und Werken, musterhaft in seinem Wandel. Anders seien Jünglinge, anders Greise zu ermahnen, jene streng, diese freundlich. Anders diejenigen, welche nur in ganz Geringem, jedoch häufig fehlen, und anders diejenigen, die sich vor dem Bösen hüten, jedoch bisweilen in schwere Sünde fallen. Jene muß man darauf hinweisen, daß sie nicht auf die Beschaffenheit, sondern auf die Zahl ihrer Sünden sehen, diese muß man zu sorgfältiger Selbstprüfung anleiten.

Um unter den Geistlichen Zucht und Sitte wiederherzustellen, übertrug Chrodegang, Bischof von Metz († 766), die Ordnung und Lebensweise der Benediktiner auf die Weltgeistlichkeit; auch bei ihm finden sich einige Sätze, die für unsere Betrachtung wichtig sind. Die Kirchenvorsteher sollen sorgfältig darüber wachen, daß bei den ihnen übergebenen Knaben der jugendliche Mutwille und die Neigung zu Unarten keinen Spielraum finde. Sie sollen mit einem rechtschaffenen Bruder zusammenleben, an dem sie einen Lehrer der Wissenschaft, und Zeugen ihres Wandels haben. (Schmid II, 1, 49—144; Schmidt II, 26 f.)

12. Karl der Große.

Bei dem Verfall des Weströmischen Reiches bestanden die alten Schulanstalten in Italien, Gallien und Franken noch eine Zeit lang fort. Die Merowinger interessierten

sich sehr dafür und errichteten eine Palastschule (schola palatii), aus welcher die königlichen Schreiber hervorgingen. Da aber die alten Schulen besonders dem politischen Leben dienten, so wandte sich die Jugend seit dem Untergange des Reiches von der unfruchtbaren Gelehrsamkeit mehr und mehr ab. Nur auf der Insel der Heiligen (Britannien) wurde die Wissenschaft noch gepflegt, als sich tiefes Dunkel über die andern germanischen Länder legte. Von dort aus kamen gelehrte Pilger nach Deutschland, um das Christentum durch Stiftung von Klöstern, Kirchen und Schulen zu verbreiten. Seit Gregor dem Gr. († 604) wetteiferten die Angelsachsen mit den Iren und Schotten. In England gab es noch um 650 Mönche, welche die lateinische und griechische Sprache nicht minder beherrschten als ihre Muttersprache, ja, fromme Frauen betrieben die sieben freien Künste.

Bonifacius, der Apostel der Deutschen († 755) knüpfte Germanien an den römischen Stuhl; doch verbreitete er nicht nur das christliche Dogma, sondern auch christliches Leben. Er schrieb allen Klöstern die Mönchsregel des Benedict vor, und da er selbst ein „Meister des Unterrichts“ war, so schärfte er den Aebten ein, Schulen zu errichten, denn die Erziehung der Jugend sah er als eine der wichtigsten Angelegenheiten an; er selbst schrieb Schulbücher, von denen sich eine Grammatik und ein Fragment der Verskunst erhalten haben; er besuchte gern die Schulen und verbesserte die poetischen Versuche früherer Schüler. Um seinen Zweck zu erreichen, lud er Mönche und Nonnen aus England ein.

Auch die Anregung des Chrodegang (s. oben S. 87) war einflußreich. Das Wohnhaus des Bischofs wurde zu einer Art Kloster für die Chorherren und zu einer Erziehungsanstalt für den Nachwuchs. So entstanden die Cathedral-schulen; an manchen waren besondere Lehrer für kirchliche Wissenschaften, und der Gesang wurde eifrig gepflegt. Die Synode zu Neusching 774 schreibt vor, jeder Bischof solle eine Schule errichten und einen weisen Lehrer bestellen,

der nach der Ueberlieferung der Römer zu unterrichten verstehe.

Der Begründer der deutschen Schule aber ist Karl der Große. Da er sich als den ergebenen Schirmherrn der Kirche fühlte, drang er darauf, daß die Mönche ein sittliches Leben führten und ihr Amt mit Verständnis verwalteten. Hatte schon sein erster Zug nach Italien in ihm die Begierde erweckt, seine rauhen Franken zu bilden, so bestärkte ihn darin der Angelsächse Alkuin, den er 781 kennen lernte. Er lud ihn zu sich nach Aachen, und nun begannen Karls Bestrebungen, sowohl selbst die Lücken seiner Bildung auszufüllen als auch für Geistliche und Laien Schulen zu errichten. Jenes erreichte er durch die sog. Akademie des Hofes, d. h. durch einen Kreis gelehrter Männer, zu denen außer Alkuin Paulus Diaconus, Paulinus von Aquileja, Theodulf, Einhardt u. a. gehörten. Vielleicht nach dem Vorbilde von König Artus' Tafelrunde herrschte völlige Gleichheit; jeder nahm einen symbolischen Namen an; man tauschte Gedichte aus, gab Rätsel auf, las alte Lieder und Geschichten vor und erörterte Fragen aus der Theologie, Philosophie und Naturwissenschaft. Karl selbst hatte für das Größte und Kleinste Interesse; er nahm Unterricht in den grammatischen Künsten und wandte viel Fleiß auf Rhetorik, Dialektik und Astronomie. Er war nicht nur das Haupt der Akademie, sondern auch ihr Heroz, denn sie feierte ihn mit antiken Wendungen als den Leuchtturm Europas. Er sammelte auch eine Bibliothek, und in seinem Schreibzimmer waren kundige Männer bemüht, korrekte Abschriften von den biblischen Büchern zu beschaffen.

Nun erblühte auch die Palastschule aufs neue. Eifrig betrieb man grammatisch=rhetorische Studien und versuchte die Gedanken in geschmackvoller Form darzulegen. Die begeisterte Phantasie seiner Freunde verherrlichte Karl als zweiten Augustus und Aachen als ein zweites Rom. Wiederholt schärfte er Bischöfen und Aebten ein, die Studien zu pflegen. Auf sein eigenes Beispiel verwelfend, mahnt er sie,

die freien Künste aus langer Vergeſſenheit hervorzu ziehen; denn nur durch die Wiſſenſchaft könne man zum Verſtändniß des göttlichen Wortes gelangen. Da die Predigt in Verfall geraten war, läßt er durch Paulus Diaconus Anſprachen der heiligen Väter ſammeln und fordert die Biſchöfe auf, ſie ins Deutſche zu überſetzen. In ſeiner Verordnung vom Jahre 789 ſchärft er ein, daß bei Kathedralen und Klöſtern Schulen errichtet würden, wo die Knaben das Lateiniſche ſchreiben und leſen lernen und in der Grammatik, Feſtberechnung und im Geſang unterrichtet werden ſollten. Ja, Mann und Weib, Alt und Jung ſollen Vaterunſer und Glaubensbekenntniß auswendig wiſſen, womöglich lateiniſch, aber wenigſtens deutſch, und wer träge ſei, ſolle durch Hunger und Peitiſche dazu gezwungen werden — offenbar der Grundgedanke der Volkſchule und der allgemeinen Schulpflicht. Dem Eifer der Geiſtlichen, dieſem Gebot nachzukommen, half er durch Belohnungen und Ehrenſtellen nach. So hielt z. B. Simpert von Aachen alle Mönche von Murbach, die alten wie die jungen, zum Lernen an; ſie mußten die Liturgie und die Ordensregel ſtudieren, dann ſich der Heiligen Schrift und endlich den freien Künſten zuwenden. Dabei durften ſie im gegenseitigen Verkehr nur lateiniſch reden. Alle Pfarrer ſollten Knaben im Leſen und Singen unterweiſen, und zwar ohne Entſchädigung, und die Eltern wurden ſtreng verpflichtet, ihre Söhne zur Schule zu ſchicken, damit ſie den Glauben und das Vaterunſer lernen und andre darin unterrichten könnten.

Das Kirchengesetz von 789 ſchreibt wörtlich vor: „Ferner ſollen die Geiſtlichen und Mönche nicht nur die Kinder des dienenden Standes, ſondern ebenſo die Söhne der Freien heranziehen und ſich zugeſellen. Auch ſollen ſie Schulen einrichten in den einzelnen Klöſtern und Biſchofsſitzen, in denen die Knaben Pſalmen, Noten, Geſänge, Kalenderkunde und von Fehlern gereinigte katholiſche Bücher leſen; denn gar mancher möchte oft gern würdig zu Gott beten und vermag es doch um der fehlerhaften Bücher willen nur mangelhaft.“

Mufter und Maßstab der Bildung zur Zeit Karls des Großen ist sein treuer Berater Alkuin (oder Albin). Aus vornehmer angelsächsischer Familie entsprossen und in der Schule zu York gebildet, begleitete er seinen Lehrer Albert nach Italien, lernte Lateinisch, Griechisch und Hebräisch und wurde durch seinen zum Erzbischof erhobenen Lehrer zum Diakon geweiht. Seit 781 in Karls Umgebung, leitete er die Hofschule, kehrte auf zwei Jahre nach York zurück und wurde 796 Abt von Tours. Hier suchte er seine zahlreichen Schüler, unter denen auch Grabanus Maurus und Haimo von Halberstadt hervorragen, zu tüchtigen Geistlichen zu bilden, indem er sie, neben der Theologie, mit dem Trivium, welches er Ethik nannte, und dem Quadrivium (Physik) bekannt machte. Außer zahlreichen kirchlichen Streitschriften, Lebensbeschreibungen und Briefen hat er drei Disputationen hinterlassen, in denen er seinen Stoff dialogisch behandelt. In einem pädagogischen Prologe rühmt er die sieben freien Künste als die Säulen im Tempel der Weisheit und als die Pfade zum Lichte der Offenbarung. Dann unterredet sich ein 15 jähriger Franke mit einem 16 jährigen Sachsen in Gegenwart des Meisters über die Grammatik, deren trockener Stoff durch Citate aus Klassikern und Kirchenvätern schmuckhaft gemacht wird. Er lehnt sich dabei an Clemens, Scotus, Diomedes, Phokas, Donat und Priskian an. In den beiden Dialogen über Dialektik und Rhetorik unterredet sich Alkuin mit dem Kaiser. Hier bezieht er sich fortwährend auf die Bibel, während er den Stoff dem Isidorus und Boethius, resp. dem Cassiodor entnimmt. Die Disputation des Pipin ist ein reizvolles Gesprächspiel mit dem Kaiserjohn, worin die Antworten in symbolischer, rätselvoller Sprache gegeben werden.

Hören wir noch einige pädagogische Winke dieses Mannes, der sich Placcus nennt: „Ich bin bemüht“, schreibt er an den Kaiser, „Curer wohlwollenden Aufforderung gemäß, im Hause des heiligen Martin (d. h. in Tours) einigen den Honig der heiligen Schriften zu reichen: andre suche ich

mit dem reinen Weine der alten Wissenschaften zu tränken; wieder andre möchte ich mit den Früchten grammatischer Feinheit nähren, und noch andre suche ich, einem Maler gleich, der die Wölbung des Gotteshauses ausschmückt, über den Lauf der Gestirne aufzuklären. — Ein Lehrer des Volkes Gottes muß zwar in vollem Lichtglanze der Tugend leuchten, muß aber stark sein in der Kunst, besonders aber stark sein in der scharfsinnig unterscheidenden Beurteilung, daß er wisse, was für jede Person, für jedes Geschlecht und Lebensalter, wie auch für jeden vorliegenden Fall und Zeitpunkt paßt. — Die Zierde einer Menschenseele ist das Trachten nach Weisheit, vermöge deren man Gott ehrt und liebt. Jedoch auch die Kenntniß der weltlichen Wissenschaften ist nicht zu verachten, sondern das zarte Knabenalter muß sich gleichsam als eine Art Grundlage die Grammatik und andre Wissensgebiete der scharfsinnigen Weltweisheit aneignen. — O, wie süß war das Leben, als wir ruhig zwischen den Schränken der Weisheit saßen, zwischen den vielen Bücherhandschriften und den verehrungswürdigen Aussprüchen der Väter, als es uns an nichts fehlte, was zu einem frommen Leben und wissenschaftlichen Studium gehört. — Die Weisheit der freien Künste stützt sich auf sieben Säulen: das sind die Wissenschaften, denen die Philosophen ihre Zeit und Arbeit gewidmet haben. Sie sind es, durch welche sie den Ruhm der Konsuln und den Glanz der Könige verdunkelten; sie sind es auch, durch welche in den öffentlichen Disputationen die heiligen katholischen Lehrer alle Ketzer überwunden haben. Auf diesen Pfaden, meine theuren Söhne, tummle sich eure Jugend täglich, bis das reifere Alter und der von Sinnlichkeit befreite Geist auf der Höhe der Heiligen Schrift anlangt.“

Mit Karls des Großen Tode verfielen auch seine schönen Einrichtungen zur Bildung der Geistlichkeit und des Volkes. Ludwig der Fromme war zwar vielseitig gebildet (er sprach Lateinisch und verstand Griechisch), aber sein ganzes Interesse war doch kirchlichen Dingen zugewandt; daher

bestimmte der Reichstag zu Aachen 817, daß in den Klosterschulen nur Oblaten, d. h. gottgeweihte Kinder, unterrichtet werden sollten. Infolge davon entstand wohl hier und da neben der innern Schule eine äußere. Nicht selten hören wir daher Klagen über den Verfall der Bildung. „Wer etwas lernen will, fällt andern nur zur Last“, ruft Lucus von Ferrières traurig aus, und dieser Verfall mußte durch die Bürgerkriege nur noch zunehmen. Lothar kümmerte sich in seinem Reiche nur um die Geistlichen, der Name „weltlicher Doctoren“, wie die Grammatiker in Italien hießen, war fast ein Tadel. — Karl der Kahle berief zwar Scotus Erigena, den kühnen Philosophen, an seine Hofschule, welche bisweilen Gymnasium genannt wird, und umgab sich, wie einst Karl der Große, mit Gelehrten; in Rheims, Saint Denis und andern Orten ward eifrig Schule gehalten; aber innere Wirren und die zahllosen Einfälle der Normannen waren so schädlich, daß Ademar schreibt: „In ganz Aquitanien giebt es keine Wissenschaft mehr, alles ist in Noheit versunken!“ — Im eigentlichen Deutschland wurden die Studien zwar nicht unterdrückt, aber auch von Ludwig nicht gefördert. Die Mittelpunkte geistiger Bildung waren in den nächsten Jahrhunderten die berühmten Klöster, neben denen noch hier und da, besonders am Rhein, in Sachsen und Bayern, Domschulen hervorragten.

13. Einrichtung der mittelalterlichen Schulen.

Schon oben (S. 87) haben wir erwähnt, daß es bei nicht wenigen Klöstern eine innere und eine äußere Schule gab; jene war für die „Oblaten“, d. h. den mönchischen Nachwuchs, diese für Kinder, welche später ins Leben treten wollten. F. A. Specht hat uns in seiner „Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland“ (1885) von den Einrichtungen dieser Schulen ein anschauliches Bild geliefert. Die äußere Schule war vom Kloster getrennt, während die das Mönchsgewand tragenden Knaben schon als Mitglieder der geistlichen Ge-

nossenschaft betrachtet wurden. Sie wurden auf Kosten des Klosters erhalten und erzogen; für die anderen Knaben sorgten die Eltern oder auch Wohlthäter. Die Leitung der ganzen Schule hatte ein gelehrter Mönch (*magister principalis*), welchem verschiedene Hilfslehrer zur Seite standen, und ältere Mönche als Aufseher (*Circatores*), welche das Benehmen und die Unterhaltung der Kinder aufs strengste überwachten. Ein wichtiges Amt hatte auch der Kantor, der zugleich oft Bibliothekar (*Armarius*) war. Nach der Zahl, dem Alter und den Kenntnissen der Schüler wurden Klassen gebildet. Sie saßen längs den Wänden, jeder auf einem Stühlchen, und um den ersten Platz wetteiferten stets die Begabtesten. Der Unterricht begann mit dem Abbeten von Psalmen. Vormittags und nachmittags wurde Schule gehalten, im ganzen etwa sechs Stunden des Tages, von kurzen Pausen unterbrochen.

Die Dom- oder Stiftsschulen leitete ein lehrsfähiger und erprobter Kanonikus, welcher den Titel *magister scholarum*, *scholasticus* oder *Scholaſter* führte. Er hatte die Befugnis, das Lehrpersonal anzustellen und zu entlassen und die Schulen an den anderen Pfarrkirchen zu überwachen. Oft hatte er zugleich das Amt eines Archivars und Bibliothekars.

Da der Ruf einer Schule von der Tüchtigkeit ihrer Lehrer abhing, so sehen wir oft die studierende Jugend von einer zur anderen ziehen. Alkuin, Grabanus Maurus, Walafried Strabus und andere lockten zahlreiche Schüler von weither an. Seit Mitte des elften Jahrhunderts begaben sich auch viele nach Frankreich. Allen Schülern und Lehrern, welche Studien halber umherzogen, sicherte Barbarossa 1158 freies Geleit zu. Man nannte sie Vaganten, welche bald eine Landplage wurden, auch Goliarden.

Die Schulzucht war überaus streng; Stock und Rute wurden reichlich gebraucht. Mit bloßen Händen durfte nicht geschlagen werden, auch die Peitsche wurde nicht selten angewandt. Gegen schwächliche Kinder waren die Lehrer etwas

milder, aber zwischen Vornehmen und Unfreien ward kein Unterschied gemacht. In manchem Kloster wurden die Knaben, ohne etwas begangen zu haben, wie einst in Sparta, zu bestimmten Zeiten durchgeprügelt, meist am Tage der unschuldigen Kindlein, sogar der „Schwabenpiegel“ und der „Sachsenpiegel“ müssen die Kinder vor der Grausamkeit der Lehrer schützen.

Ferien im heutigen Sinne waren völlig unbekannt, es gab nur einzelne Vakanztage. Als König Konrad 911 St. Gallen besuchte, gewährte er den Kindern, zum ewigen Gedächtnis, drei Ferientage. Spiele aller Art (Wettkampf, Ringen, Ball, Schießen mit Holzpfeilen, auch Kreisel und Plumpjack), Baden und reichliche Mahlzeiten zeichneten solche schulfreien Tage aus. Manchmal wurden auch Ausflüge gemacht. Um Weihnachten herrschte Jahrhunderte lang das Bischofsfest, wo die Kinder sich ihren Schulbischof oder Schulkönig erwählten, allerlei Uebermut trieben und wohl auch ihre Lehrer schlagen durften (pfeffern, daher Pfefferkuchen).

Die Kloster- und Stiftsschulen dienten fast ausschließlich der Kirche. Die Laien kümmerten sich wenig um die Bildung. Vorübung für den Krieg, Jagd, etwas Musik, Religion war im ganzen alles, was ein weltlicher Knabe lernte. Aber Karls des Großen Beispiel regte manchen Laien zur Nachahmung an; Fürstensöhne, wie die Kinder Karls, Ludwigs, Ottos I. und II., konnten wenigstens Lateinisch lesen und verstehen. Konrad II. war völlig unwissend, und seine ritterlichen Zeitgenossen hielten es fast für eine Schande, sich mit Latein und Büchern zu befassen. Anstatt dessen liebten sie französische Sitte und Unterhaltung, Epos und Minnefang. Zu den sieben „Frömmigkeiten“ eines Ritters, im Gegensatz zu den sieben freien Künsten, zählt Petrus Alfonsus das Versmemachen. Den Unterricht in dieser Kunst, im Singen und Saitenspiel aller Art, sowie in höflicher Sitte, gab dem Knaben zuerst ein Buchmeister vom siebenten bis vierzehnten Jahre; dann kam er an den Hof eines Fürsten oder mächtigen Ritters,

wie uns Alwin Schulz in seinem „höfischen Leben zur Zeit der Minnesänger“ so anziehend geschildert hat. Ende des zwölften Jahrhunderts regte sich in den emporblühenden Städten das Verlangen nach geistiger Bildung. Viele Kaufleute gehörten dem Ritterstand an; ihre Söhne lernten fremde Sprachen, besonders Französisch, ferner Lesen und Schreiben, ja, manche sogar etwas geistliche Gelehrsamkeit. Während diese meist durch Privatlehrer unterrichtet wurden, besuchten die Söhne von Handwerkern die Pfarrschulen. Im Jahre 1270 übte Erzbischof Engelbert II. von Köln sogar Schulzwang, indem er die Eltern bei zwölf Mark Strafe verpflichtete, ihre Kinder zur Schule zu geben. An vielen Orten errichteten die Magistrate Stadtschulen, doch durften sie nur die Elemente der geistlichen Gelehrsamkeit überliefern.

Mehr als die Männer suchten die Frauen an der gelehrten Bildung teilzunehmen. Die Nonnen waren zur Kenntnis der lateinischen Sprache verpflichtet, und der Zudrang zu den Frauenklöstern war so stark, daß geistliche und weltliche Thätigkeiten wiederholt dagegen auftraten. Den Brief des Hieronymus haben wir oben (S. 83) kennen gelernt. Eifrige Lektüre der Bibel, geistlicher lateinischer Schriften, die Elemente des Triviums, das Abschreiben von Büchern und Chorsingen gaben den Nonnen eine für damalige Zeit hohe Bildung. Manche beschäftigte sich nicht nur mit christlichen und heidnischen Dichtern, sondern suchte sie sogar selbst nachzuahmen. Ein glänzendes Beispiel ist Hrotsvit von Gandersheim, welche terenzische Komödien dichtete; ferner Herrad von Landsberg, welche Lieder dichtete und komponierte und in ihrem „Garten der Vergnügungen“ (hortus deliciarum) eine förmliche Enzyklopädie gab. Andere waren durch das Abschreiben und Malen von Handschriften berühmt.

Die Methode, Einteilung der Stunden und Zucht war in den Frauenklöstern dieselbe wie bei den Mönchen. Seit dem zehnten Jahrhundert ließen viele Eltern ihre Töchter,

die nicht Nonnen werden sollten, dort ausbilden, doch erstreckte sich der Unterricht nur auf Lesen, Schreiben, Einführung in den Psalter und Handarbeiten. Vornehme Töchter wurden auch wohl durch Privatlehrer oder Hausgeistliche erzogen. Im Zeitalter des Minnedienstes wurden die Ritterromane als Muster der „Moralität“, d. h. der höfischen Bildung, von den Frauen eifrig gelesen. Französisch, Tanzen und Singen, Saitenspiel, Dame, Buff und Schach mußte jede adlige Dame verstehen. Auch reiche Bürger ließen ihre Töchter seit dem dreizehnten Jahrhundert höfisch erziehen.

Betrachten wir jetzt die Meister mönchlicher Erziehung im neunten Jahrhundert: Grabanus Maurus, zu Mainz als Sohn eines Kriegsmannes geboren 776, wurde in seinem neunten Jahre dem Kloster Fulda übergeben. Als er Diakon geworden war, sandte man ihn nach Tours zu Alkuin, der ihn so lieb gewann, daß er ihm den Beinamen Maurus gab, wie einst Benedicts Lieblingsjünger geheißen hatte. Dann übernahm er die Leitung der Schule zu Fulda. Er war ein strenger Lehrer, welcher seine Schüler nicht nur in der Schrift, sondern auch in den weltlichen Wissenschaften, ja sogar im Griechischen unterwies. Im Jahre 822 ward er Abt von Fulda, 847 Erzbischof von Mainz; er starb 856. Man hat ihn mit Recht den ersten Lehrer Deutschlands genannt.

Außer einer Schrift über die Zeitrechnung, über das Weltall und einem biblischen Wörterbuch verfaßte er eine „Unterweisung der Geistlichen“, in welcher die sieben freien Künste erklärt und nach ihrem Werte geschildert werden. Die Grammatik ist die Wissenschaft, welche Anweisung giebt, wie die Dichter und Geschichtschreiber auszu-
legen sind und wie man richtig schreiben und sprechen muß. Sie ist also die Mutter und Grundlage der freien Künste, welche eine christliche Schule treiben muß. Auch ist die Kenntnis der Verskunst nicht zu verachten, weil „der hebräische Psalter bald im Jambus dahinfließt, bald im

alcäischen Maße erklingt, bald als sapphische Strophe erbraust, bald halbfüßig einhererschreitet“. Die Rhetorik ist, wie Gelehrte sagen, die Kunst in weltlicher Ausdrucksweise, wo es sich um Dinge des bürgerlichen Lebens handelt, schön zu reden. Aber Grabanus hält es doch auch für nützlich, daß die Geistlichen sie studieren, besonders dadurch, daß sie beredte Männer lesen und hören. Die Dialektik ist die Wissenschaft des Verstandes, durch welche wir untersuchen, Begriffe bestimmen, Erörterungen anstellen, so daß wir das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden vermögen. Sie ist also die Königin der Wissenschaften; sie lehrt unterrichten und studieren, in ihr offenbart sich die Vernunft selbst nach Wesen, Ziel und Erkenntnis; sie allein besitzt ein sicheres Wissen und will nicht nur, sondern kann auch ein solches mittheilen. Die Wahrheit selbst aber muß man in den heiligen Büchern der Kirche suchen. Mathematik ist die Lehrwissenschaft, welche die Ausdehnung an sich zum Gegenstande hat. Man theilt sie ein in die Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie. Die Arithmetik ist die Wissenschaft der durch die Zahl bestimmten Anschauung an und für sich; durch sie wird die Begierde von fleischlichen Dingen zum guten Theil abgezogen, und sicherlich haben die Zahlen mit der Gotteserkenntnis zu schaffen; denn die Schrift enthält unter verschiedenen Zahlen andeutungsweise allerlei Geheimnisse. Die Geometrie ist die auf Anschauung sich stützende Darstellung von Gestalten; sie ist die Wissenschaft von dem unbeweglichen Weltall und von der individuellen Form; sie ist auch beim Bau des Tempels und der Stiftshütte angewendet worden. Die Musik handelt von den Zeittheilen, die einen bestimmten Zweck haben, das will sagen, welche man in den Tönen wahrnimmt. Wer diese Wissenschaft nicht kennt, kann das kirchliche Amt nicht gebührend verwalten; sie umfaßt alle Bethätigungen unseres Lebens, auch beweisen wir uns als Jünger durch einen rechtschaffenen Wandel; denn böse Menschen haben keine Lieder. Ja, alles, was im Himmel und auf Erden mit Gottes Zulassung

geschieht, ist nichts anderes als Musik, wie schon Pythagoras gesagt hat. Die Astronomie ist für die Frommen ein wertvolles Beweismittel, denn sie lehrt den regelmäßigen Lauf der Gestirne, wie sie nach Gottes Gebot sich bewegen oder stillstehen. Die Astrologie dagegen ist etwas Abergläubisches. Die Geistlichen aber müssen Astronomie treiben, um das Osterfest und die andern Feiertage richtig zu bestimmen. (Schumann, Pädagogische Chrestomathie II.)

Walafried Strabus (806—849) war zu Reichenau erzogen, darauf Schüler des Hrabanus, dann Lehrer und endlich Abt in Reichenau. Sein Tagebuch (bei Schmid, Geschichte der Pädagogik II) gewährt uns einen interessanten Einblick in die damalige Erziehung. Bei dem Scholastikus Grimald lernte er erst Latein, dann Deutsch lesen. Zur Zeit der Obstkoste gab es einige Tage frei. Nachdem er dann auf der Wachstafel schreiben gelernt, begann er, zehn Jahre alt, die Grammatik bei Magister Gerard. Zuerst lernte er lateinische Redensarten, um sich mit älteren Schülern verständigen zu können, denn mit ihnen durfte er nur lateinisch sprechen. Dann eignete er sich aus dem Donat die acht Redetheile an; er übersetzte hierauf deutsche Sätze ins Lateinische; abends erzählte ihm sein Lehrer biblische Geschichten, die er am andern Morgen wiedererzählen mußte. Das nächste Jahr war dem Lernen und dem Verständnis des Psalters gewidmet. Hierauf wurde Alkuin, die Distichen Catos, Gedichte des Prosper, Juvenius und Sedulius, auch Virgils Eklogen studiert, um sich die Regeln der Metrik anzueignen. Dann mußte Walafried die neueingetretenen Schüler in der Sprach- und Schreiblehre unterrichten, lernte selbst die Figuren und Tropen der Rede im Anschluß an Statius und Lucan, wobei er Grimalds Wörterbuch der Synonymen benutzte. Nach einer Schlußprüfung durfte er die Rhetorik beginnen; während der wenigen Erholungstage wurden kleine Ausflüge gemacht. Dominus Tatto leitete die rhetorischen Studien nach Cassiodor, Cicero und Quinetilian; fast jeden Tag mußten die Schüler einen kleinen Aufsatz

machen; dann gieng zur Geschichte, deren Unterricht sich an Beda, Eusebius, Hieronymus, Cassiodor und Jornandes angeschlossen, ja auch an Zallust und Livius. Daneben wurden lateinische Gedichte gemacht. In seinem fünfzehnten Jahre begann er die Dialektik im Anschluß an Alkuin, Porphyrius, Boëthius und Bedas Schrift über die Dialektik des Aristoteles, woran sich Disputationen schlossen. Daneben machte sie Tatto mit allerlei Gezeßsammlungen bekannt. Im folgenden Jahre wurden deutsche Verse gefertigt, nach dem Muster von Volksliedern. Nach einer Prüfung ward die Arithmetik begonnen, theils theoretisch nach Boëthius, theils praktisch mit den Fingern und dem Rechentisch (Abakus). Daran schloß sich die Berechnung des Kalenders, und mathematische Rätsel dienten zur Erholung. Wer in diesen Studien nicht fortfahren wollte, konnte sich der Medizin, Rechtswissenschaft, der Malerei oder Bildhauerei unter Anleitung anderer Brüder widmen. Die andern trieben Geometrie nach Boëthius und übten sich im Vermessen. Daran schloß sich die Geographie, wobei das Itinerarium Antonins, die Kosmographie des Ethikus und das Werk des Isidorus studiert wurde. Hierauf wandte man sich der Musik zu und las die Bücher des Boëthius und Beda und jeder Schüler lernte irgend ein Instrument. Da Walafried ganz unmusikalisches war, begann er Griechisch bei Dominus Wettin und las bald den Homer. Den Abschluß machte im Jahre 825 die Astronomie, wiederum nach Boëthius und Beda, wobei die Gestirne fleißig beobachtet wurden.

Eine Zeit lang war auch das Kloster St. Gallen durch seine Schulen berühmt. Abt Gozbert sonderte die äußere von der innern Schule und bereicherte die Bücherei sehr. Besonders wird Mungal († 865) als Lehrer gerühmt; er war in göttlichen und menschlichen Wissenschaften wohl unterrichtet und unterwies die Schüler mit größtem Erfolge in der Musik. So's Ruhm war so groß, daß manche es für genügend hielten, auch nur eine Stunde sein Schüler zu heißen. Ratpert war ein so eifriger Lehrer, daß er selten das

Kloster verließ, ja häufig die Messe versäumte, denn, sagte er, gute Messen hören wir, indem wir lehren, sie zu lesen. Bei aller Strenge war er ein verständiger und wohlwollender Mann. Notker der Stammler († 912), der berühmte Dichter von Sequenzen, wird als der mildeste der Menschen gepriesen, denn er behandelte seine Zöglinge mit aller Strenge der Liebe, ohne sie zu schlagen. Auch Tutilo, sein Zeitgenosse, welcher in verschiedenen Künsten bewandert war, lehrte mit großem Erfolge, besonders Rhetorik und Musik. Abtbißhof Salomo III., einer der gebildetsten Männer seiner Zeit, war eifrig um die Hebung der Schule bemüht. Dekan Ekkehard I., der Dichter des Walthariliedes, galt für eine Autorität in der Metrik. Ekkehard II. war Lehrer der Hadwig von Schwaben. Notker, der Deutsche, übersezte verschiedene Hilfsbücher (Boethius' Trost der Philosophie, Vergils Bucolica, Catos Distichen u. a.), sowie den Psalter und Hiob ins Deutsche. Endlich verdient Ekkehard IV. († 1060) Erwähnung, welcher sich als lateinischer Dichter und Textkritiker hervorthat. Ueber das Leben in diesem Kloster hat B. Scheffel in seinem „Ekkehard“ sachkundig und anmutig berichtet.

Ein würdiges Seitenstück zu Karl dem Großen war in England Alfred, der einzige englische Herrscher, der den Beinamen des Großen führt (872—901). Seine Mutter Esburg hatte in ihm die Lust zu lesen erregt. Ein Besuch in Rom erfüllte ihn mit Bewunderung der antiken Denkmäler. Kaum hatte er schreiben gelernt, so trug er Psalmen, Lieder und Gebete in ein Buch ein, das er niemals wieder von sich ließ. Nachdem er die Dänen besiegt und für Sicherheit und Handel gesorgt hatte, widmete er sich der sittlich-religiösen Erneuerung seines Volkes. Als Mittel stellt er selbst in der Vorrede zu der von ihm übersezten „Hirtenregel“ Gregors die christlich-nationale Bildung hin. Sein Volk solle fortan Gottes Wort in seiner Sprache lesen: keiner dürfe ein Handwerk ergreifen, bevor er der englischen Schrift kundig sei. Zunächst sorgte er für die Erneuerung der angel-

sächsischen Kirche, worin er vor allem durch Plegmund, Erzbischof von Canterbury, und durch Affer, Bischof von Sherborn, unterstützt wurde. Klöster wurden gegründet und, wo es ging, Schulen. Seine eigenen Kinder ließ er sorgsam unterrichten; er selbst widmete 8 Stunden täglich den Studien und dem Gebet und suchte sich durch Verkehr mit Gelehrten, Seefahrern, Künstlern und Fremden zu unterrichten. Nachdem er mühsam Latein gelernt, übersetzte er eifrig außer Gregors „Hirtenregel“ die Kirchengeschichte Bedas und des Boethius' Trost. Andere folgten seinem Beispiel; mit Recht konnte er von sich sagen: „Solange ich lebte, habe ich darnach gestrebt, würdig zu leben und nach meinem Tode mein Andenken in guten Werken zu hinterlassen.“ —

14. Der Islam.

In Arabien begründete Mohammed (570—632), mit Anlehnung an den Monotheismus seines Stammes und an einige Lehren aus dem Judentum und Christentum, den fanatischen Monotheismus, welcher in dem Satz enthalten ist: „Allah ist Gott und Mohammed sein Prophet.“ Die ihm gewordenen Offenbarungen, welche er selbst nicht aufgezeichnet hat, sind in den 114 Suren des Koran enthalten, der nicht nur religiöses, sondern auch bürgerliches Gesetzbuch für alle Muslime ist. Unbedingte Ergebung an Allah, Gebet, Fasten, Waschungen und Wallfahrt nach Mekka, Beschneidung, Wahrhaftigkeit, Treue, Dankbarkeit, Gastfreiheit, Sanftmut und Geduld — das sind die Pflichten, welche dem Gläubigen obliegen. In unaufhaltbarem Siegeszuge breitete sich diese Lehre, welche dem, der für Gottes Ehre kämpft, die Freuden eines sinnlichen Paradieses verheißt und ihn durch den Fatalismus mit stürmender Tapferkeit erfüllt, über große Strecken dreier Welttheile aus: Vom Ganges über Nordafrika bis nach den Pyrenäen. Verödete Provinzen erblühten aufs neue, herrliche Residenzen, wie Bagdad, Damascus, Cordova, erstanden, und altberühmte Handels-

plätze wie Tyrus, Sidon, Tarjus, Jerusalem wurden zu neuem Glanze erweckt.

Die Wissenschaft der Araber beginnt mit dem Islam. Zuerst galt es korrekte Abschriften des Koran herzustellen, dann dunkle Stellen auszulegen; so regte sich die grammatische Forschung. Dann begannen theologische Untersuchungen. Aber erst unter den Omajjaden wurde die arabische Litteratur mit fremden Elementen befruchtet. Griechen und Syrer wetteiferten, antike Schriften ins Arabische zu übersetzen und dadurch neue Disziplinen zu begründen. An Hippokrates und Galenus schloß sich die Medizin; an Euklid und Ptolemäus die Mathematik und Astronomie; besonders aber wurde Aristoteles, dieser „Meister der Wissenden“, übersetzt und, bei dem Mangel an Kenntniß des antiken Lebens, phantastisch ausgelegt. Daneben erblühten alle möglichen Zweige der Industrie und des Kunstgewerbes. Besonders in Spanien entfaltete sich jener ritterlich-romantische Geist, welcher aus der Verbindung des kühnen Beduinen mit der Phantasie des Kelten und dem Gemüt des Germanen hervorging.

Die Erziehung des Muslin war durch die eigentümlichen Verhältnisse der Familie bestimmt. Da ihm Vielweiberei gestattet ist, steht die Frau tief unter dem Manne, welcher sie einfach entlassen kann, wenn es ihm beliebt. Nur Knaben werden geschätzt, Mädchen verachtet. Noch ums Jahr 1000 mahnt ein berühmter Dichter: „Lehret die Mädchen spinnen, weben und stricken, aber Schreiben und Lesen laßt beiseite.“ Doch wenn man bedenkt, daß der Gläubige verpflichtet ist, alle Kinder mit dem Koran bekannt zu machen, ferner, daß viele Eltern ihre Töchter sorgfältig erziehen, um sie dann vorteilhaft zu verkaufen, so braucht man sich auch die Bildung der Mädchen nicht zu gering vorzustellen.

Während sich vornehme Muslime einen Hauslehrer (Chodjscha) halten, besteht bei jeder Moschee eine Elementarschule, vom Priester überwacht und von dürftig bezahlten Lehrern geleitet. Hier lernen die Kinder, im Kreis um den Lehrer hockend, die Suren lesen und dem Gedäch-

niz einprägen. Alle zugleich lesen, sich nach vorn und hinten bewegend, denselben Text laut, den sie denn mit Rohrfedern niederschreiben. Erklärt wird nichts. Die Zucht ist sehr streng, Ungehorsam gehört neben Götzendienst, Mord, Ehebruch, Meineid, Wucher, Verleumdung, Spiel und Trunk zu den sieben schwersten Sünden. Die Pietät gegen die Eltern zeichnet noch heute die Mohammedaner aus.

Seit dem 10. Jahrhundert werden auch höhere Schulen (Madrasen), namentlich in Damask, Bosra, Bagdad, Teheran, Kairo, Cordova, erwähnt. Auch hier wurde zunächst der Koran getrieben, aber grammatisch und sachlich erklärt. Das Lehramt war nicht an einen bestimmten Beruf gebunden, sondern wer sich dazu geneigt und fähig fühlte, bestieg die Kanzel der Moschee. Außer der Theologie wurden Jurisprudenz, Medizin und Philosophie gelehrt. Freilich, der Widerstand der Priester, welche das Ansehen der Reliquien dadurch bedroht glaubten, und die Sezierung von Menschen verboten, hemmte die Medizin sehr. Die Stellung der Lehrer war ganz verschieden; am besten waren diejenigen daran, welche zugleich Mufti oder Kadi waren, so daß Abu Said (bei Hariri) sagen kann: „Eine Stelle im Stalle ist besser als Bestallung zur Ehrenstelle.“ Auch wer nebenher Arzt war, konnte sich behelfen; die armen Philologen dagegen mußten sich durch schmeichelhafte Lobgedichte an Reiche Geld zu gewinnen suchen. Die Schüler wohnten häufig in den Madrasen; auch bei ihnen ward besonders das Gedächtnis geübt; sie mußten nicht nur den Koran mehr oder weniger ganz, sondern auch dessen zahlreiche Erklärungen auswendig lernen. Daneben wurde ihre Selbstthätigkeit durch Fragen angeregt. Bibliotheken finden sich bei allen Moscheen; die erste öffentliche soll in Bagdad 1003 entstanden sein.

Leider begann schon im 15. Jahrhundert der Verfall der arabischen Wissenschaft. Außerlich bestanden die Einrichtungen wohl noch fort, aber das wissenschaftliche Leben war aus dem Mechanismus entwichen. Nur selten findet

sich auf seiten der Lehrer Produktivität, auf seiten der Schüler Wissenstrieb, — am geachtetsten ist, wer am meisten auswendig weiß! (Schmid II, 1, 570—611.)

15. Die Scholastik.

Schon seit dem 10. Jahrhundert beginnt Frankreich einen gewaltigen Einfluß auf Sitte, Wissenschaft und Kirche auszuüben. In Cluny entstand jene asketische Richtung, welche eine Erneuerung des Mönchtums und des Klerus anstrebte. Die größten Päpste, Gregor VII., Urban II. und Paschalis II., sind daraus hervorgegangen. Die Cluniakenser freilich waren keine Freunde der Wissenschaft; doch regten sich anderswo in Frankreich eifrige wissenschaftliche Bestrebungen. So war Herbert, der spätere Sylvester II. (999—1002), ein Franzose, der durch seine grammatischen und dialektischen Kenntnisse als „Wiederhersteller der Studien“ berühmt wurde; er führte seine Schüler zunächst in die aristotelische Logik ein, dann in den Porphyrius, hierauf in die lateinischen Dichter Vergil, Terenz, Juvenal und Horaz, endlich übte er sie in der Beredsamkeit. Er selbst war ein ausgezeichnete Mathematiker und Mechaniker, so daß er dem Volke als Zauberer erschien. — Im Kloster Bec (Normandie) glänzte Lanfranc als Lehrer, zu dessen Schülern Alexander II. und Anselm von Canterbury sich rechneten. Aber auch in Rheims, Caen, Rouen, Chartres und Corbie erblühten berühmte Schulen. — Die französische Bildung ward dann durch den Einfall der Normannen (1066) nach England verpflanzt; neben Oxford erstrebte sich Glastonbury, York, Canterbury und Cambridge großen Rufes.

Von Frankreich gingen auch die Kreuzzüge aus, welche, aus religiöser Begeisterung entsprungen und durch die Herrschsucht der Hierarchie genährt, den Geist der abendländischen Völker von der kirchlichen Bevormundung befreiten. Denn durch sie lernten sie einander kennen; ihr Horizont erweiterte sich, sie wurden mit den Erzeugnissen und Ge-

nüssen, mit den Märcen und Fabeln des Orients bekannt; sie lernten Menschen achten und lieben, die nicht Christen waren; und während bisher die Geschichte des Abendlandes nur ein schwacher Nachhall der antiken Welt gewesen war, beginnt jetzt das selbständige Leben der Nationalitäten. Vor allem entsprang aus den Kreuzzügen das Rittertum, welches vollberechtigt neben den Klerus trat und eine neue Weltanschauung begründete. Zwar war der Ritter ein Streiter Gottes, aber doch kein blindes Werkzeug der Hierarchie, neben den Gottesdienst stellte er auch Frauen- und Herrendienst. Nied der Mönch und der Priester das Weib, so verehrte es fast abgöttisch der Ritter; hatten jene weder Heimat noch Vaterland und verachteten Schönheit und Genuß, so strebte dieser nach Freude, Minne und Ruhm. Zwar pflegten die Ritter nicht die Gelehrsamkeit, aber eine anmutige, humane Bildung. Zu den 7 „Brumlichkeiten“ (Probitates) gehörte, außer kriegerischen Übungen aller Art, das Schachspiel und das Versmachen, das heißt „Singen und Sagen“. Lesen und Schreiben konnten selbst Männer wie Wolfram von Eschenbach nicht, aber sie wußten ihre Muttersprache und auch wohl das Französische zu brauchen. Der Bube (garzün) lernte zuerst von einem Meister (magezoge) die biblischen Geschichten, Legenden und Sagen, die Kunst des Weidwerks und Krieges und im Umgange mit den Frauen höfische Sitte, Gesang und Saitenspiel. Mit 11 Jahren ward er Knappe (junchërre). Nun galt es, das Wappenspiel kunstmäßig anzubilden, als Wappenträger Mut und Geistesgegenwart zu zeigen und sich mit der Meute und dem Marstall, mit Kuchtkammer und Keller vertraut zu machen. Mit dem 20. Jahre konnte er dann zum Ritter geschlagen werden. Nach Hartmann v. Aue wurden die Knappen bisweilen auch in der Grammatik, worunter man auch die 7 freien Künste verstand, in der Theologie und Jurisprudenz unterwiesen. Nach Gottfried v. Straßburg lernte Tristan Wallisich, Französisch und Lateinisch. Im „Winsbete“ lernen wir die Lehren kennen,

welche ein junger Ritter befolgen soll: „Sohn, minne Gott inniglich, ehre das geistliche Leben, minne gute, reine Frauen, strebe nach Treue und Milde (Freigebigkeit), Keuschheit und Einfalt, bilde dich in Zucht und höfischer Sitte!“ „Maße“ ist aller Tugenden Krone.

Die Scholastik, d. h. die Wissenschaft zur Begründung und Verteidigung des Glaubens, ist mit dem Rittertum verwandt. Wie dieses stellt sie sich in den Dienst der Kirche und hat ihre Freude an tapferen Tugenden, welche freilich auch, wie die Tourniere, in Klopffechtereien ausarteten. Und wie die Ritter, so besreiten sich die Scholastiker, zumal als Aristoteles, durch Vermittlung der Araber, ihnen bekannt und zum Kirchenvater der Philosophie geworden war. So sonderbar und künstlich ihre Fragen und Argumente auch sein mochten, so ringt doch in ihnen ein Hauch moderneren Geistes nach Anerkennung, der die Schranken des Alerns durchbrechen sollte.

Der älteste und gefeiertste Sitz der Scholastik war Paris; hier entstand die Universität im 12. Jahrhundert, welche sich unter dem Schutze des Königs aus einer Klosterschule zu einer selbstständigen Körperschaft emporrang. Aus allen Ländern strömten hier wißbegierige Schüler zusammen, hier lehrten Wilhelm von Champeaux, Abälard, Petrus Lombardus, Albert der Große, Thomas von Aquino, Duns Scotus und andere. Hier sonderten sich durch das Eindringen der Bettelmönche 1270 zuerst die theologische und philosophische Fakultät. Im 14. Jahrhundert entstanden in Deutschland die Universitäten zu Prag, Wien, Heidelberg, Köln und Erfurt; im 15. die zu Würzburg, Leipzig, Rostock, Greifswald, Freiburg i. B., Trier, Tübingen und Mainz. Daneben wurden noch viele in den andern Ländern Europas gegründet.

Den Wissenschaften (scientiae), d. h. der Theologie, dem geistlichen und bürgerlichen Recht und der Medizin, traten die Künste (artes) zur Seite, welche die allgemeine Bildung pflegten. Theologie war die Hauptsache, doch be-

schäftigte sie sich nur mit Logik, Dialektik und Dogmatik; Bibelstudium, Kirchen- und Dogmengeschichte, Homiletik und Katechetik wurden nicht getrieben. Die Jurisprudenz gründete sich auf das römische Recht und die päpstlichen Dekretalen; die Medizin auf die von Griechen und Arabern ererbten Einsichten. Alle drei Wissenschaften entbehrten der Erfahrung und der Methode; Forschung war unbekannt, die Autorität der Lehrer galt alles. — In die 7 freien Künste trat, seitdem Aristoteles bekannt war, die Physik, doch hatte sie mit der heutigen Wissenschaft dieses Namens keine Ähnlichkeit. Durch die Universitäten, welche durch die Päpste und Kaiser mit Privilegien ausgestattet wurden, bildete sich ein Gelehrtenstand, welcher ein vollstümliches Moment in der Kirche darstellte.

Die Sorge für die Erhaltung, Freiheit und Ehre der Universität lag dem Kanzler ob, welcher gewöhnlich ein Prälat war. Die Geschäfte leitete ein jährlich gewählter Rektor, welchem die 4 Dekane zur Seite standen. Die italienischen Universitäten übrigens hatten eine republikanische Verfassung, denn die Schüler wählten die Lehrer und hatten die Verwaltung in Händen. Die Fakultät der Artisten nahm deshalb den letzten Platz ein, weil ihre Hörer aus jüngeren Schülern bestanden, welche sich durch Erlernung der freien Künste erst auf die andern Wissenschaften vorbereiteten. Jede Fakultät hatte 3 Grade: Baccalaureus, Licentiat und Magister. Die Ferien waren bedeutend kürzer als heute; das Honorar überaus verschieden; die Sitten auf den Universitäten trugen den Stempel mittelalterlicher Roheit; um ihr zu steuern, stiftete man früh Kollegien oder Bursen, d. h. Häuser, in denen Studenten zusammen wohnten und arbeiteten, doch lockerte sich auch in ihnen bald Zucht und Sitte. (Schmid II, 1, 334—348.)

Zur Charakteristik der Scholastik als Wissenschaft dient zunächst die Stellung, welche sie zum Glauben einnahm. Während Anselm von Canterbury mit Augustin sagte, „ich glaube, damit ich begreife“, dreht Abälard, der durch

seine unglückliche Liebe zu Héloïse ebenso berühmt ist, wie durch seine gefürchtete Dialektik, den Satz schon um. Peter der Lombarde schrieb 4 Bücher Sentenzen, d. h. Dogmensätze, über welche dann Jahrhunderte lang vorgetragen und disputiert wurde. Der noch heute von der katholischen Kirche am meisten gefeierte Thomas von Aquino machte die Vernunft zur höchsten Richtschnur, während sein Gegner, Duns Scotus, den Willen dafür ausgab. Auf's heftigste befehdeten sich Thomisten und Skotisten, ihre Anhänger, noch wütender war der Streit um die Allgemeinbegriffe (Universalien), deren Wirklichkeit die Realisten behaupteten, die Nominalisten leugneten. Eine Ahnung naturwissenschaftlichen Betriebes hatte Roger Baco, ein vielseitiger, unermüdlicher Forscher († 1294), welcher schon von Pulver und Teleskop spricht, ja von Schiffen, die sich ohne Segel, und Wagen, die sich ohne Pferde pfeilschnell fortbewegen. Bei ihm findet sich auch zuerst der Begriff der Erfahrungswissenschaft; dafür wurde er aber auch freilich von seinen Ordensbrüdern, den Franziskanern, als Zauberer eingekerkert. Ueberhaupt waren die Bettelorden, die Franziskaner und Dominikaner, diese Soldaten des Papstes, die Vorkämpfer von Unwissenheit und Mechanismus. Ihre Lehrbücher, in barbarischem Latein geschrieben, waren dürftig; so der Gracismus, eine lateinische Grammatik in Versen, das Katholikon, welches über Orthographie, Rhetorik und Prosodie handelt; der Mammotrectus, ein Hilfsbuch zum Verständnis der Bibel, der Cisso-Janus, ein Kalender in 24 Hexametern zur Einprägung der Feste. — Diese von Luther als „Eselsmist“ bezeichneten Bücher waren Jahrhunderte lang hoch gefeiert.

Die Dauer des Studiums war in jener Zeit unweit größer als heut. In der Theologie z. B. mußte ein Baccalaureus sechs Jahre studiert haben, nachdem er vorher drei bis vier Jahre in der Artistenfakultät gewesen war; hatte er dann zwei Jahre biblische und zwei Jahre dogmatische Vorlesungen gehalten und drei Jahre sich im Disputieren

und Predigen geübt, so konnte er sich um den Vicentiaten bemühen; hatte er sich als solcher endlich bewährt, so konnte er als Magister (Dr.) promoviert werden. — Außer den Vorlesungen hatten die Lehrer Repetitionen zu halten, den Höhepunkt bildeten aber die Disputationen, jene Redeturniere, welche nicht nur das Ansehen der Lehrer, sondern auch die Geltung gewisser Lehren entschieden. Auf manchen Universitäten wurde einmal in der Woche, an anderen ein ganzes Quartal täglich eine Stunde disputiert. Das Prunkstück des Universitätslebens aber war die große Redeschlacht (*disputatio quodlibetica*), welche einmal jährlich im Beisein der ganzen Universität von den Artisten ausgetragen wurde. Sie dauerte meist mehrere Tage. Dabei ging es oft leidenschaftlich genug her; man schleuderte sich nicht nur wissenschaftliche Vorwürfe, sondern oft Schimpfworte zu, und die Statuten von Wien 1389 ermahnen die Teilnehmer mit Recht zu bedenken, daß sie sich in der Schule, nicht in der Schenke befinden.

Für den Betrieb auf den mittelalterlichen Universitäten fällt die allgemein geltende Anschauung ins Gewicht, daß man die Probleme lösen könnte, wenn man die Begriffe zergliederte, die Thatfachen also in logische Begriffe umsetzte; gerade wie Hegel dadurch der Wahrheit habhaft zu werden wähnte, daß er die menschlichen Vorstellungen analysierte. — Ferner dachte kein Scholastiker daran, den Wissensstoff selbständig zu vermehren, vielmehr wollten sie ihn nur möglichst klar überliefern. Jenes Zeitalter war von einer solchen Ehrfurcht vor der Autorität durchdrungen, daß es denjenigen für einen guten Gelehrten hielt, welcher die für sein Fach einmal geltenden wenigen Bücher sich zu eigen gemacht hatte. — Sodann war jenen Menschen die Induktion völlig fremd; wenn auch Albertus Magnus und Roger Bacon die Erfahrung empfahlen, so gab es doch selten jemand, welcher Beobachtungen und Experimente gemacht hätte. Selbst die Medizin bestand nur im Studium des Hippokrates und Galenus; den menschlichen Körper

zu sezieren, war aus religiösen Vorurtheilen untersagt. Erst 1404 durfte der Italiener Galeazzo da S. Schia in Wien anatomische Demonstrationen vornehmen, und 1473 ward der Fakultät in Köln erlaubt, jährlich zwei Hingerichtete zu sezieren. — Von einer Kenntniß der klassischen Litteratur, besonders der griechischen, war ebenjowenig die Rede wie von der der Bibel; aber auch die Geschichte und die Natur war den Scholastikern völlig unbekannt, das Einzige, was sie besaßen, war die damalige Weltsprache des Lateinischen, die sie freilich oft genug schrecklich mißhandelten, und eine logisch=diagnostische Schulung, deren Einseitigkeit wir oben angedeutet haben.

Interessant ist auch, wie sich jene Zeit, die ihre ganze Aufgabe in der Auslegung gewisser Bücher sah, die Zeitjäden zu ihrem Studium verschaffte. An jeder Universität gab es einige Stationarier, welche Abschriften von Büchern verkauften und verliehen; sie standen unter akademischer Gerichtsbarkeit. Die Leihgebühren für Benutzung beim Studium oder zum Abschreiben waren nicht gering; der Kaufpreis fast unerschwinglich. Eine Bibel z. B. oder das corpus juris kostete um 1300 etwa 540 Mark. Die Bücherei eines Gelehrten umfaßte daher damals nicht wie heute Tausende von Bänden, sondern nur wenige. Ein Jurist, Cino, hinterließ 1330 nur 14 Bände, Bartolus 1357 vierundsechzig; Studenten galten für reich, wenn sie sieben bis zehn Bücher besaßen. Von öffentlichen Bibliotheken ist erst seit dem vierzehnten Jahrhundert die Rede, doch besaßen die Kollegien meistens ziemlich bedeutende Sammlungen. So stattete Richard Sorbon das nach ihm genannte Kolleg 1257 gleich mit einer wertvollen Bücherei aus.

Die Städte bemühten sich in dieser Periode, zum Teil aus Opposition gegen die Geistlichkeit, selbständig Schulen anzulegen und zu verwalten. Aber die Dominikaner leisteten ihnen, sowohl aus Eigennutz als auch aus kirchlichen Bedenken, zähen Widerstand, wobei sie von den Bettelmönchen lebhaft unterstützt wurden. Seit dem dreizehnten

Jahrhundert hören wir von Stadtschulen (1254 in Leipzig, 1260 in Worms, 1262 in Lübeck u. s. w.) Aber meistens war den Bürgern, trotz ihrer Verurung an den Papst, nur eine Trivialschule (*schola parvulorum*) gestattet, auf welcher biblische Geschichte, Lesen, Schreiben, Singen, Numerieren und ein wenig Latein gelehrt wurde. Der Gedanke einer allgemeinen Volksbildung lag jener Zeit noch völlig fern, der Rektor nahm einige „Gesellen“ an, mit denen er den überaus spärlichen Verdienst teilte. Gewisse Natural-lieferungen und kleine Nebeneinnahmen für den Kirchendienst, Verleihung der Bücher, Verkauf der Schreibutensilien, ja Freitische und Almosen ermöglichten den Lehrern jener Zeit, ihr schweres und entbehrungsvolles Leben zu fristen.

Zur Charakteristik der scholastischen Pädagogik wollen wir einige Sätze aus der „Unterweisung königlicher Prinzen“ des Vincenz von Beauvais († 1264), des gelehrten Verfassers einer Enzyklopädie (*Speculum universale*) hören. Wegen der doppelten Unfähigkeit der Seele muß sie eine doppelte Lehre erhalten, nämlich Erleuchtung des Verstandes und Zucht zur Leitung des Begehrungsvermögens. Den Knaben von edler Geburt muß man Lehrmeister aussuchen, die in Wissenschaft und Wandel ihnen Muster sein können. Einen hellen Verstand fordere ich, damit er aus vielem, was gelehrt werden kann, das Beste auswählen könne; als ein zweites Erfordernis nenne ich ein tugendhaftes Leben, weil nichts häßlicher ist als ein Wandel, welches das Gegenteil von dem zeigt, was der Mund lehrt. Daher sagt Ambrosius recht gut: Blätter ohne Früchte sind mir verdächtig. Ein drittes Stück, welches ich fordere, ist Gelehrsamkeit in Demut, wie Salomo sagt: Wo Demut ist, da ist auch Weisheit. Das vierte Stück ist eine ungekünstelte Beredsamkeit, denn Cicero sagt: Weisheit ohne Beredsamkeit nützt nichts. Zu einer solchen müssen dem Menschen fünf Stücke helfen: Natur, edles Selbstbewußtsein, Übung oder Erfahrung, leichter Anstand, ein munteres Gemüt. — Außerdem verlangt man von einem Lehrer auch Geschicklichkeit im Lehren,

d. h., daß er eine Methode habe; diese könnte man etwa auf fünf Stücke zurückführen, daß der Vortrag deutlich, kurz, passend, angenehm und richtig abgemessen sei. — Hierauf betrachtet Vincenz die Hindernisse des Lernens, welche theils das Leben, theils Lehre und Fleiß angehen. In Rücksicht des Lebens zählt er sieben auf: Stolz, Neid, Jähzorn, Trägheit, Habsucht, Wollust und Schlemmerei. Hindernisse des Fleißes: Nachlässigkeit, Unbedachtsamkeit, d. h. Mangel an Ordnung, und Umstände (Armut oder schwache Gesundheit). Dazu kommen noch bisweilen Dunkelheit und Schwierigkeit des zu Erlernenden und von seiten des Lernenden Stumpfheit und Mangel an Einsicht. — Alles Lernen erfordert Anlage, Uebung und Zucht. Bei der Uebung warnt unser Verfasser vor unsittlichen Büchern. Um recht zu lernen, muß man aber demütig sein. Der Schüler soll sich mit Sorgfalt einen Lehrer wählen, sich ihm innig verbinden und sich ihm aufmerksam unterordnen. Zur Aufmerksamkeit gehören Schweigen, Demut und Bedächtigkeit im Urtheil. — Hierauf rühmt Vincenz die Gelehrigkeit, welche uns das Gehörte verstehen läßt, wobei dreierlei nötig ist: daß man ohne Widerspruch zuhöre, sich mehr an den Sinn des Redenden als nur an das bloße Wort halte und den Lehrer über das, was man nicht versteht, frage. Um etwas gut zu behalten, muß das Gedächtnis geübt werden; dies geschieht dadurch, daß man gern zuhört, sich den Hauptinhalt der Sache einprägt und den Lehrer nicht unterbricht. — Bei jedem Studium sind ferner nötig: Ordnung, Neigung und Anstrengung. Die erste Disziplin ist die Grammatik, dann folge Logik, Poetik und Rhetorik. Fünf verschiedene Zwecke haben, nach dem heiligen Bernhard, die Lernenden: Einige lernen nur, um die Sache zu wissen; das ist eine schmachvolle Neugierde. Andere, damit man von ihnen wisse; das ist eine schimpfliche Eitelkeit. Andere lernen, um für Geld ihre Weisheit in Ehrenstellen zu verhandeln; dies ist eine schändliche Gewinnsucht. Noch andere lernen, um zu erbauen; das ist christliche Barmherzigkeit; andere, um

erbaut zu werden; das ist Klugheit. Vincenz klagt, daß fast alle Studierenden seiner Zeit nur die drei ersten Zwecke verfolgen. — Fortgeschrittene müssen sich durch Lesen und Disputieren weiterbilden; doch beim Lesen ist vor allem wichtig, was und wie man liest. Endzweck aller Künste ist die Gottesgelahrtheit. Heidnische Schriften und solche von Ketzern dürfen nur diejenigen lesen, welche in den Sinn der Schrift eingeweiht und in ihrem Glauben fest sind.

16. Die Humanisten.

Seit dem 13. Jahrhundert bereits erfuhr die antike Literatur eine Wiedergeburt. Die Schriften der alten Klassiker, zunächst der Lateiner, dann auch der Griechen, wurden von wißens- und schönheitsdurstigen Männern eifrig aufgespürt, gelesen, abgeschrieben und verbreitet. Schon Dante († 1321), Petrarca und Boccaccio sahen in ihnen die wahrhaft menschlichen Schriftsteller, im Gegensatz zu der asketischen, weltfeindlichen Richtung der Kirche. Daher nannten sie und ihre Nachfolger sich Humanisten. Mit der Begeisterung für die Sprache Latiums sogen sie auch die Denkweise der Alten ein; nicht nur im Stil, sondern auch im Handeln suchten sie ihnen nachzuahmen; die klassische Bildung sahen ihnen das Höchste. Der Kirche gegenüber standen sie gleichgültig, nicht selten feindlich. Mehrere Wissenschaften nahmen an dieser Renaissance teil. Vor allem die Philologie, denn es galt, die Handschriften der Klassiker zu vergleichen und festzustellen; damit verband sich die Archäologie, welche an den zahlreichen Resten des Altertums reichlichen Stoff fand. Ebenso wurde die Geschichte durch die Lektüre und die Kritik der Alten befruchtet. Vor allem aber erhielt die scholastische Philosophie einen mächtigen Stoß; man bestrebte sich in Ciceros Sprache einfach und konsequent die Probleme zu behandeln, zu denen die Alten so vielfach aufforderten. (Schmid II, 2, 1—150.)

Hatten zuerst nur die Römer als Klassiker gegolten, so gesellten sich, seit dem 14. Jahrhundert, die Griechen dazu. Mit dem Vordringen des Islam flüchteten griechische Gelehrte nach Italien, wie Manuel Chrysoloras, welcher 1396 nach Florenz kam, und Gemistos Plethon, den 1439 das Unionskonzil nach Ferrara führte. Die platonische Akademie in Florenz war ein Kreis gebildeter und gelehrter Männer, welche sich an den Schriften des großen Griechen erfreuten. Daneben bestand eine Hochschule daselbst, deren Ruhm durch die in Rom, Venedig, Pisa, Padua, Neapel und an anderen Orten bald in Schatten gestellt wurde. „Man disputierte“, sagt Gregorovius („Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“), las Abhandlungen vor, führte auch attellanische Possen oder lateinische Komödien auf und hielt einen Festschmaus.“ Kunstsinige Fürsten, wie z. B. die Medici, setzten ihren Stolz darein, Mäcenaten der Humanisten zu sein. So versammelte Lorenzo, der Anhänger Platons, Marsilio Ficino, Pico von Mirandola, welcher 900 Thesen über alle Wissenschaften verteidigen wollte (1486), Angelo Poliziano u. a. um sich. König Alfons von Neapel war der Gönner von Lorenzo della Valle, welcher die „heilige Göttlichkeit“ der lateinischen Sprache pries, ein feiner Kenner der Grammatik und ein Gegner der konstantinischen Schenkung war, und Beccadelli, ein Lasziver, aber feingebildeter Autor. Der Herzog von Mantua berief Vittorino da Feltre, einen begeisterten Schulmann, erbaute ihm ein Haus und unterstützte ihn in seiner opferfreudigen Fürsorge für arme Kinder. Liebevoll, aber streng überwachte dieser seine Schüler, die er vor allem in Vergil und Cicero, Homer und Demosthenes einführte; Latein und Griechisch wurden als lebendige Sprachen getrieben, die Beredsamkeit eifrig geübt, Mathematik und Musik, aber nicht Naturwissenschaft, gepflegt. In Padua wirkte P. de Bergerio als Erzieher der Kinder des Fürsten von Carrara; in seiner Schrift über „Erziehung und Unterricht“ betont er, die Eltern könnten ihren Kindern

nichts Besseres geben als eine tüchtige Bildung. Unter Berücksichtigung ihrer Gaben sollen sie sich einen „lebendigen Spiegel“, d. h. ein Vorbild wählen lassen, sie vor der Lüge, der Schwachhaftigkeit und Sinnlichkeit warnen, Frömmigkeit und Anstand in ihnen pflegen. Die freien Wissenschaften, deren oberste die Philosophie, haben ohne sittliche Bildung keinen Wert. Die erste Stufe der Wissenschaft ist, zweifeln zu können; als Hindernisse für das Studium bezeichnet er allzugroßen Eifer, der alles lernen will, Mangel an Ordnung und Ausdauer, Selbstüberhebung und Einbildung.

Ein treffliches Beispiel für die Pädagogik des Humanismus sind die sechs Bücher „Ueber die Erziehung der Kinder“ von Masséo Vegio (1406—58). Ausgehend von Augustins „Konfessionen“, mahnt er die Eltern, ihren Kindern ein Muster zu sein. Man muß die Kinder vor Verweichlichung, Aberglauben, Lüge und schlechtem Umgange bewahren, vorsichtig Lob und Tadel anwenden und nur die, welche steinernen Herzens sind, schlagen. Da nur die Tugend und die Wissenschaften glücklich machen können, so soll der Unterricht schon im siebenten Jahre beginnen, und zwar in einer Schule, doch sollen diese die Eltern unterstützen, indem sie sich um die Arbeiten bekümmern und selbst lateinisch sprechen. Der Lehrer berücksichtige die Fähigkeiten der Kinder und verfolge eine Methode, welche vor allem auf selbständige Uebung bedacht ist. Die Darstellung des Lehrers sei klar, würdig und dem Gegenstande angepaßt. Besonders nützlich sind öffentliche Redenübungen; schlüpfrige Schriften lasse man nicht lesen. Musik und Zeichnen sind wichtig; denn jene lehrt uns Gott und große Menschen verherrlichen, diese die Kunstwerke beurteilen. Die Gymnastik empfiehlt Vegio, auch das Ballspiel und Reiten, warnt aber vor Tanz und Würfelspiel. Früh solle der Jüngling Philosophie lernen, um die Leidenschaften zu bekämpfen. Als einer der ersten Pädagogen macht er auch auf die Wichtigkeit der Mädchenerziehung aufmerksam.

Von Italien pflanzte sich der Humanismus nach Frankreich, England und Deutschland fort. Dort begann er am Anfang des 15. Jahrhunderts, und Guillaume Budé (Budäus), der Mitbegründer des Collège de France (1530), war ein tüchtiger Grieche. Außer ihm haben sich Jean Bodin, C. Vaduel und Muret ausführlich über Erziehung geäußert. Die französische Litteratursprache mit ihrer logischen Schärfe und rhetorischen Fülle, wie D. Willmann bemerkt, ist ebenso wie die klassische Litteratur der Franzosen eine Frucht der Renaissance; auch ihr Geschmack, ihre geistige Beweglichkeit und ihre gefälligen Lebensformen sind dadurch groß gezogen. Von den Franzosen erhielten die Engländer die erste Kenntniss der alten Klassiker; nachdem Caxton (+ 1491) den Buchdruck eingeführt hatte, wurden viele Klassiker aus dem Französischen ins Englische übersetzt. Neben dem Bischof von Winchester beförderte der Herzog von Gloucester italienische Gelehrte; Cardinal Wolsey empfahl die Pflege der „elegantesten Litteratur“, und das 1440 gegründete Eton College pflegte die humanistischen Studien. Diese empfahl auch eifrig John Collet in Oxford und Thomas Moore, der berühmte Verfasser der „Utopia“. Ein Gegner der Scholastik und ein scharfer Kritiker der Mißstände seiner Zeit, zeichnete er in seinem platonisierenden Idealstaat einen zwar unpraktischen, aber glänzenden Versuch, die Gesellschaft, befreit vom Zwange der Theologie, zu organisieren.

Nach Deutschland verbreitete sich der Humanismus erst seit der Mitte des 15. Jahrhunderts; unter stetem Kampfe brachte er sich zur Geltung, um schon in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts wieder der Reformation zu unterliegen. Einer der ersten „Poeten“ ist Peter Luder, welcher nach einer größeren Reise durch Italien und Griechenland 1456 in Heidelberg lehrte. Sein Ziel war „die Barbarei der Deutschen auszurotten“; um dies zu erreichen, wanderte er von einer Universität zur andern. Bedeutender ist Rudolf Agricola (1443—1485), ein Holländer, welcher, in Italien gebildet, in Heidelberg freie

Vorträge hielt. Zu seinen Schülern gehörte der lateinische Dichter Conrad Celtis († 1508), welcher von Friedrich III. zum Dichter gekrönt, 1490 in Mainz, nach dem Muster der Florentiner Akademie, eine rheinische Gesellschaft (*sodalitas litteraria rhenana*) ins Leben rief und in Wien 1502 ein Collegium poeticum gründete. Sein Freund war Jakob Wimfeling, ein Priester aus Schlettstadt, welcher erst in Heidelberg, dann in Straßburg lehrte. In Gotha sammelte sich um Mutianus Rufus ein Kreis humanistischer Freunde, zu denen Spalatin, Crotus Rubianus, Coban Heße und andere gehörten. Sie schleuderten die Briefe der Dunkelmänner 1515 gegen die beschränkten „Sophisten“, deren Mönchslatein, Unwissenheit und Unsitte lichkeit sie bitter verspotteten. Der Fürst der deutschen Humanisten ist Erasmus von Rotterdam (1467 bis 1536), der in Paris, England, Italien und Deutschland mit derselben Begeisterung verehrt wurde; er gab nicht nur klassische Schriftsteller, sondern auch das griechische Neue Testament heraus. Sein glänzender Stil, seine vielseitige Gelehrsamkeit und sein feiner Witz ließen ihn den zahlreichen Verehrern als „göttlich“ erscheinen. Neben ihm glänzte Johann Reuchlin (1455—1522) als Kenner des Griechischen und Hebräischen.

Alle diese Männer waren eifrige Gegner der Scholastik, deren dialektische Spitzfindigkeiten, schwerfällige Methode und barbarisches Latein ihnen ein Greuel war. Als Ziel ihrer Studien stellten die Humanisten die Eloquenz auf, worunter sie, nach Quintilian, allseitige Bildung, nämlich wissenschaftliche und sittliche, verstanden. So empfiehlt Agricola als Gegenstände des Wissens Philosophie und Kenntnisse von Natur- und Menschenwelt, als beste Methode fleißiges Lesen, sicheres Memorieren und beständige Übung. Wimfeling, der zahlreiche Schriften zur Pädagogik verfaßt hat, geißelt die bisherige Weise, jahrelang Latein zu lernen, ohne es sich wirklich zu eigen zu machen. Er will, daß die Schüler fortwährend lateinisch reden, und wünscht, daß sie weniger durch

Strafen als durch Förderung der Wißbegierde und Anreizung des Ehrgefühls erzogen werden. Auch dem Erasmus verdanken wir viele pädagogische Schriften, deren wichtigste über die „Methode des Lernens“ handelt. Die Erziehung habe schon vor der Geburt des Kindes an zu beginnen; ist es geboren, so solle man es von frühester Jugend an bilden. Der Unterricht beginne mit dem deutlichen und genauen Aussprechen der Wörter; dann strebe er nach dem Wissen von Wörtern und von Sachen, dann folge die Grammatik, und zwar des Lateinischen und Griechischen zugleich, doch nach möglichst kurzen Lehrbüchern. Daran schließe sich eine vielseitige Lektüre; hierauf gehe man zu den Realien, zur Metrik und Rhetorik über; früh habe man die Knaben im Sprechen zu üben, dann in der Anfertigung von Exercitien und lateinischen Aufsätzen. Auch auf den Anstand sei zu achten, ja Erasmus hat eine besondere Schrift über die Feinheit der Knabensitten verfaßt.

Uebersieht man die deutschen Universitäten, so finden wir um 1520 fast an allen den Humanismus siegreich; überall wird Latein, Griechisch und Hebräisch getrieben, sind kürzere methodischere Lehrbücher eingeführt. Freilich bezieht sich diese Reform nur auf die Artistenfakultät, doch mußten die Studenten der drei höheren diese erst durchlaufen.

Hier und da wurde der Versuch gemacht, eine „Poetenschule“, d. h. eine humanistische Lehranstalt zu gründen; so in Nürnberg 1496, in Straßburg 1501 auf Anregung Wimpelings, in Wien 1501 durch Celtis. Ja, dieses „Kollegium für Poeten und Mathematiker“ hatte sogar das Recht, den poeta laureatus oder Doktor der Philosophie (doctor triformis, d. h. der dreifachen platonischen Philosophie) zu promovieren, welcher dem Magister gleichgeachtet sein sollte; doch hatten diese Anstalten alle keinen Bestand, weil es ihnen an Berechtigungen fehlte; denn die meisten Studenten strebten doch nach einer Pfründe oder einem Staatsamt. Außer der oben (S. 118) erwähnten rheinischen Gesellschaft begegnet uns eine ähnliche in Ingolstadt, welche

Uventin, eine solche in Straßburg, welche Wimpeling gründete; auch in Gotha sammelte Mutian und in Erfurt Hesse eine sodalitas um sich.

Allmählich drang der Einfluß der Humanisten auch in die Trivialschulen, indem die Lehrer nach den neuen Lehrbüchern zu unterrichten begannen. Besonderes Verdienst um die Hebung der Stadtschulen haben sich die Hieronymianer oder Brüder vom gemeinsamen Leben erworben, welche von Gerhard Groote († 1384) in Deventer gestiftet wurden. Sie sammelten zahlreiche Schüler um sich, von denen sie die ärmsten in ihren Fraterhäusern erhielten. Eine solche Schule umfaßte 8 Klassen und führte die Schüler vom Lesen und Schreiben durch Lektüre lateinischer und griechischer Werke bis zur Dialektik, Rhetorik, ja Theologie. Dergleichen Schulen begegnen uns in Lüttich, Schlettstadt, Straßburg u. a. — Die Stellung der Lehrer vor der Reformation war eine überaus dürftige. Pferdeknechte und Falkenwärter erhielten, wie Erasmus schreibt, mehr Lohn als jene; außerdem waren sie meist wenig geachtet. Die Schulen waren gewöhnlich in drei „Rotten“ eingeteilt. Die erste begann mit dem Lateinunterricht zugleich das Lesenlernen; die zweite eignete sich die Grammatik an und übte das Lateinsprechen; die dritte machte schriftliche und mündliche Uebungen, las Terenz, Vergil, auch einige Neulateiner, daneben trieb sie etwas Logik. Einen besonderen Religionsunterricht gab es nicht; dagegen wurde die Moral durch viele Sentenzen, besonders die Disticha Catonis, eingeprägt. Da die Unwissenheit vieler Lehrer groß war, so zogen „fahrende Schüler“ hungernd und liederlich, bettelnd und stehend von Stadt zu Stadt, wie wir aus den Aufzeichnungen des Thomas Platter und des Johann Buxbach kennen lernen. (Schumann, Päd. Chrestomathie II.)

Von den anderen Nationen dürfen wir die Spanier L. Vives und Huart nicht vergessen. Jener, ein Günstling Heinrichs VIII. († 1540), hat ein umfangreiches Buch „von den Wissenschaften“ geschrieben. Nachdem er deren

Verfall von der Völkerwanderung, den Disputationen, den gelehrten Graden und der Unterschätzung der Lehrer abgeleitet hat, bespricht er die einzelnen Wissenschaften; er verlangt, daß die Lehrer staatlich besoldet werden, und daß sie die Schüler jährlich viermal sorgfältig prüfen. Jede Stadt sollte eine Schule gründen, auf welcher die Methode vorwiegend induktiv sein müßte. Latein ist Universalsprache, doch um es gründlich zu lernen, bedarf man auch des Griechischen. Hauptbedingungen der Bildung sind Frömmigkeit, Fleiß, Folgsamkeit gegen die Eltern und Lehrer, als die zweiten Väter, Gedächtnis-, Schreib- und Sprechübung. Man gewöhne die Kinder von Jugend auf, sich richtige Begriffe zu bilden. Die Lehre der Alten: „Erkenne dich selbst!“ ist und bleibt der erste Schritt auf der Bahn der Weisheit. Es ist falsch, die Kinder mit dem Bösen bekannt zu machen, damit sie es meiden; besser ist es, wenn sie es gar nicht kennen lernen. Die Klassiker sind die beste Quelle der Geistesbildung, unter den Griechen Sokrates, unter den Römern Terenz, Cicero, Tacitus, Vergil und Horaz. Auch die Mädchen müssen die lateinische Grammatik und Sprache lernen. — Johann Huart schrieb 1566 über „die Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften“; er mahnt darin, wie der Titel sagt, daß man die Kinder prüfe, für welchen Beruf sie begabt sind. Es ist besser, eins nach dem andern und jedes nach der Zusammenfassung und Ordnung zu lernen als vieles zugleich. Das Werkzeug des Geistes ist das Gehirn, dessen Größe und Bau an der Form des Kopfes erkennbar ist. Gedächtnis, Verstand und Einbildungskraft sind die Hauptvermögen des Geistes. So hat dieser Arzt zum ersten Male naturwissenschaftliche Beobachtungen in die damalige Psychologie eingeführt.

Nach dem allen erhellen die Vorzüge und Schwächen des Humanismus. Er ist, wie Hartfelder (in Schmidts „Gesch. der Erziehung“ II, 2.) bemerkt, die Reaktion des Realismus gegen die Scholastik. Man wollte nicht mehr in Worten framen, sondern Nützliches lernen, sowohl Sprachen

als auch Sachen. Man drang auf eine bessere Methode des Lernens, sorgte für die körperliche Ausbildung des Zöglings und betonte, daß das Lehren eine Kunst sei. Auch das wissenschaftliche Leben, besonders in Philologie und Geschichte, hat der Humanismus erweckt. Seine Schwäche dagegen ist die Ueberschätzung des Wissens und seine Geringschätzung des Gemüthes und Willens; ferner sein aristokratischer Charakter, denn nur wenige konnten und wollten sich ganz den Klassikern widmen. Eine Volksschule hat erst die Reformation gebracht.

Bemerkenswert ist auch, was Paulsen („Gesch. d. gelehrten Unterrichts“ I, 49 ff.) über das Bildungsideal des Humanismus sagt. Eine Zeit, deren Menschen sich nicht als Epigonen einer großen Vergangenheit, sondern als Bahnbrecher einer neuen Welt Epoche betrachteten, welche von einem gewaltigen Willen zur Macht beseelt war, konnte nicht im Evangelium, im Dulden und Dienen und in der Verachtung der Welt den Ausdruck ihrer Lebensstimmung finden. Ihr schien vielmehr der Hochsinn und die Herrscherkraft des Römers, die Kraft des Denkens, die Bildung und der freie Lebensgenuß das wahrhaft Menschliche. Allen Humanisten ist gesteigertes Selbstgefühl und das Streben, dies in glänzendem Stil darzustellen, eigen; die schöne Form scheint ihnen wichtiger als der Inhalt. Damit hängt ihre Abkehr vom Volkstümlichen zusammen, es widerstrebt ihnen, sich in der gewöhnlichen Masse zu verlieren, sie drapieren sich als antike Redner, Dichter und Philosophen. Dadurch kommt etwas Schauspielerisches und Unwahres in ihre ganze Literatur, welcher es, wie Paulsen fein bemerkt, zwar nicht an Wiß und Stachelrede, aber an Humor fehlt. Petrarca, dieser Erzvater des Humanismus, zeigt schon alle diese Schwächen in vollem Maße. Daher ist es nicht zu verwundern, daß der Humanismus durch die Reformation, welcher es nicht auf die Worte, sondern auf die Sache ankam, so plötzlich, etwa seit 1520, Ansehen und Einfluß verliert.

Dritter Abschnitt.

Die Neuzeit.

17. Die Reformation.

Die sogenannten Vorläufer der Reformation haben nicht nur die Kirche an Haupt und Gliedern zu reformieren versucht, sondern auch einige wichtige Gedanken über Erziehung neu aufgestellt. Allen gemein ist die Forderung, daß auch die Laien die Heilige Schrift lesen sollen, ein Gedanke, welcher die Volksbildung unmittelbar im Gefolge hat. Schon den Waldensern (seit dem 12. Jahrhundert) lag die Unterweisung der Kinder in Gottes Wort am Herzen, welche sie mündlich und durch praktische Schriften anstrebten. Wiclef († 1384), welcher die Laien als gleichberechtigt den Geistlichen zur Seite stellte, hat in seinen „Lollarden“ die Priester zu Erziehern des Volks gemacht, für das er die Bibel übersetzte. Hus († 1415), Wiclefs Anhänger, verfaßte eine Art Katechismus. Johann Wessel († 1489), von seinen Zeitgenossen Lux Mundi (Licht der Welt) genannt, hatte mit Luther vieles gemein, wie dieser selbst freudig anerkannte. Er hat die Alten in die Fraterschulen eingeführt, die Geschichte empfohlen und auf ciceronianischen Stil gedrungen, aber die Bibel nebst den Kirchenvätern hielt er für die wichtigste Lektüre. „Das Wissen“, sagt er, „ist nicht der

höchste Zweck; durch die Wahrheit kann man mit klarem Bewußtsein zu Gott kommen und schmecken, wie freundlich der Herr ist.“ (Schmid II, 2, 151—275. Encycl. a. a. D.)

Martin Luther, welcher die Bestrebungen der Scholastik und des Humanismus in seinem mystisch-energischen Wesen verband, wurde durch seinen Kampf für die Reinheit der evangelischen Lehre auch zum Reformator der Schule. Nicht nur der Kirche, sondern auch den andern sittlichen Lebenssphären hat er neue Impulse gegeben. Für ihn gab es nicht mehr, wie für den Katholizismus, welcher Kirche und Reich Gottes gleichsetzte, einen göttlichen Beruf, sondern Staat und Familie und alle notwendigen Verhältnisse des Lebens sind ihm Ordnungen Gottes. Dadurch wurde auch die Schule ein wesentliches Organ des Reiches Gottes, in welcher die verschiedenen Stände Erziehung und Bildung finden. Dem Mönchtum gegenüber betont er das Sittliche der Arbeit. Da er ferner das Recht der freien, nur in Gottes Wort und im Gewissen gebundenen Persönlichkeit verkündigte und ihr das Recht und die Pflicht der freien Forschung beilegte, so folgte daraus die Notwendigkeit, daß die Jugend dazu herangebildet werden müsse. Eltern und Obrigkeiten haben daher die heilige Pflicht, für die Erziehung der armen Jugend zu sorgen, diese aber ebenso nach Bildung zu streben, da jeder Christ für sein Thun und Lassen selbst verantwortlich sei.

Luther, der den ehelichen Stand zu Ehren gebracht hat, war selbst ein trefflicher Hausvater. Er betrachtete seine Kinder als teure Geschenke Gottes, deren Unschuld, Vertrauen und Verköhnlichkeit er oft bewunderte. Sorgsam und zärtlich beachtete er ihre eigentümlichen Gaben und ließ sie sich frei von allem Zwange entwickeln. Wie lieblich weiß er mit ihnen zu plaudern und zu tändeln! Da er selbst als Kind überaus hart behandelt worden war, verband er Ernst mit Milde. „Die Schulen“, sagte er selbst, „waren die Hölle und das Fegefeuer, darinnen wir gemartert wurden, und lernten doch nichts durch soviel Stäupen, Zittern, Angst

und Zammern. Allerorts sind die Schulmeister in Deutschland grobe Esel und Tölpel gewesen, die ihren Kindern auch nichts anders gelehrt als eitel Esel sein. Ich bin einmal vormittags in der Schule 15 mal gestrichen worden." Trotzdem hielt er auf straffe Zucht und sprach es einmal offen aus, als er seinen Sohn 3 Tage lang nicht vor sein Antlitz kommen ließ, daß er lieber ein totes als ein ungeratenes Kind haben wollte. Aber der Apfel müsse stets bei der Rute sein.

Die Kinderzucht erscheint ihm als die wichtigste Aufgabe, ja als der rechte Gottesdienst, der viel nötiger als Ablass lösen, Gebete thun, fremde Kirchen besuchen und dergl., und wenn ein Weib die Kindlein fein zeucht, gegen solchen Schmutz sind Perlen, Samt und Stickerei nur wie ein alter, zerrissener und geflickter Bettlermantel. Er selbst, wenn er vom Predigtamt ablassen könnte oder müßte, wollte kein Amt lieber haben, denn Schulmeister sein; denn dies schien ihm nächst dem Predigtamt als das allernützlichste, größte und beste; ja er zweifelt, ob es nicht das bessere sei, und will, daß keiner Prediger werde, er sei denn einige Jahre zuvor Schulmeister gewesen.

Die erste Pflicht der Eltern ist sorgfältige Leibespflege. Luther selbst ließ für seine Kinder eine Regelbahn bauen und empfahl ihnen leibliche Uebungen. Sodann sollen kindliche Erzählungen, Gebet und Gesang, sinnige Unterhaltung und religiöse Unterweisung das Gemüt des Kindes entwickeln; besonders liebte er die Musik, sie ist eine der schönsten und herrlichsten Gaben Gottes, das beste Labfal für betrubte Menschen, eine Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder, sittsamer und vernünftiger macht. Ihr gebührt, nach der Theologie, die höchste Ehre. Die häusliche Erziehung betrachtet er mit Recht als die Hauptsache und warnt die Eltern davor, den Kindern durch schlechtes Beispiel ein Aergernis zu geben; doch da sie Unterricht und Erziehung zu leisten selten Kraft, Muße und auch Lust haben, so müssen sie jene der Schule übertragen.

Schon in seiner Schrift „An den christlichen Adel“ 1520 verlangt er eine Reform der Universitäten. Da regiere allein der blinde, heidnische Meister Aristoteles; aus den Büchern dieses verdamnten, hochmütigen, schalkhaften Heiden werde die christliche Jugend unterrichtet. Luther tritt so heftig gegen ihn auf, theils, weil die ganze Scholastik auf ihm beruhte, theils weil die Grundlehren der Reformation von der Sünde und Gnade in ihm nicht vorkamen. Später läßt er ihn wenigstens für die Logik, Rhetorik und Poetik gelten. Für die allgemeinen Studien fordert er Latein, Griechisch und Hebräisch, Mathematik und Historien. Die Theologie solle durchaus auf die Schrift gegründet werden. — Als nun aber, infolge eines naheliegenden Mißverständnisses, viele seiner Anhänger die Studien entbehren zu können glaubten, da sie ja die Bibel und den heiligen Geist hätten, eine Ansicht, die am Eigennutz der Eltern und der Obrigkeit ihre Stütze fand, so daß sich die Lateinschulen mehr und mehr entvölkerten und es bald an Nachwuchs für Predigt- und Schulamt fehlte, so schrieb Luther „An die Ratsherren aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollten“ 1524. Die Eltern sollten sich vor den Tieren schämen, welche doch für ihre Jungen sorgen, die Obrigkeit habe die Pflicht, im eigenen Interesse Schulen zu errichten, und sollte die Eltern zwingen, ihre Kinder hineinzuschicken. Ohne die Sprachen sei das Evangelium nicht zu erhalten, sie sind die Scheiden, in denen dieß Messer des Geistes steckt. Aber auch das weltliche Regiment bedürfe der Schulen, um tüchtige Beamte heranzubilden, und Frauen, welche wohl ziehen und halten können Haus, Kinder und Gefinde, auch die Mägdlein sollen tags eine Stunde zur Schule gehen. Die tüchtigsten Knaben, welche ein „Ausbund“ seien, sollten nicht nur die Elemente des Lateinischen, Geschichte, Religion und Musik, sondern auch Mathematik, Griechisch und Hebräisch lernen. Endlich empfiehlt er die Errichtung von Bibereien, in denen die Schrift im Original und in allen Uebersetzungen, die besten Kommentare, heid-

nische und christliche Poeten, Rechts- und Arzneibücher, ganz besonders aber Chroniken in allerlei Sprachen gesammelt werden sollen. Nicht viele Bücher, sondern etliche wenige und außerlesene sollte man studieren; denn „viel Bücher machen nicht gelehrt, viel Lesen auch nicht, sondern gut Ding und oft Lesen“. Auch in seiner Predigt, „daß man die Kinder zur Schule halten sollte“, 1530, fordert er den Schulzwang, wenigstens gegenüber begabteren Knaben, und ermahnt die Reichen, Stipendien für arme Schüler zu stiften; ja, er verlangt sogar schon 1523 unentgeltlichen Volksunterricht und empfiehlt die Verwendung der Klostergüter dazu. Durch seine Bibelübersetzung, die beiden Katechismen und Kirchenlieder wurde dem Elementarunterricht der sogenannten „Schrieffscholen“ des Mittelalters ein gründlicher Religionsunterricht hinzugefügt. Er verlangt, daß Eltern, Rüster und Schulmeister den kleinen Katechismus dem jungen Volk wörtlich einprägen und einfach auslegen sollen. Neben ihm muß die Bibel in den hohen und niederen Schulen die fürnehmste Lektion sein; doch war dieser Wunsch zunächst nicht durchführbar, teils wegen des hohen Preises, teils weil es noch nicht solche biblischen Lesebücher gab wie heute, und endlich, weil es der Reformationszeit zunächst darauf ankam, der Jugend eine kurzgefaßte Glaubens- und Sittenlehre einzuprägen.

Freilich ist nicht zu leugnen, daß die durch Luther und seine Freunde errichteten Gymnasien nur Lateinschulen waren; es wurde nur Latein gelehrt, hier und da dürftige Elemente des Griechischen und Hebräischen, selten Mathematik und Geschichte, deutsch war prinzipiell ausgeschlossen; selbst die eigentlichen Volksschulbücher: Lesen, Schreiben, Singen und Katechismus wurden in lateinischer Sprache getrieben. Trotzdem befand sich der große Reformator durch den Rückgang der Studien in peinlicher Verlegenheit: Unter den ordinierten Predigern waren viele ohne gelehrte Bildung, Handwerker, Rüster und Schulmeister wurden als Prediger verwendet. Ein Muster der damaligen Lateinschulen ist die

1525 zu Eisleben errichtete. Sie umfaßte 3 Klassen; in der ersten sind die Elementarier, welche an Mosellans Pädagogie, Aesop und Cato lesen lernten; in der zweiten wird Grammatik getrieben, Terenz und Vergil gelesen, auch werden kleine Versuche in Versen und Prosa gemacht; die dritte beschäftigt sich mit Dialektik und Rhetorik, liest Erasmus de duplici copia, Livius, Sallust, Vergil, Horaz, Ovid und Cicero; größere schriftliche Uebungen reihen sich daran. Besonders wird der mündliche Gebrauch des Lateinischen geübt. Die tüchtigsten Schüler beginnen mit dem Griechischen nach Desolampads Grammatik und lesen Lucian, Hesiod und Homer. Mathematik und Hebräisch wird empfohlen, aber nicht getrieben aus Mangel an Schülern, ebensowenig irgend ein anderer Gegenstand. Der Sonntag ist dem Religionsunterricht gewidmet.

Luthers Freund war, obgleich oder vielleicht weil er sein Gegensatz, Philipp Melancthon. Als Verwandter und Schülbling Reuchlin's war er zunächst nur Humanist. Bei seinem Eintritt in die Wittenberger Universität 1518 behandelte er in zierlichem Latein die Frage, „wie die Studien der Jünglinge zu verbessern seien“. Er empfiehlt vor allem das Griechische und die Lesung der alten Schriftsteller, nicht allein um der Form, sondern auch des Inhalts willen; den können besonders Naturwissenschaft und Ethik aus ihnen schöpfen, doch auch die Geschichte sei zu treiben. An die Theologie dürfe sich niemand wagen, der nicht Hebräisch und Griechisch verstehe. — Seine Aufnahme an der Hochschule war zunächst glänzend genug. Er fand ungeheuern Zulauf. Aber bald änderte sich die Lage. Schon 1522 beginnt er über den Verfall der Wissenschaften zu klagen: Die Theologie habe mit ihrem barbarischen Gezänk die Musen vertrieben, die Poesie werde von der Jugend vernachlässigt, daraus müsse eine neue, noch dümmere und gottlosere Sophistik kommen. Er sehnt sich nach der Rückkehr zu den humanistischen Studien; er fühlt sich fremd unter seinen Kollegen. Schon 1524 hat er nur noch 4 griechische

Schüler; 1531 schreibt er, Homer gehe betteln wie bei seinen Lebzeiten, und 1534 sagt er wörtlich: „Morgen beginne ich die Interpretation von Sophokles' Antigone; eine Ermahnung mag ich nicht hinzufügen, denn an diesen Barbarengemüthern wäre sie doch vergeblich“. (Paulsen a. a. O. I., 189.)

Trotz seiner Abneigung gegen die Theologie ist Melanchthon einer der größten Theologen überhaupt. Während Luther als „grober Waldrechter“ die Bahn brach, fuhr er fein säuberlich und stille daher als der besonnene, klare und scharfsichtige Denker, welcher in zahllosen Verhandlungen mit Freund und Feind den praktischen Mittelweg durch Kompromisse fand. Durch seine *loci communes* 1521 ist er der Begründer der protestantischen Dogmatik, durch seine „Augsburger Konfession“ der Bannerträger der evangelischen Kirche geworden. Den Ehrentitel „*praeceptor Germaniae*“ hat er sich durch zahlreiche Lehrbücher über alle Wissenschaften, selbst Mathematik, Medizin und Astronomie, und durch seine rastlose Fürsorge für die Gründung und Entwicklung von Lateinschulen erworben. Ja, selbst den dornenvollen Beruf eines Lehrers der Jugend verschmähte er nicht; seit 1521 hatte er in seinem Hause eine Privatschule, für die er eine lateinische und griechische Elementargrammatik schrieb: aus ihr sind berühmte Pädagogen, wie Sturm in Straßburg, Meander in Jlsfeld, Trogendorf in Goldberg, Wolf in Augsburg, Camerarius in Nürnberg, hervorgegangen. In dieser Schule ward natürlich nur Lateinisch gesprochen und möglichst viel auswendig gelernt, griechische Prosaiker wurden ins Lateinische übersetzt und eifrig Verse gemacht. Doch wurde auch Geschichte, Geographie und Mathematik getrieben. An festlichen Tagen ließ er Szenen aus Euripides und Seneca, Plautus und Terenz auführen. Auch Melanchthon war, wie Luther, ein geborener Pädagoge. Einst traf ihn ein Freund, wie er mit der einen Hand die Wiege seines Kindes bewegte, mit der andern ein Buch hielt. War er auch kein schöpferischer Geist, so hat er sich

doch um die Herausgabe der alten Klassiker und um die Aneignung ihres gediegenen Inhalts große Verdienste erworben. Von ihm rühren die Wittenberger Visitationen her; er hat 1533 die Universität reformiert und als Vorstufe der philosophischen Fakultät ein Pädagogium eingerichtet, in welchem junge Leute in die Kenntniß des Lateinischen eingeführt wurden. Charakteristisch sind die Worte, die er kurz vor seinem Tode zu seinem vertrauten Camerarius sprach: „Wir haben beide ausgehalten in der Niedrigkeit des Schullebens und an unserm Orte gethan, was wir konnten.“ Und auf dem Tische des hohen Mannes, „der viel Arbeit that“, fand man nach seinem Tode ein Blatt mit den Worten: „Du wirst der Sünde abscheiden, du wirst von allem Kummer frei werden und von der rasenden Wut der Theologen“.

Ein Organisator der Schule im Geiste der beiden großen Reformatoren war der kluge, politische Johann Bugenhagen. In Braunschweig, Hamburg, Lübeck, Hildesheim und Kopenhagen, auch in Pommern hat er das Kirchen- und Schulwesen umgestaltet. In Hamburg und Lübeck verband er mit der Schule das sogenannte Lektorium, d. h. eine Anstalt für Vorlesungen ohne die Rechte einer Universität. Er hat einen allgemeinen, auch die Dörfer umfassenden Volksschulunterricht angestrebt; für eine würdige Besoldung der Lehrer gesorgt; Anregung zur Fortbildung der Erwachsenen durch die Lehrer gegeben; den Unterricht in der Religion auf den Sonnabend verlegt und das Lateinische fast ausschließlich von den Fremdsprachen empfohlen. In seiner berühmten „Braunschweiger Kirchenordnung“ 1528 gründet er die Notwendigkeit guter Schulen auf die Taufe. Ohne jene sei diese unwirksam. Er verlangt, daß ehrliche, redliche, gelehrte Magister und Gesellen besoldet werden, welche die arme, unwissende Jugend im Glauben, Singen und in den Schulkünsten unterweisen. Es sollen erstens lateinische Jungen Schulen errichtet werden, welche in drei Parteien das Lateinische lesen, schreiben, sprechen und

verstehen lehren; Vorgezeichnetere sollen auch Griechisch lesen und deklinieren und die hebräischen Buchstaben lernen. Zweitens: Deutsche Jungenschulen, in denen das Wort Gottes, die Gebote, der Glaube, das Vaterunser und die beiden Sakramente nebst christlichen Gesängen angeeignet werden. Drittens: Jungfrauen Schulen, in denen dasselbe von Schulmeisterinnen gelehrt wird, d. h. von „nützlichen, geschickten, fröhlichen, freundlichen, gehorsamen, gottesfürchtigen, nicht abergläubischen und eigenköpfigen Hausmüttern“. — Auch auf den Dörfern sollen die Küster notdürftig Schule halten; die sogenannten Winkelschulen dagegen sollen abgeschafft werden.

Was Bugenhagen für Norddeutschland, war Johann Brenz für Süddeutschland († 1570). In seiner „Württembergischen Kirchenordnung“ von 1550 empfiehlt er in volkreichen Flecken die Meßner deutsche Schule halten zu lassen, d. h. die Kinder mit Buchstaben, Syllabieren, Lesen, Schreiben und Rechnen „genügsamlich“ zu unterrichten; dabei sollen sie gelinde mit ihnen verfahren.

In der reformierten Kirche treten uns auch die beiden Begründer, Zwingli und Calvin, als eifrige Förderer der Schule entgegen. Jener war zunächst Humanist; nachdem er die Lateiner gründlich kennen gelernt, machte er sich das Griechische, dann das Hebräische zu eigen. Er wurde Reformator durch die Einsicht in die Irrlehren und Anmaßung des Papstes. Auch ihn rief, wie Luther, zuerst der Ablass zum öffentlichen Auftreten dagegen; dann trieb ihn die Liebe zu seinem Volke weiter. Nicht die Angst um seine Sünde, wie bei Luther, sondern unerjättlicher Wahrheitsdurst ist die Haupttriebfeder seines Handelns: „Die Wahrheit ist für den menschlichen Geist, was die Sonne für die Welt. Wer sie also — auch mit Verunglimpfung unseres Namens — ans Licht zieht, der ist mein Mann, der bereichert, beglückt, stärkt meinen Geist. Mögen alle unsere Feinde sich aufmachen und uns von aller Finsternis des Irrtums befreien!“ (Lehrbüchlein, wie man die Knaben

christlich unterweisen und erziehen soll. 1524.) Zweck der Erziehung ist nach Zwingli nicht Gelehrsamkeit an und für sich, noch äußere Brauchbarkeit, sondern christliche Sittlichkeit. Die Taufe, das Pflichtzeichen des Volkes Gottes, legt den Eltern die Unterweisung der Kinder auf. Interessant ist, daß dieser Reformator den Nachdruck auf die Bildung des Willens legt; Selbstbeherrschung, Besonnenheit, schweigsame Bescheidenheit, Enthaltksamkeit, Rechtlichkeit und Vaterlandsliebe fordert er zumeist. Der Verstand soll durch die Heilige Schrift und die Bücher der Alten gebildet, Beredsamkeit und Musik gepflegt werden. Das Lesen der Schrift muß mit Gebet verbunden sein; am wichtigsten ist das Griechische, um sowohl die Bibel wie die antiken Geschichtsschreiber, Philosophen und Dichter kennen zu lernen; doch muß aus Zweckmäßigkeit das Lateinische jenem vorangehen. Zwingli war selbst ein eifriger Lehrer; er unterrichtete sowohl Privatschüler, als auch hielt er theologische Vorlesungen. Als Scholarch verordnete er 1525, daß die Weltgeistlichen, Mönche, Chorherren und älteren Schüler der beiden Lateinschulen sich täglich, außer Freitags, im Groß-Münster versammelten. Nachdem ein Schüler eine Stelle aus der Vulgata vorgelesen, las Cyprianus dieselbe Stelle hebräisch, dann verglich Zwingli dieselbe griechisch, und um neun Uhr, wenn die Gemeinde erschienen war, erläuterte Leo Juda dieselbe Stelle deutsch. Eine ähnlich gründliche Beschäftigung mit der Schrift wurde den Klöstern der deutschen Schweiz eingeschärft. Auch empfahl er, wie die anderen Reformatoren, deutsche Volksschulen.

Der andere Schweizer Reformator, Johann Calvin, ist so sehr Pädagoge, daß er das ganze Leben des Christen als eine beständige Schule betrachtet. Als konsequenter Denker und scharfsinniger Systematiker hat er die christliche Wissenschaft durch seine treffliche „Institutio“ 1536 gefördert. Seine theologischen Vorlesungen schließen sich streng an den Text an; er war zuerst Lehrer in Genf, nachher erst Pfarrer. Nach seiner Rückkehr aus Straßburg wurde er

Begründer der Genfer Theokratie. Die Schule ist ihm ein unentbehrliches Glied der kirchlichen Ordnung; zunächst müssen alle Kinder durch Eltern und Geistliche im Katechismus unterwiesen werden; deshalb schrieb er 1537 einen französischen, 1545 einen lateinischen; in letzterem steht der Glaube voran, dann folgen Gesetz, Gebet und Sakramente. Nachlässigkeit in der catechetischen Unterweisung wurde als bürgerliches Vergehen scharf bestraft. Da Calvin in Straßburg ein neunklassiges Gymnasium kennen gelernt hatte, so reformierte er danach das Collège, doch wollte es nicht recht gedeihen; erst als Beza ihm zur Seite trat, machte es bessere Fortschritte. Der Unterricht begann im Sommer um sechs, im Winter um sieben Uhr mit Gebet und Vorlesung und dauerte mit Unterbrechungen bis vier Uhr. Die siebente Klasse begann mit dem Lateinischlesen und -schreiben, die sechste mit den Anfangsgründen der Grammatik und dem Latein sprechen, doch wurde die französische Muttersprache nicht ganz vernachlässigt.

18. Die protestantischen Schulen nach der Reformation.

Zunächst beeinflusste die Reformation die Universitäten. Die artistische Fakultät war zwar, wie bisher, die Vorschule für die drei andern; aber von diesen wächst die theologische und die juristische an Umfang und Bedeutung. Die Universitäten sind nicht mehr rein kirchliche Anstalten, sondern werden vom Staate unterhalten und verwaltet. Die nachteilige Folge davon ist, daß sie ihren internationalen Charakter fast verlieren, denn jeder kleine Staat wollte seine eigene Hochschule haben und verbot aus religiösen und fiskalischen Gründen seinen Landeskindern den Besuch von fremden.

Einschneidender war die Wirkung der Reformation auf die Gelehrtenschulen. Nach Paulsen (a. a. O. I, 317 ff.) gab es neben den städtischen Lateinschulen in den meisten protestantischen Ländern staatliche Gelehrtenschulen. Zene

wurden von den Magistraten errichtet, meist mit drei Klassen und drei Lehrern; in größeren Städten sind beide zahlreicher, in ganz großen sind theologische und philosophische Vorlesungen angeschlossen. Denn damals war zwischen Schule und Universität weder in den Gegenständen noch in der Methode solch ein Unterschied wie heute. Daher erklärt sich auch der Begriff des „akademischen Gymnasiums“, denn aus praktischen Gründen konnte man durch Anfügung von Vorlesungen an die Schule eine kleine Akademie schaffen. Ein Rest davon hat sich noch heute in der Propädeutik auf manchen Anstalten erhalten. Mannigfach sind die Bezeichnungen der höheren Schulen: außer Gymnasium, Lyceum, Akademie, akademischem Gymnasium finden wir Fürsten- oder Landesschulen, Klosterschulen, Pädagogien, Partikularschulen, Stadt- oder Ratschulen. — Das Schulregiment verwaltet die Oborgkeit, meist freilich durch das Konjistorium. Jetzt wird auch eine genaue Schulaufsicht geübt, welche sich auf die äußern und innern Verhältnisse der Schule erstreckt, auch Lehrerprüfungen werden eingeführt. Das Einkommen der Lehrer fließt meist aus mehreren Quellen: neben einer kleinen Besoldung und oft freier Wohnung erhalten sie das Schulgeld nebst allerlei Verehrungen und Zuschüssen, z. B. für Begleitung der Leiche, Theateraufführung, Kurrenden u. dgl. Die Lehrer sind im ganzen noch wenig geachtet, daher suchen sie möglichst bald in ein Pfarramt zu gelangen. So hatte, wie Paulsen (I, 327) anführt, das Graue Kloster 1574 bis 1668 nicht weniger als 20 Rektoren, die Schule zu Glensburg von 1566—1626 deren 12. Das Schulamt ist eben nichts weiter als ein niederer Kirchendienst, und alle Stunden haben mehr oder weniger einen religiösen Charakter.

Seit dem 16. Jahrhundert wird auch erst die Einteilung in Schulklassen allgemein, doch hat man darunter nicht wie heute räumlich, sondern sachlich getrennte Abteilungen zu verstehen, ihre Anzahl hängt von der Zahl der Schüler und Lehrer ab; daher wird die unterste Stufe oft in mehrere Unterabteilungen zerlegt, die oberen Stufen dagegen, wo

weniger Schüler waren, in gewissen Fächern kombiniert. Zur Unterstützung der Lehrer stehen den Unterabteilungen Schüler vor (Defurionen), und in eine höhere Klasse rückte man durch eine öffentliche Prüfung vor. — Der Unterricht umfaßte Glaubenslehre, Sprachen und philosophische Wissenschaften. Die Sprachen sind Latein, Griechisch und Hebräisch, die Wissenschaften Dialektik, Physik, Kosmologie und Mathematik. Unsere Realien wurden aus der Lektüre der alten Schriftsteller gewonnen. Gebrauch des Lateinischen zum Schreiben und Sprechen war der Hauptzweck; Lehre, Beispiel und Nachahmung sollten, mit einer fast zu großen Anstrengung des Gedächtnisses, zu der über alles geschätzten Eloquenz führen. Hierzu dienten auch die rhetorischen Schulakte und die dramatischen Aufführungen. Letztere empfahl selbst Luther, und Melanchthon übte seine Pensionäre darin. Natürlich waren die Schuldramen, welche von den Lehrern verfertigt wurden, nicht gerade poetische Werke, doch erfreuten sich daran Obrigkeit und Bürgerschaft. Freilich machte diese ausgedehnte Aneignung des Lateinischen den Lehrern unendliche Mühe. Das Griechische mußte dahinter zurückstehen; in beiden Sprachen überwog der formale Gesichtspunkt die Rücksicht auf den Inhalt, sonst würde man nicht, wie Sturm und andere es thaten, elfjährigen Knaben den Demosthenes in die Hand gegeben haben; aber wie heute beim Religionsunterricht wollte man damals auch in den Sprachen den Kindern das Beste möglichst früh zuführen.

Die vielfach verbreitete Meinung, daß das 16. Jahrhundert das goldene Zeitalter der klassischen Studien gewesen, widerlegt Paulsen (II, 376 ff.). Wenn man auf die große Zahl von gelehrten Humanisten und Reformatoren hinweist, und darauf, daß in Goldberg selbst Bürger und Dienstmädchen lateinisch sprachen, so vergißt man die steten Klagen Melanchthons über die Zunahme der Barbarei und den schnellen Verfall, welchem die meisten Lateinschulen nach kurzer Blüte ausgesetzt waren.

Betrachten wir jetzt einige der hauptsächlichsten Leiter von protestantischen Lehranstalten. Neben den schon früher genannten J. Camerarius, welcher in Nürnberg, Coban Heßius, welcher in Marburg lehrte, verdient Jak. Michluis, welcher in Frankfurt und Heidelberg wirkte, Erwähnung. Er wünschte die Schule in fünf Klassen geteilt zu sehen: Elementarier, Donatisten, Grammatiker, Metriker oder Poetaster und Dialektiker oder Historiker. Die vier untersten Klassen sollen je zwei Jahre besucht werden. Um die Knaben nicht zu überbürden, sollen von den drei Vormittagsstunden nur zwei zum Unterricht, eine zur Repetition verwandt werden. — In Meissen lehrte Fabricius, in Altenburg Spalatin, in Basel Iskolroß, dessen Enchiridion eins der ersten Handbücher über die deutsche Sprache 1529 ist. Auf ihn folgte Valentin Schelsamer, dessen teutsche Grammatica 1531 der Lautiermethode folgt; andere deutsche Grammatiken sind von Fabian Frangf, Desinger 1573, Laurentius Albertus 1574 und in lateinischer Sprache von Johann Clajus 1578. (Schmid II, 2, 276—461.)

Bedeutender noch als die eben Genannten ist Valentin Friedland von Trogendorf, der berühmte Rektor von Goldberg. Als Bauernsohn 1490 geboren in Troitschendorf bei Görlitz, hütete er zuerst das Vieh seines Vaters, dann besuchte er fleißig die Schule in Görlitz; denn das Wort seiner guten Mutter: „Lieber Sohn, bleibe ja bei der Schulen“, war fortan für ihn als Schüler und später als Lehrer sein Leitstern. Seit 1514 studierte er in Leipzig Latein und Griechisch, als Baccalaureus ward er an die Görlitzer Schule berufen 1516, doch zog ihn Luthers Auftreten schon zwei Jahre darauf nach Wittenberg, wo er fünf Jahre weilte, um Hebräisch zu lernen und sich Luthers und Melanchthons Lehre anzueignen. Im Jahre 1523 kam Trogendorf als Gehilfe an die Schule zu Goldberg, deren Leitung er im folgenden Jahre übernahm. Nachdem er dann eine Zeit lang in Liegnitz und Wittenberg gewesen, ward er 1531 zum zweiten Male nach Goldberg berufen und hat die

Schule bis zu seinem Tode 1556 mit glänzendem Erfolge geleitet. Obwohl klein von Gestalt, schloß er doch seinen Schülern durch seine feurigen Augen, sein Wissen, sein pädagogisches Geschick, in welchem sich Liebe und Strenge glücklich verbanden, die höchste Ehrfurcht ein. Er ging ganz in seinem Berufe auf; die glänzendsten Berufungen nach auswärts schlug er aus; Undank, Verkenennung, Peit und Feuersbrunst konnten diesen trefflichen Pädagogen nicht ermüden.

Die Geſetze der Goldberger Schule, welche erst nach seinem Tode gedruckt wurden, geben uns einen Einblick in den dort herrschenden Geist. Die grundlegenden Geſetze ſind: 1. alle Schüler ſollen gleichmäßig regiert werden; 2. alle müſſen die Geſetze beobachten; 3. Strafen ſind Rute, Zügel oder Karzer; 4. jeder Schüler muß verſprechen, die Geſetze zu befolgen; 5. alle Schüler ſollen Glieder des evangeliſchen Glaubens ſein. Sodann wird Frömmigkeit eingekörnt, welche ſich in Gebet, Geſang, Kirchenbeſuch, Sittlichkeit, Fleiß und Gehorſam, Mäßigkeit und Meidung von Schwören, Fluchen, Schimpfen und Aberglauben beweist. Als Regeln beim Arbeiten wird Frühaufſtehen, Pünktlichkeit, Sauberkeit, Aufmerkſamkeit und Selbſtändigkeit empfohlen. Die Schüler ſollen beim Aufſagen die Bücher weglegen und nicht vorſagen; nicht vielerlei, ſondern viel leſen; ihrer Mutterſprache ſich nicht bedienen, den Stil ſorgfältig bilden. Die Vorſchriften endlich über ſittliches Verhalten empfehlen brüderliche Eintracht, Sorgfalt in der Wahl der Freunde, Nachſicht untereinander, Beſcheidenheit bei Verweiſen; ſie verbieten geſchloſſene Kleidung, Waffentragen, Privatſprache, Liebeshändel, Schuldenmachen, Lärm auf der Straße, kaltes Baden, Eislauf und Schneebällen.

Um ſeine Schüler mit Achtung vor der Obrigkeit zu erfüllen, errichtete er ein förmliches Schulgericht, welches aus einem Konſul, 12 Senatoren und 2 Zenjoren beſtand und unter Trogendorfs, als beſtändigen Diktators, Aufſicht, in Gegenwart der ganzen Schule über einen Angeklagten richtete. Dieſer, wie ſein Ankläger, mußten wohl ausgearbeitete, zier-

liche Reden halten. Auch Festversammlungen, nach griechischem Vorbilde, veranstaltete er, wobei Schüler pomphaste Lobreden auf Tugenden oder auf Mitschüler hielten. Ferner wurden fleißig Disputationen gehalten, denn die Verebtheit war eins seiner wichtigsten Ziele. Wie seine Zeitgenossen überhaupt, sah er den Religionsunterricht für das wichtigste Fach der Schule an; am Katechismus, dem deutschen und lateinischen, lernten die Knaben lesen; daran schloß sich Trogedorfs Rosarium, d. h. eine sich an die Perikopen anlehrende Spruchsammlung in hebräischer und griechischer Sprache. — Für die Grammatik, die Mutter und Ernährerin der andern Künste, verlangte er, daß die Regeln so spärlich und kurz wie möglich, die Beispiele klar und praktisch, die Uebung lang und häufig sei. Wöchentlich sollte ein Exercitium angefertigt werden, dessen Thema stets ein religiöses oder philosophisches war. Wie wichtig ihm selbst seine Thätigkeit als Lehrer schien, beweist die eigenthümliche Anrede, mit der er seine Schüler begrüßt haben soll: „Guten Morgen, Ihr Herren vom Adel, Ihr kaiserlichen, königlichen und fürstlichen Räte, Ihr Bürgermeister und Ratsherren, Ihr Handwerker, Kaufleute, Soldaten und Buben!“ Daher verbreitete sich auch sein Ruhm über ganz Deutschland, und seine Schule war, solange er lebte, von lernbegierigen In- und Ausländern reich besucht.

Nicht minder berühmt ist Johannes Sturm, der Begründer der Schule zu Straßburg. In Schleiden 1507 geboren und zuerst auf der Hieronymianer Schule zu Lüttich unterrichtet, lernte er seit 1524 Latein und Griechisch in Löwen, wandte sich 1529 nach Paris, wo er Vorlesungen hielt und durch M. Buzers Schriften für das Evangelium gewonnen wurde. Durch ihn erhielt er auch 1537 einen Ruf nach Straßburg, um Vorlesungen über Aristoteles zu halten; bald aber wurde er mit einem Gutachten über die Reform des Schulwesens betraut, und da er treffliche Vorschläge machte, ward ihm das Rektorat des Gymnasiums übertragen. Die wichtigste seiner Reformen war die Zusammenfassung

der vorhandenen kleineren Schulen in eine Studienanstalt mit acht Klassen. Von 1538—1587 leitete er diese Anstalt, unterstützt durch den geistvollen, energischen Stättenmeister Jakob Sturm, aber auch vielfach angefochten, weil er verschiedenen Fürsten als diplomatischer Agent diente und sich in die religiösen Streitigkeiten mischte. Mehrfach wütete die Pest in der Stadt; seine Teilnahme für die Hugenotten beraubte ihn seines Vermögens, und als er den Thesen des J. Rappus entgegentrat, wurde er seines Amtes entsetzt; einsam und fast erblindet lebte er auf seinem Landhause und starb 1589; der entschlossene, geistvolle und sanguinische Mann, welcher zugleich Lehrer an der Akademie gewesen war, hat nicht nur zahlreiche Schüler von nah und fern gehabt, sondern auch an verschiedenen Orten Schulen ins Leben gerufen. Wegen seines etwas phantastischen, ostentativen Wesens hatte er aber auch manchen Gegner; so erwähnt z. B. Mich. Neander in seinem großen Gedicht „Ueber das Elend und die Würde der Lehrer“ unter vielen berühmten Zeitgenossen Sturm nicht! (Schmid, „Gesch. d. Erz.“ II, 2, 427.)

Seine Reformgedanken hat er in zwei wichtigen Schriften niedergelegt. „Ueber die rechte Eröffnung der litterarischen Studien“ (de litterarum ludis recte aperiendis 1538) und „Klassenbriefe“ (classicarum epistolarum lib. III.) 1565. Der Zweck seiner Schule ist darnach, dem Staate und der Kirche tüchtige Männer heranzubilden, welche weise und beredt sind, die Weisheit aber wird durch Kenntniß der Sachen gewonnen, die Beredsamkeit durch Übung der Form, oder weise und beredte Frömmigkeit (sapiens atque eloquens pietas) ist das höchste Ziel. Durch Pflege der logischen Wissenschaften, der Grammatik, Dialektik und Rhetorik, hat das Gymnasium auf die Hochschule vorzubereiten. In neun Jahren und ebensoviele Klassen, vom fünften bis vierzehnten Jahre hat der Schüler den Kursus zu durchlaufen. Das Aufsteigen findet nur am ersten Oktober statt nach feierlichem Aktus mit Reden und Disputationen in Gegenwart der

Behörden und Eltern. In der neunten bis sechsten Klasse hat sich der Knabe des Lateinischen zu bemächtigen; die fünfte beginnt mit dem Griechischen, die dritte mit der Dialektik und Rhetorik. Religion wird durch Besuch des Gottesdienstes, Schulandachten, biblische Geschichte und Katechismus (in der untersten Klasse deutsch, in den drei folgenden lateinisch und in den oberen griechisch) gelehrt.

Besondere Sorgfalt verwendete Sturm auf die Ausbildung des Lateinsprechens, um „dem öffentlichen und allgemeinen Uebel, daß unsere Barbarei verschuldet“, zu begegnen; daher sollen die Schüler sich einen systematisch geordneten Wortschatz anlegen und täglich in Septima 16, in Sexta 20, in Quinta 24 Vokabeln lernen. Ferner sollten sich die Schüler ein Phrasenbuch anlegen und fortwährend bei der Lektüre vervollständigen. — Dem Geiste des Zeitalters gemäß werden durch die ganze Schule „hohe Autoren“, z. B. schon von den sechsjährigen Knaben Vergils Eclogen und Ciceros Briefe gelesen.

Uebrigens weist Paulsen mit Recht darauf hin, daß Sturm als Lehrer weniger leistete denn als Dozent, und daß seine Schule mehr durch seinen Ruf als Professor und eleganter Schriftsteller gedieh als durch seine pädagogische Wirksamkeit (a. a. O. I, 286). Der Plan des Stättenmeisters Jak. Sturm war ursprünglich, in Straßburg eine vollkommene Universität zu errichten, aber die Wirklichkeit blieb weit dahinter zurück, teils fehlte es an den nötigen Privilegien, teils am Gelde; daher kam es, daß die Schüler der ersten Klasse des Gymnasiums als Studiosen der freien Künste unterwiesen und behandelt wurden. Kaiser Maximilian II. gewährte 1566 der „Akademie“, in den freien Künsten Baccalaureen und Magister zu ernennen.

Die Zucht auf der Schule Sturms war nicht zu streng, sie kennt nur zwei Strafmittel: Ausscheltung für Unfleiß, Unaufmerksamkeit und Deutschreden und die Rute für Fehlen in der Schule, Disputation in der Predigt, zweimaliges Zu spät kommen in der Woche, unpassendes Betragen und

Lüge. Erst 1578 kam der Karzer hinzu; es wurde auch Landsknechtskleidung, Waffentragen, Besuch von öffentlichen Tänzen und Wirtshäusern verboten. Die körperlichen Übungen und Spiele wurden unter der Leitung eines Spielmeisters getrieben; auch dramatische Aufführungen durch alle Klassen abgehalten. Zu seinen Kollegen, besonders zu Dasypodius, stand der Rektor, wie seine „Klassenbriefe“ beweisen, in bestem Verhältnis; sie erhielten durchschnittlich 30—60 Gulden jährlich, d. h. 600—1200 Mark und zum Teil freie Wohnung. Sturm erhielt 200 Gulden, d. h. 4000 Mark, dazu war er seit 1540 Kanonikus, seit 1555 Probst von St. Thomas. Sind auch die Unterschiede von Melanchthons Schulplan, wenn man Sturms rhetorische Form beiseite läßt, nicht allzugroß, so hat er doch vielfach anregend gewirkt; freilich darf man nicht verschweigen, daß er der einseitigen Pflege des Wortgedächtnisses und der Ueberschätzung der klassischen Schriftsteller Vorschub geleistet hat.

In Jlsfeld wirkte seit 1550, zunächst als Lehrer im Auftrage des evangelischen Abtes Stange, dann als Rektor, Dekonom und Arzt seiner Schüler, Michael Neander, 1525 zu Sorau geboren. Der Vater, ein Kaufmann, rief, als ihn zweimal ein wildes Pferd abgeworfen hatte: „Nun in ein Kloster mit dir, du taugst nicht in die Welt!“ Mit siebzehn Jahren wurde er in Wittenberg Luthers und Melanchthons Schüler und auf des letzteren Empfehlung 1547 in Nordhausen „Schuldiener“. Er besaß große pädagogische Begabung, verfaßte zahlreiche Schulbücher und erhob Jlsfeld, wie Melanchthon rühmt, zum besten Seminar. Unter steten Kämpfen mit den umliegenden Adligen, welche ihm seinen Besitz streitig machten, und unter schweren ökonomischen Sorgen hat er bis 1595 seines Amtes treulich gewartet. — Das Ziel seines Unterrichts ist die Vorbereitung auf das höhere Studium, wofür Neander seine Schüler durch seine geschickte Methode schneller vorbereitete als die meisten Zeitgenossen; die grammatischen Regeln sollen „sein

deutlich, richtig und kurz sein“. Zur Erleichterung schrieb er ein gereimtes Vokabelbuch, ferner einen Auszug aus der kleinen Grammatik Melanchthons und ein „Biblidion“, d. h. eine Spruchsammlung aus der Heiligen Schrift. Demselben Zweck diente sein *opus aureum*, d. h. eine lateinisch-griechische Chrestomathie, und eine Anleitung zur Abfassung griechischer und lateinischer Briefe. Da er überall sah, daß der Sprachunterricht sittlich bilde, so fügte er einer 1556 von ihm herausgegebenen Spruchsammlung aus antiken Schriftstellern auch 614 deutsche Sprichwörter hinzu. Neben der Ethik, zu welcher er auch Oekonomie und Politik rechnet, trieb er auch Geschichte, Geographie und Medizin. — Als Zuchtmittel verwandte er merkwürdigerweise fast ausschließlich Geldstrafen; die dadurch gesammelten Mittel kamen der Bibliothek zu gute; er selbst blieb arm, ja büßte, wie er in einer Rechtfertigungsschrift sagt, sein väterliches Vermögen ein.

Auch Nikolaus Hermann, der Kantor in Joachimsthal, ist als Liederdichter und Pfleger der Musik zu nennen. Bedeutender ist Hieronymus Wolf aus Detingen (1516 — 1580). Nach einem vielbewegten Wanderleben wurde er Schüler Melanchthons und 1557 Rektor zu Augsburg, wo er bis an seinen Tod als „der schwäbische Sokrates“ wirkte. Auffallend ist, daß ihm die Beaufsichtigung seiner Lehrer lästig, ja unerträglich war; er zog es vor, Lehrer der obersten Klasse und angesehenen Herausgeber griechischer Werke zu sein. Ehe- und kinderlos, von schwächlichem und kränklichem Körper, durch Nelder und Bemängler seiner Studien beunruhigt, vom Papste gebannt, fand er nur in dem Studium der Alten Freude. Nach seinem Lehrplan hatten die Schüler täglich fünf Stunden, von 7—8¹/₂, von 9—10 Uhr, nachmittags von 1—2¹/₂ und 3—4 Uhr. An die sieben Klassen, von denen die beiden ersten unseren Vorstufklassen entsprechen, schloß sich eine Selektä, welche Dialektik und Rhetorik trieb. Mehrfach bekennt sich Wolf als Gegner Sturms, sowohl was den Umfang des Wort-

und Phrasenschatz, wie auch dessen Sammlung betrifft. Seine Erklärung des Textes hat überall nicht nur die Form, sondern auch den Inhalt im Auge und knüpft stets moralische Ausführungen daran.

19. Die Jesuiten.

Den Siegeslauf des Protestantismus hielten die Jesuiten auf. Aus adligem Geschlechte gebürtig, begeisterte sich Ignatius de Loyola an der Lektüre von Heiligen=geschichten für ein geistliches Rittertum im Dienste der heiligen Jungfrau. Den Papst und die Kirche vor den Ketzern zu retten war sein hohes Ziel, straffe Disziplin, unbedingter Gehorsam und Benutzung des Ehrgeizes seine Mittel.

In richtiger Erkenntnis, daß, wer die Jugend, die Zukunft habe, nahm sich die Gesellschaft Jesu vor allem der Erziehung an. War doch die schlechte Bildung des Klerus eine Hauptursache der Reformation gewesen; daher war neben dem Lebenswandel „die Lehre und Lehrkunst“, also die wissenschaftliche Auszubildung der Mitglieder das Hauptaugenmerk des Stifters. Und dies hat der 1540 anerkannte Orden so sehr erreicht, daß er während der nächsten zwei Jahrhunderte als der eigentliche Studien- und Schulorden bezeichnet werden kann. Von Päpsten und Fürsten eifrig unterstützt, hat er in katholischen Landen den gesamten gelehrten Schulunterricht und auch den theologischen und philosophischen Universitätskursus an sich gerissen. Im ganzen verfolgte er dieselben Grundsätze wie die protestantischen Erzieher des sechzehnten Jahrhunderts; aber die Unentgeltlichkeit des Unterrichts war eine Eigentümlichkeit, welche ihm ein mächtiges Uebergewicht verlieh.

Loyola betrachtete seinen Orden als eine göttliche Offenbarung; dies schließt nicht aus, daß mancherlei Einflüsse seiner Umgebung ihn bestimmt haben. Die Benediktiner und geistlichen Ritterorden, der Schulbetrieb in den Niederlanden und in Paris, die Lehren des L. Vives und des

Joh. Sturm — alles dies wird für die Entwicklung des Stifters nicht ohne Bedeutung gewesen sein.

Die Ausbreitung des Ordens, welche fast unheimlich scheint (1725 besaß er in der deutschen Assistenz, d. h. in Deutschland mit Oesterreich, Polen und den Niederlanden, 209 Collegien mit 89 Seminaren, sechs Professhäuser und 73 Residenzen), erklärt sich aus der zähen Konsequenz der Leiter, der Gunst der geistlichen und weltlichen Gönner, der Klugheit in der Benutzung der Persönlichkeiten und Verhältnisse, der Anstachelung des Ehrgeizes und der fast einzigartigen Organisation des Ordens. Nicht nur durch Frömmigkeit, sondern durch Gelehrsamkeit und weltmännische Bildung beherrschte er das katholische Schulwesen, solange der Humanismus ausschließlich in Geltung war; als eine neue, die mathematisch = naturwissenschaftliche Bildung aufkam, sank sein Ansehen. (Prantl, Gesch. d. Ludw.-Max.-Univ. 1872.)

Um die Volksschule kümmerte sich der Orden wenig, viel wichtiger schien es ihm, rechtgläubige Lehrer, Priester, Dozenten und Fürsten zu bilden. Das Grundgesetz ist die 1599 aus mancherlei Vorarbeiten entstandene „Studienordnung“ (Ratio studiorum), welche im Anschluß an das Collegium Germanicum zu Rom Lehrstoffe und Methoden bis ins kleinste festsetzte. Der Orden besteht aus vier Gruppen: Scholastikern, weltlichen und geistlichen Roadjutoren, Priestern und Professoren. Nach einem zweijährigen Noviziat und Ablegung des ersten Gelübdes beginnt der Scholastiker seinen Studiengang mit den Humaniora; dann studiert er drei Jahre lang Philosophie, worauf er eine Zeit lang als Lehrer verwendet wird. Hierauf widmet er vier Jahre der Theologie, worauf er entweder Prediger werden oder sich zu den Graden vorbereiten kann. Die ausgezeichnetsten Glieder werden zu Professoren, welche die drei Gelübde ablegen, zugelassen. Das Ordensgesetz gebot nur da Collegien zu gründen, wo hinreichende Mittel zur Verfügung gestellt wurden; denn unentgeltlich, wie gesagt, will der Orden seinen Nebenmenschen dienen. (Schmid III, 1.)

Der Lehrplan umfaßt drei Abteilungen: Grammatik, Rhetorik und Dialektik; die erste zerfällt gewöhnlich in vier Klassen, bisweilen, wenn eine infima vorhanden, in fünf. Die unterste heißt Rudiment, die mittlere Grammatik, die dritte Syntax, daran schließt sich Humanitas und Rhetorika. Nicht die Kenntniß der Sachen, sondern die Fertigkeit zu reden und zu schreiben, ist das Ziel des Unterrichts. In der Religion wurden die Schüler durch einen Katechismus, meist des P. Canisius unterwiesen, doch mehr nur durch Hersagen desselben, als durch ausführliche Erklärung. Dagegen hatten die Schüler an der Messe und am Gottesdienst teilzunehmen; auch wurde ihnen an Sonntagen das Evangelium erklärt; nur in Deutschland ward ausnahmsweise auch am Sonnabend das Evangelium besprochen. Die größte Sorgfalt wurde dem Lateinischen, als der Sprache der Kirche und der Gebildeten, sowie des internationalen Ordens gewidmet. Während die Grammatik meist nach dem Lehrbuch des Em. Alvarez 1572 getrieben wurde, war die Lektüre fast dieselbe wie in den protestantischen Gymnasien, doch ward nicht Einführung in den Geist des Altertums bezweckt, sondern Beherrschung des Lateinischen. Ihr dienten mündliche und schriftliche Uebungen, metrische Versuche, Reden und Disputationen. Der griechische Unterricht war dagegen stiefmütterlich bedacht. Zur Einprägung des Wortschatzes in beiden Sprachen dienten Vokabel- und Phrasenbücher. Alle andern Disziplinen, Gesang, Muttersprache und Realien, wurden geradezu vernachlässigt. Seltsamerweise ward in manchen Kollegien Mathematik Sonntags von 1 bis 2 Uhr getrieben!

Das Ziel der jesuitischen Erziehung ist dem der protestantischen gerade entgegengesetzt: wollte diese freie Persönlichkeiten erziehen, so ertötet jene jede freie Regung: der Protestant darf und soll glauben, was er nach bestem Wissen und Gewissen vermag, der Jesuit hat sich der Kirche unbedingt zu unterwerfen; unterschätzt die evangelische Erziehung vielleicht die religiösen Formen, so legt die jesuitische zu

großes Gewicht darauf. Rosenkranz, Prozession, Reliquienverehrung, pompöser Gottesdienst, systematische Gebete und Meditationen, ausgedehnte Beichtpraxis und geistliche Uebungen aller Art waren die Mittel, den Geist des Ordens der heranwachsenden Jugend einzuimpfen. Dazu kamen die „marianischen Bruderschaften“, welchen jeder Jesuit angehören mußte und zu der jeder gute Jesuit beitreten konnte; sie gewährten durch gemeinsame Gottesdienste und große Ablässe dem Orden starken Rückhalt.

Der junge Jesuit ward von Eltern, Verwandten und Freunden, von Heimat und Vaterland losgerissen. Nicht einmal mit andern Ordensgliedern durfte er in vertrautem Verhältnisse stehen. Blindes Gehorsam gegen unbekannte Obere, Demut, Selbstbeherrschung und formgewandtes Auftreten wurde ihnen besonders anerzogen. Dies geschah durch Beichtzucht, Weckung des Ehrgeizes, Ermahnungen, Tadel und körperliche Züchtigung, auch findet sich das sog. Signum, d. h. das Bild eines Esels oder Wolfes, welches nachlässigen Schülern umgehängt wurde. Um den Schülern ein sicheres Auftreten anzugewöhnen und nach außen zu imponieren, wurden Schulkomödien in prachtvoller Ausstattung aufgeführt. Auch für die Gesundheit und Körperpflege wurde gesorgt, vor übermäßiger Kasteiung gewarnt; die Kollegien waren meist stattliche Gebäude mit lustigen Zimmern und großen Spielplätzen; die Kost sollte einfach und gut bürgerlich sein, sieben Stunden Schlaf allen gewährt werden. Auch für einen gesunden Wechsel von Arbeit und Erholung wurde Sorge getragen, nicht mehr als drei Lehrstunden hintereinander erlaubt. Billard, Schach, Ball- und Regelspiel fanden sich in allen Konvikten. Merkwürdigerweise aber war Baden und Eislauf, wohl wegen der damit verbundenen Gefahr, verboten. Nach dem allen können wir uns nicht wundern, daß die jesuitischen Anstalten nicht nur bei katholischen, sondern auch bei protestantischen Eltern so geachtet waren. (S. W a g m a n n in der „Encyclop.“ III, 2, 793—852.)

20. Humanistische Reformer.

Gegen den auf allen katholischen und evangelischen Gymnasien üblichen Schulbetrieb erhoben sich selbst aus dem humanistischen Lager einzelne Stimmen, welche auf eine natürlichere Aneignung der Humaniora drangen. Dies waren F. Rabelais, P. Ramus und M. Montaigne.

François Rabelais, der lustige Pfarrer von Meudon (1483—1553), schießt in seine Satire „Gargantua und Pantagruel“ auch allerlei Gedanken über die Erziehung ein. Er ist begeisterter Humanist, aber während er im zweiten Buche seines Werkes einen „Abgrund des Wissens“ als sein Ideal schildert, betont er im ersten, späteren, mehr die Methode als den Stoff. Gargantuas Lehrer Ponocrates eignet ihm alles spielend an, so daß seine Erziehung ihm wie ein „königlicher Zeitvertreib“ schien. Denn durch Abwechslung von geistiger und leiblicher Thätigkeit hat er das „große Geheimnis der Erziehung“ gefunden, daß der Schüler nur dasjenige thut, was er will. Dasselbe findet in der Abtei „Thélème (vom griechischen thelema = Wille) statt, dessen Devise lautet: „Thue, was du willst!“

Michel de Montaigne (1533—1592), welcher mit „que sais-je?“ alle seine Essais beginnt (1580), hatte auf Unordnung seines Vaters eher lateinisch als französisch sprechen und schreiben gelernt, selbst seine Mutter, Kammermädchen und Bedienten durften nur lateinisch mit ihm plaudern. Sein Vater huldigte dem Grundsatz, man müsse ein Kind ohne Strenge und Zwang erziehen. Diese beiden Grundgedanken entwickelt er selbst dann in seinen Essais. Er ist aufs höchste für die Alten begeistert, besonders für Sokrates, während er seine eigenen Zeitgenossen, vor allem aber die Gelehrten, verachtet. Sie seien pedantisch, eitel, ungeschickt und dumm. Auch die meisten Wissenschaften, die man in seiner Zeit pflüge, seien unnütz, so die Logik, Rhetorik und Astrologie; ebenso die Disputationen. Nicht minder

tadelt Montaigne die damals übliche Methode, welche den Schüler nicht zum eigenen Denken, sondern nur zum klastischen Nachahmen führe. Ferner verwirft er die Strenge in der Erziehung ganz, die meisten Kollegien erscheinen ihm als Kerker der Jugend. — Die wichtigste Disziplin ist ihm die Philosophie; freilich die recht verstandene, welche die Seele fröhlich und tapfer mache. Er empfiehlt die natürliche Anlage des Kindes zu studieren. Dann solle man es dazu anleiten, daß es sich von allem Rechenhaft gebe und an der Tugend Vergnügen finde. Reisen und Umgang sind ihm treffliche Erziehungsmittel, und zwar bessere als das Gefängnis der Kollegien. Die Unterweisung solle bald durch freie Unterhaltung, bald durch Lektüre stattfinden — freilich alle diese Vorschriften passen nur auf die Einzelerziehung eines Edelmanns durch seinen Hofmeister, an welche der leichtlebige Verfasser auch nur denkt.

Eine systematische Reform des gelehrten Unterrichts hat erst der geniale Antiaristoteliker Pierre de la Ramée (1517—72) versucht. Mit kühnem Geiste und hohem Selbstbewußtsein trat er der bisher unangestasteten Autorität der Alten entgegen. Wie die Logik des Aristoteles verwarf er die Rhetorik des Cicero und die Mathematik des Euklid. Er wollte die freien Künste in Frankreich französisch reden lehren. Ueberall drang er auf das wahrhaft Nützliche, indem er an den Magister usus appellierte, weshalb ihn seine Gegner den „Usuarius“ nannten. Er verwarf die „lästige Umständlichkeit“ im Unterricht und empfahl die Analyse, d. h. Texterklärung, und Genesiß, welche durch Nachahmung zum eigenen Schaffen anleite. Die Grammatik solle mehr durch Beispiele als durch Regeln angeeignet werden. — Wie sehr Ramus geschätzt wurde, zeigt nicht nur die Bemerkung von G. Downham (1590), daß er sämtliche Logiker an Scharfsinn der Erfindung, Reife des Urteils und Genauigkeit der Untersuchung übertreffe, sondern auch die Thatfache, daß es lange Zeit eine besondere Schule der Ramisten gab.

Wie in Frankreich, so treffen wir auch in England einige Männer, welche eine Reformation des humanistischen Unterrichts anstrebten: Ascham, Mulcaster und Milton.

Roger Ascham, der Lehrer der Elisabeth und Freund Johann Sturms, wurde durch den Mißbrauch, den man in den Colleges mit dem Prügeln trieb, zur Abfassung seines berühmten „Scholemaister“ (1570) veranlaßt. Seine Absicht ist, zu zeigen, wie man auf kürzere Weise die lateinische Sprache lernen könne. Wahrheit in der Religion, Ehrbarkeit im Wandel und die richtige Methode beim Studium sind die drei Teile seiner Darlegung. Durch freundliches Wesen, nicht durch Schläge, erwecke der Lehrer den Fleiß des Schülers, bei welchem er Lernbegier, Gedächtnis und Freude am Hören voraussetzt. Wie Montaigne beruft er sich bei allen seinen Behauptungen auf die Alten. Auch körperliche Übungen und ritterliche Künste empfiehlt er, eifert aber gegen das Reisen der jungen Engländer ins Ausland, besonders nach Italien, wodurch sie nur lasterhaft würden. Als Hauptmittel, leicht und angenehm Latein zu lernen, scharft er die wiederholte schriftliche Retroversion ein, sowie die Verbindung von Wörtern und Sachen, Formen und Beweisen. Er schließt sich dabei an seinen verehrten Freund Sturm an. Als zweites Mittel preist er die Nachahmung, wobei er auf die Lateiner verweist, wie Vergil und Cicero, welche griechische Vorbilder nachgeahmt haben.

Nich. Mulcaster, der sich an Hier. Mercurialis, einen italienischen Arzt, anschließt, tritt in seinen „Positions“ (1581) für eine systematische Gymnastik ein. Als Grundsatz stellt er auf, der Knabe solle nichts lernen, was er nachher vergessen müsse. Er fordert Gleichförmigkeit der Schulen und öffentliche Schulgesetze, nach denen Lehrplan, Klassenziele, Schulbücher und Methoden geordnet wären. Die Rute scheint ihm unentbehrlich, und er will lieber den Ruf haben eines zu strengen, als zu milden Lehrers. Zur Reform der Universitäten will er an Stelle der zahlreichen

Colleges nebeneinander nur sieben, aber systematisch aufsteigende haben, deren letztes ein Seminar für Lehrer sei. Auch Mädchenschulen empfiehlt er, welche im allgemeinen die Elemente, im besonderen Falle aber auch alte und neue Sprachen, ja auch Logik und Rhetorik lehren sollten.

Einen geradezu genialen Reformplan entwarf der kühne Dichter John Milton in seinem Buche „On education“ (1644), den er übrigens auch an einer Reihe von Schülern praktisch bewährte. Sein Zweck dabei ist ein patriotischer; er will dem Elende seines Vaterlandes abhelfen. Für die Sprachen will er nur eine ganz kurze Grammatik, dagegen sogleich mit einer dem Verständniß angepaßten Lektüre beginnen. Freilich hat er, wie alle in diesem Abschnitt besprochenen Reformer, nur den vornehmen Jüngling im Auge. Er denkt sich eine „Akademie“ von 150 Personen, welche Schule und Universität zugleich sei. Als echter Humanist läßt er natürlich nur antike Schriftsteller lesen, ganz vereinzelt wohl einen neulateinischen oder italienischen. Auf der ersten Stufe, vom 12.—13. Jahre, wird eine kurze Grammatik angeeignet (er selbst schrieb 1669 eine solche), dann eine Schrift über Erziehung vorgelesen, z. B. Platos „Rebes“ und die Elemente der Mathematik und Religion eingeübt. Die zweite Stufe, das 13.—16. Jahr, beschäftigt sich mit der Lektüre lateinischer Prosa, und zwar über den Landbau, ferner über naturgeschichtliche, physikalische, mathematische, ja medizinische Fächer, woran sich auch lateinische und griechische Dichter über dieselben Themata schließen. Auf der dritten Stufe, im 16.—19. Jahre, kommt die sittliche Unterweisung im Anschluß an Plato, Xenophon und Sophokles; sodann die Einführung in Politik, Recht und Theologie, wobei nebenher Italienisch und Hebräisch gelernt wird, Geschichtswerke, heroische Gedichte und politische Reden gelesen werden. Auf der letzten Stufe, bis zum 21. Jahre, soll eine universelle Einsicht in die Dinge durch Logik, Rhetorik und Poetik gewonnen werden. Nebenher gehen Gymnastik, Ausflüge, musikalische und militärische Übungen. Durch

diese Methode hofft Milton kräftige und tugendhafte Jünglinge zu erziehen, die nicht durch französische Hofmeister „zu Possenreißern, Affen und Hanswürsten“ geworden sind. (Schmid III, 1, 110—409; Schmidt III, 245 f.)

21. Realistische Opposition.

Der 30jährige Krieg zerstörte nicht nur die politische Macht Deutschlands, sondern auch seine kulturelle Blüte. Die Kriegsjurie äscherte zahllose Städte und Dörfer ein, vernichtete Industrie und Handel und schleppte unser Vaterland in Kunst, Litteratur und Gesittung um zwei Jahrhunderte hinter Frankreich und England zurück. Viele Schulen verschwanden, Prediger und Lehrer wurden verjagt und ermordet, und das Volk verrothete dermaßen, daß es den Versuchen, es zu bilden, trotzigen Widerstand entgegensetzte. Zu der thörichten Herrschaft des Lateinischen, welche die Gebildeten zur Verachtung ihrer Muttersprache führte, kam die des Französischen; die Deutschen, welche infolge ihrer lächerlichen Nachahmung der Alten kaum noch natürlich zu reden vermochten, bestrebten sich nun, die Franzosen in Phrasen, Tracht und Sitten nachzuäffen. Kein Wunder, daß die Reformpädagogen dieser Zeit, W. Ratke und A. Comenius, so wenig Erfolg hatten.

Wolfgang Ratichius (Ratke), geb. 18. Oktober 1571 zu Wilster in Holstein, studierte, da er wegen seiner schweren Zunge nicht Prediger werden konnte, die Sprachen. Schon 1600 faßte er in einem Gespräch mit seiner Schwester den Grundgedanken seiner Didaktik, daß man den Menschen die Sprachen zuerst durchs Gehör und Gesicht geben solle, und betrachtete die Ausführung desselben „als ein ihm von Gott hochvertrautes und anbefohlenen Werk“. Hierauf weilte er 8 Jahre lang in Holland, worauf er fortwährend bemüht war, unter Fürsten und Magistraten Gönner zu finden. Am 7. Mai 1612 übergab er dem in Frankfurt versammelten Reichstage folgendes Memorial: „W. Ratichius weiß mit

göttlicher Hilfe zu Dienst und Wohlfahrt der ganzen Christenheit Anleitung zu geben:

1. Wie die hebräische, griechische, lateinische und andere Sprachen mehr in gar kurzer Zeit sowohl bei Alten als Jungen leichtlich zu lernen und fortzupflanzen seien.

2. Wie nicht allein in hochdeutscher, sondern auch in allen andern Sprachen eine Schule anzurichten, darinnen alle Künste und Fakultäten ausführlich können gelernt und propagiert werden.

3. Wie im ganzen Reich eine einträchtige Sprache, eine einträchtige Regierung und endlich auch eine einträchtige Religion bequemlich einzuführen und friedlich zu erhalten sei.

Er erbot sich also a) eine viel bessere Methode zu zeigen, nach der nicht nur die Sprachen, sondern auch alle Wissenschaften gelehrt werden könnten; b) deutsche Schulen zu errichten und c) die eine, nämlich lutherische Religion und ein deutsches Recht einzuführen. Der letzte Gedanke war zu phantastisch, als daß er ihm in jener, von theologischem Hader aufgeregten Zeit nicht hätte hinderlich werden sollen. In der That sehen wir, so viele Gönner seine beiden ersten Gedanken unter Gelehrten, Fürsten und Bürgermeistern fanden, so viele Feinde erweckte ihm der dritte Punkt. Zunächst traten für ihn zwei Gießener Professoren ein, Ch. Helwig und Joachim Jungius. Dann gewann er den Beifall der Jenaer Brendel, Walther und Wolff. Hierauf versuchte er in Augsburg, Frankfurt und Basel seine neue „Lehrart“ einzuführen. Aber sein selbstbewußtes, rechtshaberisches und rücksichtsloses Wesen bereitete ihm viele Unannehmlichkeiten; ja in Basel wurde er eine Zeitlang gefangen gesetzt. Im Jahre 1618 finden wir ihn in Röthen, wo sich Fürst Ludwig von Anhalt, der tolerante und patriotische Stifter der „fruchtbringenden Gesellschaft“, energisch seiner annahm und die neue Lehrart, wenigstens was die Sprachen betrifft, in Röthen einzuführen befahl. Eine Schule wurde eröffnet und eine Druckerei zur Herstellung der nötigen Bücher errichtet, aber selbst mit diesem

edlen Fürsten überwarf sich der leidenschaftliche Mann, so daß er gefangen gesetzt und erst nach Unterzeichnung eines schimpflichen Reverses, daß er zu viel versprochen hätte, mit Verlust seiner Bibliothek und Manuskripte entlassen wurde. Auch in Halle und Magdeburg machte er schlechte Erfahrungen; nur seine edle Freundin Anna Sophia von Schwarzburg wurde nicht irre an ihm. Sie bestimmte ihren Neffen Johann Ernst von Weimar durch Hofprediger Romaher, einen Versuch mit seiner Lehrart zu machen. Dies geschah, ohne aber Ratkeius einen Einfluß darauf zu gestatten. Sogar Gustav Adolfs Aufmerksamkeit lenkte jene hochherzige Fürstin auf Ratke; doch nach des Königs Tode wollte Orenstierma nichts mehr von ihm wissen. Er starb am 27. April 1635 zu Erfurt.

Bei der Betrachtung seiner Lehrart fällt uns zunächst auf, daß er sie als ein Heilmittel für alle Mängel des Gemeinseins ansieht, wie es später auch Comenius und Basedow gethan haben. Sodann, daß er daraus ein großes Geheimnis macht, sie weder mündlich noch schriftlich ganz enthüllt und sich eine Einnahmequelle daraus zu machen bestrebt. Ferner fehlt ihm jede Systematik; er stellt nur gewisse allgemeine Grundsätze auf und didaktische Handgriffe, ohne sie zu begründen, geschweige eine durchdachte Schulorganisation zu geben. Daher urteilte Orenstierma richtig, Ratke könne zwar die Uebelstände gut aufdecken, biete aber unzureichende Heilmittel (Schmid, „Gesch. d. Erz.“ III, 2, 45, 202; Raumer II, 12 f.).

Das eigentlich Neue ist erstens der Gedanke, daß das Lateinische nicht durch die Grammatik, sondern durch fortwährendes Lesen eines und desselben Schriftstellers, nämlich des Terenz, gelernt werde. Der Autor, nicht die Grammatik, ist das Mittel, sich einer Sprache zu bemächtigen, also erst die Sache, dann die Regel. Ebenso soll Hebräisch und Griechisch an der Heiligen Schrift gelernt werden. Zweitens soll die Muttersprache vor allen andern Fächern getrieben werden, wobei Ratke sogleich von den Buchstaben, ohne lang=

weiliges Buchstabieren zum Lesen übergehen will. Endlich seine eigenthümliche Art der Aneignung alles Wissens: nichts soll zu Hause mühsam memoriert, sondern durch rasiloses Vorsprechen und Vorlesen eingeprägt werden. Nehmen wir z. B. die Methode, wie Latein gelernt wird. Zuerst liest der Lehrer die sechs Dramen des Terenz den Schülern deutsch vor, wobei jene nur in ihrem deutschen Terenz still nachlesen, dann übersetzt er ihnen das erste Drama Wort für Wort vor, während sie mit dem Finger im lateinischen Texte folgen. Hierauf erklärt er ihnen Satz für Satz den Sinn, dann die grammatischen Schwierigkeiten, die er ihnen in der „kurzen Grammatik“ aufweist, endlich schreitet er zur Syntax und zu mündlichen wie schriftlichen Stilübungen. Es ist sehr fraglich, ob die Schüler während sie fast ausschließlich passiv sich verhielten, gründlich lernten und in Zucht zu halten waren. Jedenfalls klagten die Inspektoren in Rötten, daß die Disziplin viel zu wünschen übrig ließ. Andererseits läßt sich nicht leugnen, daß Ratte selbst, wie auch seine Gegner einräumten, in der schnellen Aneignung der Sprachen Erfolg hatte.

Interessant ist noch der Versuch Rattes, alle Künste und Wissenschaften deutsch reden zu lassen; denn er hatte die richtige Einsicht, daß in dieser Sprache die Philosophen ihr System aufbauen, die Juristen Recht sprechen und die Aerzte kurieren könnten. Und in seiner „Allunterweisung“ hat er auch Logik mit Verstandlehre, Metaphysik mit Wesenkündig-
 ung, Ethik mit Sittenlehre verdeutscht. Dabei wollte er keineswegs die alten Sprachen abschaffen; im Gegenteil, so allgemein machen, daß jeder Christ die Bibel in der Ursprache lesen könnte. Ueberhaupt sollte sein ganzes Werk der uralten katholischen Lehre, d. h. dem echten Luthertum dienen; er will also nichts von dem humanistischen Heidentum wissen, vielmehr die Schulen, wie Ramus, von dem „ehrgeizigen und zankhüchtigen“ Heiden Aristoteles befreien. Paulsen (Gesch. d. gel. Unterr. I. 464) bemerkt treffend, die Summe seiner Bestrebungen war, der Jugend den langen und

gefährlichen Umweg zu ersparen, welchen der Humanismus durch die antiken Schriftsteller zur Eloquenz und Erkenntnis nimmt. Er versuchte durch seine Methode den Abgrund zu überbrücken, welcher den Schüler von der wissenschaftlichen Erkenntnis trennt.

Neben Ratichius verdient Balthasar Schuppianus (1610—1661) genannt zu werden, welcher früh erkannte, wieviel Zeit und Mühe er unnütz auf die „logischen Bacchantentröster“, d. h. auf die gelehrte Pedanterie der Universitäten verwandt habe. In seinem „Ambassadeur Zipphusius“ läßt er Apollo auf dem Parnass mit den Mäusen über die Mängel seiner Zeit beraten. Das einzige Heilmittel sei eine gute Erziehung: „Wenn wir aller Orten wohlbestallte Schulen hätten, so würden wir in zwanzig Jahren eine neue Welt haben und bedürften keiner Büttel und Scharfrichter“. Er verlangt, wie Ratke, daß die Schüler nicht aus Zwang, sondern aus Liebe zur Sache lernen, ferner mehr hören als lesen und schreiben. Er beklagt, daß die Schüler so viele Jahre mit dem Latein zubringen, und entwickelt ein System der Mnemotechnik. Freilich dürften die Schulmeister nicht Tyrannen sein, welche ihre Schule zur Folterkammer machen. Um gute Ingenia zu Schullehrern zu bekommen, solle man den „Schulbedienten“ nicht Zeisigfutter geben und Eiselarbeit auflegen.

Als Vorläufer des Comenius haben wir, wie Schmid, Gesch. d. Erz. III 2, 96 ff. ausführt, nicht nur Campanella und Bacon, sondern auch Alsted und B. Andrea zu betrachten.

Joh. Heinr. Alsted (1588—1638), Professor der Philosophie in Herborn und später der Theologie in Weisenburg (Siebenbürgen), hat 1620 eine philosophische Encyclopädie geschrieben, in welcher er auch die Scholastik, d. h. die Lehre von der Erziehung behandelt. Er teilt die Erziehung in sechs Perioden; die erste, bis zum vierten Jahre ist rein körperlich; in der zweiten, vom fünften bis siebenten Jahr, empfiehlt er Spiele, Bilder und Fabeln, auch sollen die

Kinder deutsch lesen und schreiben lernen. Dann folgt die eigentliche Schule, deren Wesen, Zweck und Mittel, Form und Erhaltung er ausführlich behandelt. Er verlangt, daß die besser begabten Knaben nicht erst die deutsche Schule besuchen, sondern gleich aufs Gymnasium gebracht werden; dieses soll sechs Klassen umfassen, deren jede den Schüler zwei Jahre festhält, so daß er mit sechzehn Jahren zur Universität gehen kann. Die drei unteren betreiben die Grammatik, die drei oberen die Humaniora; jene umfassen die dritte, diese die vierte Periode. Neben Latein und Griechisch wird nur Musik und Arithmetik getrieben. Mit dem sechzehnten Jahr (fünfte Periode) werden Philosophie und Fakultätsstudien begonnen. — Interessant ist, daß er seinen Studenten die Mnemonik empfiehlt und viele Mittel, das Gedächtnis zu üben, vorschlägt (Schmid, a. a. O. 138). Gegen die Mängel der Schulen seiner Zeit verschließt er sich nicht, doch sucht er die Schuld dafür nicht nur bei Lehrern und Schülern, sondern auch sehr bei der Obrigkeit. In den meisten Lehrern tadelt er Unwissenheit, Unerfahrenheit, Tyrannei, bei andern Nachsicht. „Die Schulzucht ist das Herz, aus welchem aller Lebensgeist sich durch die Schule verbreitet.“

Valentin Andreä (1586—1653), welcher in Baihingen, Calw, Stuttgart und Bebenhausen gewirkt und sich als Generalsuperintendent während der Trübsale des Dreißigjährigen Krieges um Württemberg große Verdienste erworben hat, war ein ebenso geistvoller wie fruchtbarer Schriftsteller, welcher Scharfsinn mit Humor und Gemühtiefe verband. Er hat drei pädagogische Schriften hinterlassen: „den Menippus“ (1618), welcher hundert satirische Gespräche umfaßt und vielfach die gelehrten Zöpfe und die Schäden der damaligen Schulen geißelt; die „Beschreibung des Christenstaats“, ein Staatsroman, welcher u. a. sein Ideal der Schule zeichnet; und endlich „Theophilus“ (1649), welcher geradezu über die vernünftige Gestaltung des Unterrichts handelt. Zunächst scharft er die Notwendigkeit der

Katechisation ein, wodurch er ein Vorläufer Speners wird, der deshalb auch einmal gesagt hat, er möchte, wenn er könnte, Andreä von den Toten auferwecken. Die Wichtigkeit der Erziehung für den ganzen Staat scheint dem Verfasser unermesslich; ihr Erfolg hängt hauptsächlich von der Persönlichkeit des Lehrers ab. Andreä verlangt die Durchführung der allgemeinen Schulpflicht. Die Schulräume sollen sauber, hell, freundlich und mit Bildern geschmückt sein. Die Erziehung umfaßt Leib und Seele. Andreä, welcher selbst das Voltigieren gelernt und gelehrt hat, empfiehlt als der erste geordneten Turnunterricht; ebenso, was erst neuerlich eingeführt worden ist, mechanische Handarbeiten. Die geistige Erziehung strebt nach Frömmigkeit, Sittlichkeit und Verstandesbildung. Zwar soll alles Studieren Christo dienen, aber doch scheint ihm wahres Christentum ohne die Kenntniss der drei Sprachen nicht möglich. Er bekämpft den hohlen Formalismus in Schule und Kirche; anstatt Worte will er Sachen lehren, nämlich Naturwissenschaft und Mathematik, daher betont er auch die Anschauung und stellt drei goldene Regeln auf: 1. der Jugend soll nichts in einer ihr fremden Sprache beigebracht werden; 2. nichts gelehrt, was sie nicht fassen kann; 3. nichts behandelt werden, was nicht dem jeweiligen Alter angemessen ist, und wonach es nicht Verlangen trägt. Neben dem Lateinischen fordert Andreä auch die Beschäftigung mit den neueren Sprachen und besonders mit der deutschen. Endlich bekämpft er die einseitige Buchgelehrsamkeit, Gedächtnisübung und übermäßige Strenge der Pädagogen.

Der realistische Systematiker des 17. Jahrhunderts ist Joh. Amos Comenius (Komenský), am 28. März 1592 zu Nivniß geboren. Als Kind wohlhabender Eltern, die jedoch bald starben, in der Brüdergemeinde aufgewachsen, begann er erst im 16. Jahre Latein zu lernen, und zwar in einer Weise, die ihm später sehr thöricht schien. Schon als Student der Theologie unter dem Einflusse Aristotels und des Ratichius nahm er seine didaktischen Studien in An-

griff. Nach einem Aufenthalt in Heidelberg und Amsterdam wirkte er als Lehrer in Prerau und als Prediger in Fulneck bis 1621; dann, nachdem er bei der Einäscherung dieser Stadt seine Habe, Bücherei und Handschriften verloren hatte, mußte er sich bis 1628 als Protestant vor den fanatischen Verfolgern verbergen. Einem seiner Gönner widmete er die satirische Schrift „Das Labyrinth der Welt und das Paradies des Herzens“. Als aber durch kaiserlichen Befehl alle Protestanten aus Oesterreich verjagt wurden (1628), wanderte er nach Polnisch-Lissa, wo er zuerst Lehrer, dann Bischof der Mährischen Brüder wurde. Hier schrieb er auch seine „Aufgeschlossene Sprachenpforte“ 1631, [janua linguarum reserata], worin er den lateinischen Unterricht an einen realistischen Stoff anschloß. Darauf veröffentlichte er 1633 den „Vorhof“ dazu (vestibulum) und entwarf schon seine „Große Didaktik“ (1638). Da wurde er vom Parlament nach England berufen; doch da der ausbrechende Bürgerkrieg seine Pläne verhinderte, siedelte er, durch Oxenstierna ermutigt und durch den großherzigen Holländer L. van Geer, welcher in Schweden wohnte, unterstützt, nach Elbing über, wo er unter mancherlei Entbehrungen an seinem Werke fortarbeitete. Kurze Zeit (1648 bis 1650) war er dann wieder in Lissa; hierauf versuchte er in Pataf (Siebenbürgen) eine pansophische Schule zu errichten, für die er auch Dramen verfaßte. Muß neue verlor er in Lissa durch den polnisch-schwedischen Krieg 1656 all sein Hab und Gut und war froh, in Amsterdam eine Zuflucht zu finden, wo 1657 seine didaktischen Werke erschienen, wie auch sein phantastisches Buch „Lux in tenebris“, welches ihm viel Hohn und Haß zuzog. In dieser Zeit trat auch sein berühmter „Orbis pictus“ ans Licht 1657 und sein letztes, gemüthvolles Werk „Eins ist not“. Er starb am 15. November 1670.

Er selbst nennt sich einen Mann der Sehnucht, denn sein Leben war nicht nur eine stete Wanderung, sondern ein beständiges Streben nach einem herrlichen Ideal. Ein

genialer, vielfach unterrichteter Geist, den das stolze Bewußtsein erfüllte, etwas der ganzen Welt Neues, Herrliches zu bieten, war er doch von rührender Bescheidenheit. Bei großer Klarheit des Denkens und Darstellens besaß er einen eisernen Fleiß; er hat ca. 150 Schriften hinterlassen.

Seine pädagogischen Gedanken entwickelt er mit scharfsinniger Konsequenz in der „Großen Unterrichtslehre“, deren Titel die Kunst verspricht, allen alles zu lehren ohne Unterschied des Standes und des Geschlechts, und zwar in gedrängter, angenehmer und gründlicher Weise (compendiose, jucunde, solide). War des Matthius Motto gewesen: „Die Vernunft siegt, das Veraltete weicht“ (ratio vicit, vetustas cedit), ohne daß er recht klar seine neue Methode hätte angeben können, so leitet Comenius seine Methode von der Natur, d. h. dem Wesen der Dinge ab.

Da der Mensch das vollkommenste Geschöpf ist, dessen Ziel außerhalb dieses Lebens liegt, so hat all sein Thun und Lassen nur Wert als Vorbereitung auf das Ewige. Seine Aufgabe ist, vernünftiges Geschöpf, Herr der Geschöpfe und Ebenbild Gottes zu sein. Daraus ergibt sich, daß er nach Bildung, Tugend und Frömmigkeit zu streben hat; diese sind ihm zwar als Anlage angeboren, müssen aber durch die Erziehung entwickelt werden. — Die gesamte Jugend beiderlei Geschlechts muß der Schule anvertraut werden. Der Unterricht muß ein allumfassender sein, d. h. allen alles gelehrt werden, wenigstens nach den Grundlagen, Ursachen und Zielen. Doch nicht nur die geistigen Anlagen sind auszubilden, sondern auch die Sitten zur Tugend und das Gemüt zur Religion.

Comenius unterscheidet vier Stufen: 1. die Mutterschule (1.—6. Jahr), welche in jedem Hause sein soll; 2. die Volksschule (6.—12. Jahr), welche in jedem Flecken sei; 3. das Gymnasium (12.—18. Jahr), welches in jeder Stadt, und 4. die Akademie (18.—24. Jahr), welche in jeder Provinz oder in jedem Reiche sein soll.

Die Volksschule hat sechs Klassen, jede mit einem besonderen Lehrbuch, deren jedes alles behandelt, aber immer ausführlicher. Vier Stunden täglich genügen. Das Lehrziel ist, außer Lesen, Schreiben und Rechnen, Meßkunst, Singen, Bibelfunde, Sittenlehre und das wichtigste aus der Weltgeschichte und Geographie, sowie dem öffentlichen Leben und den Handwerken. Die gesamte Jugend soll zuerst die Volksschule besuchen.

Die beste Methode ist die Nachahmung der Natur; an zahlreichen Beispielen, wie die Natur Zeit und Ort innehält, keinen Sprung macht, nicht rastet, den Stoff vorbereitet, von innen heraus wirkt etc., zeigt er, freilich manchmal durch kühne Analogie, wie der Lehrer erfolgreich wirken könne. Ferner verlangt er, daß die Gemüther der Schüler gehörig auf das Studium vorbereitet, ihre Lernbegierde auf alle Weise angefaßt und die Mühe des Lernens möglichst vermindert werde. Der Lehrer hat sie liebevoll zu behandeln; die Schule soll ein helles, sauberes, mit Bildern geschmücktes Gemach sein, neben welchem sich ein Spielplatz und Garten befindet. Vor allem ist die Aufmerksamkeit, das Licht des Lernens, zu befördern, daher verwirft Comenius entschieden die Methode des Ratichius (S. 154). — Der Unterricht muß ein geordneter, naturgemäßer sein, d. h. es wird nichts gelehrt, was die Jugend noch nicht faßt oder verlangt, nichts gelernt, was nicht begriffen ist. Immer werde nur ein einziger Gegenstand getrieben. Nicht mit den Sprachen, sondern mit den Sachen werde begonnen, nicht mit der Grammatik, sondern dem Schriftsteller, nicht mit den Regeln, sondern den Beispielen. Comenius bekämpft die bisherige humanistische Methode, durch welche nur eine „Sklavengerde von Nachahmern“ der Alten gezüchtet worden sei, vielmehr müsse Sprache und Verständnis parallel fortschreiten, so daß die Schüler zum Selbstsehen, Selbstreden und Selbsthandeln (Autopsie, Autolexie und Autopraxie) gelangen. Daher gelte es, die Natur durch die Sinne kennen zu lernen, denn nichts sei im Verstande, was nicht zuvor im

Sinn gewesen wäre, er sei der treueste Hofmeister des Gedächtnisses. Anschauung sei also das wichtigste; wo diese nicht möglich, müsse sie durch Bilder und Modelle ersetzt werden. Diesen Zweck verfolgt sein berühmter „*Orbis pictus*“, welcher zugleich das Lateinlernen erleichtern will, denn einfache lateinische Sätze, welche dann Wort für Wort übersetzt sind, mit angehängten Vokabeln, führen den Schüler zugleich in Wort und Sache ein.

So ist Comenius, durch Bacon angeregt, der Vater des Realismus. Aber noch in anderem Sinne, denn überall weist er auf den praktischen Nutzen des Gelehrten und Gelernten hin. — Das beste Mittel, sich etwas anzueignen, ist die Übung, welche vom Einfachsten fortzuschreiten hat. Alles, was seiner Natur nach zusammengehört, muß in angemessener Verbindung gelehrt werden; den Dialog empfiehlt Comenius als besonders für den kindlichen Geist geeignet.

Für die Kunst der sittlichen Bildung stellt unser Pädagoge 16 Grundregeln auf; er empfiehlt 4 Kardinaltugenden: Klugheit, Mäßigkeit, Stärke und Gerechtigkeit, giebt Winke, wie man der Jugend Freimut, Ausdauer im Arbeiten und Urtheil über den Wert der Dinge einpflanzen könne, und betont den Segen des Beispiels und der Zucht. Auch für die Pflanzung der Frömmigkeit weiß er 21 Grundregeln. Die beste Form der Disziplin lehrt uns die Sonne, welche allen Wesen jeder Zeit Licht und Wärme, oft Regen und Wind, aber nur selten Blitz und Donner spende. Demgemäß soll der Lehrer die Jugend durch sein lebendiges Vorbild, durch belehrende und ermahnende Worte und im Nothfall durch stärkere Mittel zum Guten ziehen. Wenn die Strenge sich immer in Liebe auflöst, werden die Schüler den Lehrer zugleich lieben und fürchten.

Comenius betont auch die Gesundheitspflege, damit, wie er sich auf Juvenal (X, 356) beruft, „ein gesunder Geist in einem gesunden Körper“ sei. Die Jugend dürfe an keinem Tage länger als 6 Stunden beschäftigt werden, Mittwoch und Sonnabend nachmittag sollen frei und 10 Wochen

Ferien sein. An planmäßige Leibesübungen jedoch denkt er noch nicht, ja Klettern, Ringen, Fechten, Faustkampf und Schwimmen rechnet er zu den verbotenen Spielen.

Wenn Comenius seine Methode als eine Art von Wünschelrute oder Ariadnesfaden bezeichnet und davon überzeugt ist, daß mit ihr ein Lehrer bei 100 Schülern leicht und sicher großen Erfolg erzielen werde, so erkennt man hierin seine Ueberschätzung der Methode überhaupt, die er mit seinen Zeitgenossen teilt. Aber noch ein Verdienst des großen Didaktikers muß hervorgehoben werden: Er ist der erste, entschiedene Vertreter der allgemeinen Volksschule (s. S. 160). Freilich erhebt sich da die Schwierigkeit, daß die Volksschule einerseits bis zum 14., das Gymnasium aber vom 10. Lebensjahre an besucht werden muß, auch ist die Menge von Kenntnissen, welche er der Volksschule zuweist, wenigstens für seine Zeit viel zu groß.

Als Realist zeigt er sich auch in seiner leidenschaftlichen Bekämpfung der heidnischen Schriftsteller in der christlichen Schule; später aber, im „Prodromos der Pansophie“ empfiehlt er das Gute, Wahre und Nützliche von ihnen anzunehmen. Seine Pansophie wollte übrigens eine Ergänzung zur Sprachenpforte sein, nämlich eine Sachenpforte oder Realencyklopädie vom christlichen Standpunkt aus, doch hat er dieses, die Kraft eines Einzelnen übersteigende Werk nicht ausgeführt; er hat nur in einigen Aphorismen ihr Wesen entwickelt. Mit Recht weist Lindner darauf hin, daß sich darin Anklänge an Leibniz und Spinoza, ja an Schelling und Hegel finden. Endlich sei hervorgehoben, daß sein Einfluß auf spätere Pädagogen, wie Franke, Rousseau, die Philanthropinisten, Fröbel und Herbart unberechenbar ist, selbst einen Leibniz hat er zu einem Gedicht begeistert, worin es heißt:

„Sicher sie kommt, die Zeit, Comenius, wo dich die Besten
Preisen für das, was du thust, was du gehofft und gewünscht!“

Die mannigfachen Anstrengungen, welche durch Ratke, Comenius und die Jesuiten der Zeit gegeben wurden,

spiegeln sich in den Schulordnungen, welche einzelne Landesfürsten, theils aus Einsicht, theils aus Selbstsucht erließen. Denn da es galt, von den Unterthanen möglichst viel Geld für Bestreitung des Hofes und Heeres zu erpressen und sie in demüthigem Gehorsam zu erhalten, so lag ihnen daran, die breiten Schichten des Volkes in Unterricht und Zucht zu halten. Allen voran ging Ernst der Fromme, Herzog von Weimar, dessen von H. Keyher entworfener „Schulmethodus (1642) den Plan der Volksschule, aber auch die Pflichten der Eltern und Obrigkeit enthält. Es folgten die Schulordnungen Augusts von Braunschweig (1651), Wilhelms II. von Hessen (1656), des Großen Kurfürsten für Cleve-Mark (1662) u. s. w.

22. Die Schule der Pietisten.

Gegen die Herrschaft des Humanismus, welche fast 200 Jahre dauerte, erhob sich eine doppelte Opposition: die national-realistische und die christlich-kirchliche. jene haben wir betrachtet; diese, auch bei den Reformern der beiden letzten Paragraphen anklingend, wollen wir jetzt ins Auge fassen.

Schon zu Luthers Lebzeiten hatte sich eine protestantische Orthodoxie herausgebildet, welche zu einer förmlichen neuen Scholastik ausartete. Die antiken Studien traten zurück, man trieb sie nur noch, um eine Fertigkeit im Lateinischen zu erlangen, ohne Interesse an den Alten selbst: die Dogmatik, ihre Ausbildung und Verteidigung verdrängte das Bibelstudium, und die theologischen Kontroversen wurden mit ebensoviel Scharfsinn, aber auch Rechthaberei behandelt wie vor der Reformation. Gegen die Verknöcherung der evangelischen Theologie erhob sich der Pietismus.

Paulsen (a. a. O. I, 475) hat in einer Uebersicht gezeigt, wie die Schätzung und Pflege der antiken Studien im siebzehnten Jahrhundert zurückging, ja die Herausgabe griechischer Autoren fast gänzlich aufhörte. Dafür wurden die

theologischen und philosophischen, aber auch realistische Fächer desto mehr getrieben; dies kam zum Teil auch daher, daß das Bildungsideal der Zeit ein anderes geworden war. Nicht mehr der Gelehrte, sondern der gebildete Hofmann war das Ziel des Studenten. Höfische Tracht, Sprache und Sitte, weltlich-französische Bildung charakterisierte das Auftreten des Studierten. Bacon's Formel: „Wissen ist Macht“ wurde von der Obrigkeit so verstanden, daß sie denjenigen Wissenschaften, welche die öffentliche Wohlfahrt am meisten förderten, wie Mathematik und Naturwissenschaften, ihre eifrige Fürsorge zuwandte. Die Theologen dagegen verloren mehr und mehr an Ansehen; ihre Streitigkeiten begegneten fast keinem Interesse mehr, sondern fast nur noch Spott und Rüge. An die Stelle der Hoftheologen treten Männer wie Leibniz, Pufendorf, Newton und Huyghens.

Demselben praktischen Zuge der Zeit entsprang der Pietismus. Daß das Christentum nicht Lehre, sondern Leben, nicht Theologie, sondern Frömmigkeit, nicht Sache des Verstandes, sondern des Willens und Gemüths sei, wurde durch Spener und seine Schüler trotz heftiger Verfehrung energisch betont.

Philipp Jakob Spener (1635—1705) aus Rappoltzweiler, nach vielseitigen Studien in Frankfurt a. M., Dresden und Berlin als Geistlicher thätig, forderte in seinen „pia desideria“ reichlichere Verbreitung der Bibel, Anerkennung des allgemeinen Priestertums in der Presbyterialverfassung, Freiheit des gläubigen Gemüthes gegenüber den Symbolen und Duldung auch auf theologischem Gebiete. Er hat die Konfirmation eingeführt und den katechetischen Unterricht gelegt. Nicht Gelehrte, sondern tugendhafte Menschen müsse die Schule bilden.

Sein Schüler August Herm. Francke (1663—1727) gründete als Magister zu Leipzig mit P. Anton ein Kolleg der Bibelfreunde (collegium philobiblicum), erfuhr durch Sup. Sandhagen in Lüneburg eine Art Wiedergeburt und begann, durch Spener bestärkt, 1689 eine so fruchtbare

erbauliche Thätigkeit, daß er als Pietist, d. h. Frömmeler, vertrieben wurde. Als ihm sein Freund Spener 1692 in Glaucha bei Halle eine Pfarre und an der neuerrichteten Universität eine Professur verschaffte, sammelte er, von tiefem Mitleid bewogen, die verwilderten Kinder um sich und begründete, durch eine größere Spende in seiner Armenbüchse ermutigt, eine förmliche Schule, aus welcher sich allmählich eine Bürgerschule, dann das lateinische Pädagogium entwickelte. Im Jahre 1696 rief er sein berühmtes Waisenhaus ins Leben, mit welchem er, um geeignete Hilfskräfte zu gewinnen, ein Lehrerseminar verband. Ueber dem Eingang des Neubaus, den er im Vertrauen auf Gott ausführte, schrieb er das Wort des Jesaja: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler.“ Bei seinem Tode zählte die Waisenanstalt 134 Kinder, die deutschen Schulen 1725, die lateinische 400, welche unter sieben Inspektoren von 167 Lehrern und acht Lehrerinnen unterrichtet wurden.

Frankes Grundsätze treten uns aus seiner 1702 veröffentlichten Schrift entgegen: „Kurzer und einfältiger Unterricht, wie die Kinder zur wahren Gottseligkeit und christlichen Klugheit anzuführen sind.“ Hauptzweck der Erziehung ist die Ehre Gottes, Gemüthspflege das einzige Mittel, ihn zu erreichen. Sie geht auf den Willen und den Verstand. Die Gottseligkeit wird am besten durch das Exempel eingeflößt, nächstdem durch Katechisation und Bibellese, an welches fleißig Ermahnungen zu knüpfen sind, sowie Schilderung der Tugenden und Laster, Verheißungen und Drohungen. In Sonderheit sind drei Tugenden zu pflegen: Liebe zur Wahrheit, zum Gehorsam und Fleiß. Zur Arbeit soll sich die Erholung gesellen, doch rechnet dazu Francke sonderbarerweise nicht das Spiel, sondern Rechnen, Messen, Astronomie und Betrachtung von Landkarten. Zum Gebet sollen die Zöglinge angehalten und angeleitet werden. Damit sie Lust und Liebe zur Arbeit behalten, muß alles mit Annehmlichkeit vorgetragen werden, aber Stoch und

Rute sind nicht ganz zu entbehren, doch darf nicht im Affekt und ohne Rücksicht auf Individualität des Schülers und Art des Vergehens gestraft werden.

Betrachten wir kurz die einzelnen Schulen Frankreichs. In den deutschen Schulen war nicht nur täglich sieben bez. bei den kleineren sechs Stunden Unterricht, sondern auch Sonntags vor und nach dem Gottesdienst; freie Nachmittage und Ferien gab es nicht. Der Religionsunterricht nahm fast ebensoviel Raum ein wie alle anderen Stunden zusammen. Das Lesen wurde an dem Katechismus und der Bibel geübt, Rechnen wurde möglichst praktisch getrieben; zweimal wöchentlich Musik, d. h. Kirchenlieder gesungen. Die Waisenknaaben erhalten etwas Botanik; solche, die künftig Künste und Handwerke treiben wollen, lernen Lateinisch, Griechisch und Hebräisch lesen, sowie Lateinisch deklinieren und konjugieren; ferner „spielend“ die Prinzipien der Astronomie, Physik, Geographie und Geschichte. Seit 1701 mußten die Knaben Strümpfe stricken; alle lernten das Brieffschreiben. Die Waisenmädchen müssen spinnen, nähen und stricken und die häuslichen Arbeiten verrichten. — Das Pädagogium, in welchem solche Knaben waren, „welche die Information bezahlen können“, lehrt Lesen, Schreiben und Rechnen, Latein, Griechisch und Hebräisch, Latein und Hebräisch auch sprechen, Geographie, Historien, Mathematik, und Naturgeschichte, Chronologie und Theologie und als „Nebendinge“ Musik, Drechseln, Gläsererschleifen und dergl., auch wohl Französisch. Diese Menge Fächer konnten natürlich nicht ausführlich gelehrt werden, ja einzelne fielen, wenn keine Schüler dafür da waren, wohl ganz aus. Je nach der Leistung gehörte derselbe Schüler verschiedenen Klassen an, so daß derselbe von 6—7 in der Tertia Griechisch, von 7—8 in der Prima Latein, von 9—10 in der Sekunda Theologie haben konnte. Daher wurde 1698 angeordnet, daß kein Knabe mehr als drei Fächer auf einmal treiben durfte, und daß ferner der Mittwoch und Sonnabend ganz der Repetition gewidmet werde. Alle sechzehn Wochen wird ein feierliches

Examen abgehalten. Neben Gottseligkeit und Kenntnissen wurde auf Beredsamkeit und Anstand besonders gehalten; als Erholung werden außer dem (oben S. 165) angeführten Holzlagen Besuch von Handwerkern und Experimente genannt. Allmählich wurden daraus „systematische Recreationen“. In der 1705 errichteten Selecta wurden die Scholaren auf die Universität vorbereitet. — Die Lateinische Schule hatte im ganzen denselben Lehrplan wie das Pädagogium. „Latein wurde in sieben, Griechisch und Hebräisch in sechs, Theologie und Musik in vier, Arithmetik und Calligraphie in zwei, Historie, Geographie, Physik, Botanik, Anatomie und Malen in je einer Klasse gelehrt“ (Schmid, „Gesch. d. Erz.“ IV. 1. S. 249).

Wie allgemein im achtzehnten Jahrhundert war Beherrschung des Lateinischen das höchste Ziel; im Griechischen und Hebräischen gab man es bald auf. Dafür trat das Französische in den Vordergrund, denn das Ideal der höfischen Erziehung (siehe oben S. 164), welches Chr. Thomasius (1665—1728), Franckses Amtsgenosse und Mitkämpfer in Halle, eifrig verfolgt wurde, trotz des innerlichen Gegensatzes dieser beiden Männer — der eine war Pietist, der andere Nationalist — auch in den Franckschen Stiftungen erstrebt. Thomasius, der Gegner der pedantischen Scholastik, des Vorurteils und Aberglaubens, welcher zuerst deutsche Vorlesungen hielt und die erste deutsche Monatschrift herausgab, zeichnet als Bildungsideal „honnêteté, Gelehrsamkeit, beauté d'esprit, un bon goût und Galanterie.“

Er hielt in Halle ein Collegium styli, um die Studenten zur Deutlichkeit und Artigkeit der deutschen Rede zu führen. Wie er, verachtet Francke die geltende Schulgelehrsamkeit und leitet seine ausgedehnten Anstalten von demselben hohen Gesichtspunkte aus, den Gesamtzustand der christlichen Welt dadurch zu verbessern. Daher auch die mannigfachen Einrichtungen: Schulen, Seminar, Waisenhaus, Buchdruckerei, Apotheke u. s. w., womit er der schon vom Großen Kurfürsten

1667 geplanten internationalen wissenschaftlichen Zentralanstalt in Tangermünde nahe kam; daher auch der Nachdruck, den er auf die Oratorie, d. h. die deutsche Redekunst, und die Rekreationen legt; daher die Erlernung des Französischen durch einen maître und die Lektüre französischer Zeitungen. Wie merkwürdig Cavalier und Pietist auf dem Pädagogium verschmolzen war, zeigt z. B. das Tagebuch des Grafen Binzendorf, welcher abwechselnd Sechten, Pandekten, Tanzen, Reichshistorie und Gebet notiert.

Der Einfluß Franckes und seiner Freunde Freyhlinghausen, Freyer, J. Lange war bedeutend. Zahlreiche ähnliche Anstalten, wie das Pädagogium zu Halberstadt und das Friedrichskollegium in Königsberg, die Armenschule in Nürnberg, Waisenhäuser hier und da, z. B. in Berlin, traten infolgedessen ins Leben; der Realismus wurde entschieden betont, die Aufeinanderfolge der einzelnen Gegenstände und das sog. Parallelsystem der Schüler, wonach sie zugleich in verschiedenen Klassen sein konnten, durchgeführt und die Sorge für das Volksschulwesen allgemein. Aber sein Vorbild blieb auch nicht ohne nachtheilige Folgen. Vor allem trat leicht an die Stelle des religiösen Geistes die äußerliche Form, die Verpönung aller weltlichen, selbst harmlosen Freuden, die ununterbrochene Beaussichtigung der Zöglinge, die Häufung von Andachtsübungen, die mechanische Anleitung zum Gebet, die Verbannung aller Ferien — dies alles führte bald zur Heuchelei oder bei starken Naturen zu religiöser Gleichgültigkeit.

Besonders einflußreich war der Pietismus in Preußen. Verschiedene Schüler Franckes wurden mit dem Rektorat angesehener Schulen betraut, so Steinmetz im Klosterberge, J. Lange am Friedrichswerder zu Berlin, Volkmann am Joachimsthal, Bodenberg am Grauenkloster. In seiner Verordnung wegen der studierenden Jugend und Kandidaten 1718, wird von Friedrich Wilhelm I. der lebendige Glaube betont und ein theologisches Examen, das zugleich Lehramtsprüfung war, eingeführt; ebenso wird 1735 das

Schulziel und eine Aufnahmeprüfung von seiten der Dekane festgesetzt. Friedrich Wilhelm I. ist der eigentliche Begründer des preussischen Volksschulwesens, wobei er Schüler Frankreichs bevorzugte; allein in der Provinz Preußen hat er mehr als 1000 Schulen gegründet. Kein Kind sollte konfirmiert werden, das nicht lesen konnte, und 1717 führte er die allgemeine Schulpflicht ein. Katechismus, Haupt- und Kernsprüche, biblische Geschichte, Lesen, Singen, Schreiben und Rechnen waren die Fächer, deren Aneignung durch ein jährliches Examen festgestellt wurde. Sein Schulgründungsplan 1736 ordnet die Quellen, woraus die Mittel für die Schulen fließen sollen. — Friedrich der Große führte das Werk seines frommen Vaters, sobald der Friede es ihm erlaubte, fort. Julius Hecker, Konsistorialrat an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin (1707—68) entwarf das General-Landschulreglement, damit dadurch, „der so höchst schädlichen und dem Christentum unanständigen Unwissenheit vorgebeugt und geschicktere und bessere Unterthanen erzogen werden könnten“.

Zunächst wird die Schulpflicht für die Kinder vom 5. bis 12., bez. 14. Jahre ausgesprochen. Die Winterschulen sollen von 8—11 und, abgesehen vom Mittwoch und Sonnabend, von 1—4 gehalten werden; die Sommerschulen nur vor- oder nachmittags 3 Stunden. Sonntags findet eine Art von Fortbildungsschule im Lesen und Schreiben statt. Bestimmte zahlen Schulgeld, für arme Kinder wird das Geld von der Kirchentasse und von einer Michaeliskollekte, „nach der Schulpredigt“ aufgebracht. Untaugliche und unwürdige Lehrer sollen nicht geduldet, keiner ohne Prüfung und Probe angestellt werden. In der Mark nur solche, die aus dem Heckerschen Seminar hervorgegangen sind. Winkelschulen sind verboten. Der Lehrer soll mit frommem Sinne und sorgfältig Schule halten und bei der Züchtigung alle Heftigkeit und übermäßige Strenge meiden; der Prediger des Orts hat die Schule zu beaufsichtigen, der Superintendent sie jährlich zu inspizieren.

Gleichzeitig (1765) erhielten die katholischen Schulen Schlesiens auch ein Generalschulreglement, welches vom Abt Ignaz von Felbiger herrührt. Nachdem er Hefers und Hähns Methode kennen gelernt, schärfte er den Schulmeistern besonders ein, den Verstand mehr als das Gedächtnis der Schüler zu üben; er empfiehlt die katholische Methode, das Tabellarisiren, d. h. die Andeutung eines Gedankenganges durch eine Tabelle und die Einprägung derselben durch die sogenannte Saganische Buchstabenmethode. Diese erzeugte aber bald einen toten Mechanismus.

So gut gemeint diese preussischen Reglements auch waren, so wirkten sie doch zunächst nur wenig, theils wegen der ganzen ungünstigen Lage des Landes, theils wegen der Stellung des großen Königs selbst. Er war nicht nur ein Fremdling im deutschen Geistesleben, der französisch sprach und schrieb und dachte und noch 1780 die deutsche Litteratur verachtete, obgleich schon Klopstock, Lessing, Herder und Goethe aufgetreten waren, sondern er that auch für die Hebung des Schulwesens unmittelbar wenig. Von Universitäten und Gymnasien hatte er eine sehr geringe Meinung; den Professoren dort und hier wirft er Pedanterie, Eigennutz und Faulheit vor. (Paulsen, a. a. O. II, 71.) Aber auch die Volksbildung schätzte er gering. So schreibt er 1779 an v. Zedlitz: „Auf dem platten Lande ist es genug, wenn sie ein bißchen Lesen und Schreiben lernen; wissen sie aber zu viel, so laufen sie in die Städte und wollen Sekretärs und so was werden.“ — Mittelbar aber hat Friedrich II. durch seinen Einfluß auf die Denkweise seiner Zeit, durch seine Liebe zur Aufklärung und seine Bekämpfung alles pfläffischen Wesens viel gethan.

Dazu kommt, daß durch ihn die neue Schöpfung Hefers, die Berliner Realschule, lebhaft begünstigt wurde. Denn er war keineswegs ein Freund des gelehrten Humanismus. Wie er selbst ein guter Kenner des Altertums geworden war dadurch, daß er sich die Griechen und Römer in französischen Uebersetzungen fleißig vorlesen ließ, so drang er oft

darauf, daß man den Schülern die Alten durch gute deutsche Uebersetzungen zuführe, um dadurch ihren Geschmack, ihren deutschen Stil und indirekt die deutsche Litteratur zu fördern. Nun hatte schon der Prediger Christoph Semler 1708 in Halle einen Versuch mit einer „mathematischen und mechanischen Realschule“ gemacht, in welcher die Jugend an eine wahre Realität gewöhnt werden sollte. Als ein Schüler des Mathematikers Weigel, wollte er keine leeren Spekulationen und Subtilitäten, sondern die Dinge selbst durch Anschauung lehren, damit den Schülern Verstand und Sinne mehr geöffnet würden. Aber dieser Versuch hatte keinen Fortgang; erst J. J. Hecker eröffnete 1747 die erste „ökonomisch-mathematische Realschule“, welche im folgenden Jahre den Namen einer königlich anerkannten empfing. Außer Religion, Latein und Französisch wurde Geographie und Geschichte, Naturlehre, Zeichnen, Geometrie, Mechanik, Architektur, Manufaktur, Landwirtschaft und allerlei praktische Zweige, wie Seidenzucht, Kenntniß von Handwerken und dergl. gelehrt. Eine große Sammlung von Realien diente der Anschauung: Modelle von Instrumenten und Werkzeugen, bildliche Darstellungen aller Art, Sammlung von Lederproben, Kaufmannswaren, Heilmitteln u. s. w. Eine Buchhandlung, ein botanischer Garten und eine Maulbeerplantage dienten ihr. Für die Lateinschüler wurde ein Pädagogium begründet und 1753 das furmärkische Landesschullehrerseminar. Das Werk fand solchen Beifall, daß 1762 Hecker 1095 Schüler hatte.

Diese Heckersche Realschule, welche in unserm Jahrhundert zur Realschule I. Ordnung, zum königl. Realgymnasium und 1897 bei ihrem 150jährigen Jubiläum zum Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium erhoben wurde, ist das Muster aller realistischen Anstalten. Schon bald nach ihrer Gründung entstanden ähnliche Schulen in Braunschweig 1754, Helmstedt 1755, Wittenberg, Züllichau, Breslau und Erlangen.

In bemerkenswerter Weise hat sich ein Privatmann, Fr. Eberh. v. Rochow, auf Neßahn bei Brandenburg,

um die Hebung der Volksschule bemüht. Durch die Trägheit und Unwissenheit, welche seine Bauern 1772 bei einer Teuerung und Epidemie bekundeten, kam er auf den Gedanken, das Volk von seinen Vorurtheilen zu befreien, indem er die Mäus zu werden hoffte, welche den im Netz verstrickten Löwen befreite. Er verfaßte ein Schulbuch für Kinder der Landleute 1772, in dessen Vorrede er sich gegen den Einwurf, daß es für den Staat schädlich sei, wenn der Bauer klug werde, verwahrt. „Klug und verständig werden, heißt bei mir nicht arglistig, trenlos, rebellisch, neuerungssüchtig, seines Berufes überdrüssig werden, sondern ich nenne nur den klug, der die Pflichten seines Standes kennt, die Vortheile desselben zu nutzen weiß und sich in ihm so verhält, daß er ihm kein Hinderniß zur Vollkommenheit wird.“ Als Leitsätze stellt er auf 1. mit Handwerkern und Bedienten darf keine Schule mehr besetzt werden; 2. die Lehrer müssen auskömmliches Gehalt bekommen, der Unterricht unentgeltlich sein; 3. jede Schule muß wenigstens 2 Klassen haben, die Schulzeit höchstens 6 Stunden täglich dauern; 4. die Schulgebäude müssen Vorzüge vor den übrigen haben, d. h. hell und mit Bildern und Modellen verziert sein; 5. alles, was gelernt wird, muß verstanden sein. (Schumann, Gesch. d. Päd. 8. Aufl. 332). In 16 interessanten volkstümlichen Vorträgen belehrt er dann die Schulmeister über einige methodische Hauptfragen. Im Jahre 1776 gab v. Hochow ein Lesebuch für Landschulen heraus, welches er erst Bauernfreund, dann „Kindersfreund“ betitelte. Er will dadurch Uebungen der Aufmerksamkeit, Sprechübungen und Vorbereitungen zur christlichen Tugend geben. Es enthält Gedichte, moralische Erzählungen, Bilder aus dem Landleben und einige Stücke „weltkundlichen Inhalts“ (Gewitter, Brennglas, Magnet u. dergl.). Der Ton ist moralisierend und verständig. In seinen Bestrebungen wurde er durch H. J. Bruns eifrig unterstützt, welcher besonders das Katechisiren, das die beiden Menschenfreunde erst miteinander geübt hatten, systematisch durchführte. Mit Recht

preist Wilberg, ein Freund Dießterwegs, den Hochow wegen seiner Freundlichkeit und Kindesliebe; er war ein kenntnisreicher, musterhafter Lehrer, ein Lehrer des Volks in hohem Sinne. Seine Gattin unterstützte ihn in seinen edlen Bestrebungen, indem sie die Dorfmadchen im Stricken und Nähen unterrichten ließ.

23. John Locke und J. J. Rousseau.

Als Vater des Realismus gilt bekanntlich Francis Bacon. Er hat nicht nur die Autorität der Scholastik und die sonstigen Vorurteile der Menschheit eifrig bekämpft, sondern auch gefordert, daß die Naturerkenntnis der einzige Gegenstand der Wissenschaft sei und diese der Wohlfahrt der Menschheit diene. „Wissen ist Macht“, dieses sein Wort wurde die Parole des 17. und 18. Jahrhunderts. Die Herrschaft des Menschen über das Universum auszudehnen, der Natur zu gebieten, indem man ihren Gesetzen gehorcht, und das Erfinden zu einer systematischen Wissenschaft zu machen, ist das Ziel dieses idealen Utilitarians. Er empfiehlt die Methode der Induktion und fordert das Experiment als letztes Kriterium der Wahrheit. Den Aristoteles schätzt er natürlich gering, denn in ihm sieht er den falschen Diktator und Tyrannen der Schulen, die lähmende und verwirrende Autorität der Ueberlieferungen. Und wenn auch Bacon selbst eine nur mangelhafte Kenntnis der Natur und besonders der Mathematik besaß, wenn er auch vielfach von Phantasien bestimmt wird und ihm die Fähigkeit für exakte Forschung fast abgeht, so verdient er doch mit Macaulay den großen Geistern zugerechnet zu werden, „welche die Geister bewegen, durch die die Welt bewegt wird“.

Für die Pädagogik aber ist er nicht nur wichtig als ein Bahnbrecher des Realismus, welcher, wie Leibniz sagt, die Philosophie aus den lustigen Regionen auf diese unsere Erde zurückgeführt hat, sondern auch dadurch, daß er im Gegensatz zur bisherigen Bücherweisheit die Errichtung von

Akademien fordert, welche die Natur systematisch erforschen. Durch ihn ist, wie oben (S. 161) gesagt, Comenius beeinflusst worden, in seinen Bahnen wandelt auch John Locke.

Als Sohn eines Rechtsgelehrten 1632 zu Wrington geboren, erlebte er die gewaltigen Veränderungen in Staat und Kirche, welche im 17. Jahrhundert England erschütterten. In strenger Zucht aufgewachsen, studierte er zu Oxford, wo er den Schulzwang und die mechanische Methode verabscheuen lernte, Theologie, Philosophie und Medizin. Als Sekretär des englischen Gesandten in Cleve wurde er mit dem deutschen Wesen bekannt. Im Jahre 1667 nahm ihn der Earl von Shaftesbury in sein Haus auf und übertrug ihm die Erziehung seines Sohnes; später wurde er sein Sekretär, ging, bei dessen Sturze, auf drei Jahre nach Frankreich und folgte ihm, als jener ins Ausland floh, in die Verbannung. In Holland schrieb er sein Hauptwerk „Versuch über den menschlichen Verstand“. Hierin bekämpft er die angeborenen Ideen. Die Seele sei bei unserer Geburt ein weißes Blatt (tabula rasa) und schöpfe alle Erkenntnis aus der Erfahrung. Durch Sensation und Reflexion, d. h. Selbstempfindung und Selbstbeobachtung gewinne sie alle einfachen und zusammengesetzten Ideen. Von ihrer eigenen Existenz wisse sie durch Intuition (NB. ein Widerspruch gegen seinen Fundamentalsatz!), von der Existenz der Dinge durch die Sinne, von Gottes Dasein durch Demonstration. Durch die glorreiche Revolution wurde ihm die Rückkehr ermöglicht, doch schlug er einträgliche Aemter, die man ihm anbot, aus. Trotz zunehmender Kränklichkeit schrieb er noch eine Reihe bedeutender, praktischer Schriften, darunter auch 1693 seine „Gedanken über Erziehung“. Er starb 1704. Mit Recht behauptete sein Freund Sydenham, daß sich unter den Lebenden niemand finden werde von größerer Schärfe und Genauigkeit des Geistes oder von erprobterem, vorzüglicherem Charakter.

Sein pädagogisches Werk handelt zuerst von der Gesundheitspflege, dann von der sittlichen Bildung, endlich von

der geistigen. Sein Motto ist Juvenals Wort: „Ein gesunder Geist im gesunden Körper“ (vergl. oben Comenius S. 161). Er warnt vor Verweichlichung in Kleidung und Lebensweise, empfiehlt frühes Aufstehen, kaltes Wasser, frische Luft und körperliche Bewegung. — Das Ziel der sittlichen Bildung ist die Selbstbeherrschung; in der Jugend muß die Strenge walten, doch allmählich nachlassen. Jedoch dürfen Gehorsam und Ehrfurcht auf seiten des Zöglings nie fehlen; Schläge sind nur im äußersten Notfall anzuwenden, ebenso Belohnung; vor allem gilt es, das Ehrgefühl im Kinde zu wecken und zu pflegen. Besser ist es, Strafen vorzubeugen durch Gewöhnung und Konsequenz. Locke rät, die Eigenart des Zöglings, welche im Grunde unabänderlich sei (NB. wieder ein Widerspruch gegen seine Grundanschauung!), zu achten. Die häusliche Erziehung scheint ihm fruchtbarer als die öffentliche. Anstatt des üblichen Scheltens empfiehlt er vernünftiges Zureden, wodurch das Kind durch Gründe von der Notwendigkeit eines Befehls überzeugt werde. Trefflich hebt er dann eine Reihe von fehlerhaften Neigungen der Kinder hervor, wie Eigensinn, Streitsucht, Begehrlichkeit, Grausamkeit und Lügen, und giebt Winke zu ihrer Bekämpfung. — Bei der geistigen Bildung verwirft er allen Zwang. „Die Lehrer sollten sich nicht zu Vogelscheuchen machen“, vielmehr sollen sie durch Darlegung des Nutzens zum Lernen reizen. Die Wichtigkeit des Spieles für die Entfaltung der Kindesseele hebt Locke hervor. Er betont auch die gute Lebensart. Auf die Kenntnisse legt er kein großes Gewicht, ebenso auf die Durchlesung der ganzen Bibel, statt deren ein biblisches Lesebuch ihm nützlicher erscheint. Anschaulichkeit beim Unterricht schärft er ein; zuerst sollte man Französisch, dann Lateinisch lernen, aber nicht durch Grammatik, sondern durch Sprechen, am besten durch die Interlinearmethode, die erst in unserem Jahrhundert durch Hamilton und Jackotat durchgeführt ist. Schon Locke bekämpft die lateinischen Aufsätze und Verse, ja sogar Poesie und Musik,

deren hohe Bedeutung er entschieden unterschätzt. Dagegen empfiehlt er die Pflege der Muttersprache, Geographie, Rechnen, Astronomie und Geometrie; die Geschichte wird am besten an der Hand lateinischer Klassiker gelernt. Daran reiht sich das Studium der Gesetzgebung. Da er für einen jungen Edelmann schreibt, empfiehlt er Tanzen, Reiten und Fechten, doch auch Handarbeit als Erholung, z. B. Gartenbau, Drechseln, Gravieren; für besonders wichtig hält er das Reisen.

So sehen wir, daß Locke, beeinflusst von Montaigne, Bacon und Comenius, zwar kein pädagogisches System, aber doch viele fruchtbare Gedanken giebt, welche nicht nur auf Rousseau, sondern auch auf deutsche Pädagogen, wie Basedow und andere, Einfluß geübt haben.

Verwandt mit Locke ist Jean Jacques Rousseau, dessen Charakter die widersprechendste Beurteilung gefunden hat. Geboren zu Genf 1712 von protestantischen Eltern, las er in seiner Jugend viele Romane mit seinem Vater; seine Mutter war bald nach seiner Geburt gestorben, was er mit Recht als sein erstes Unglück bezeichnet. Als sich bald darauf sein Vater wieder verheiratete und Genf verließ, nahm sich der Pfarrer in Vosses seiner an, und, nachdem er eine Zeitlang bei einem Graveur gelernt hatte, dem er entfloh, wies ihn ein anderer Pfarrer an Frau v. Warrens, welche leider aus seiner „geliebten Mama“ seine Geliebte wurde. Ihr zu Liebe ward er katholisch. Er studierte nun eifrig französische Philosophen, besonders die Encyclopädie. Nun folgte ein Leben reich an Abenteuern und Enttäuschungen, denn er war der Reihe nach Bedienter, Klavierlehrer, Hofmeister und Notenabschreiber. Seine Ehe mit Theresie Le Vasseur, einem ungebildeten Schenkmädchen, war unglücklich. Seine 5 Kinder schickte er ins Findelhaus. Erst dadurch, daß er die Preisaufgabe der Akademie zu Dijon, „ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Reinigung der Sitten beigetragen habe“, gewann, indem er mit einem entschiedenem Nein antwortete, erhob er sich

über seine elende Lage. Zwar wurde ihm 1754 von derselben Akademie der Preis nicht zuerkannt, als er die Kultur als die Ursache der Ungleichheit unter den Menschen bezeichnete; aber er war doch mit einem Schlage berühmt und wurde in Genf, wo er zum Protestantismus zurücktrat, mit Ehren aufgenommen. Nachdem er sein einflußreiches Buch „Contrat social“ geschrieben und durch seinen Roman „Die neue Heloise“ 1760 einer schwärmerischen Liebe ein Denkmal gesetzt hatte, verfaßte er sein pädagogisches Meisterwerk „Emil“, welches ein solches Aufsehen erregte, daß er aus Paris fliehen mußte. Es wurde durch den Henker verbrannt und der Verfasser zum Gefängnis verurteilt. Auch die Schweiz wies ihn aus. Da bot ihm Friedrich der Große ein Asyl in Neuenburg an, von wo er jedoch auch bald wieder weichen mußte. Er folgte nun einer Einladung des englischen Philosophen Hume, aber der Verfolgungswahn, dem er allmählich verfiel, trieb ihn schon nach einem Jahre wieder nach Frankreich. Er gewann nun zwar durch Vorlesung seiner „Bekenntnisse“ neue Freunde, zog sich aber mehr und mehr von der Welt zurück, bis er 1778 zu Ermenonville durch einen Schlagfluß starb. Auf seinen Leichenstein schrieb man: „Hier ruht der Mensch der Natur und der Wahrheit“.

Rousseau selbst war ein schlechter Lehrer. Sein Charakter, der, wie er selbst sagt, weibisch und zugleich unbezähmbar war, machte ihn wenig dafür geeignet. „Mein sanftes Naturell würde mich für diesen Beruf geschikt gemacht haben, hätte nicht mein Zähzorn dazwischen gedonnert“. Als Erzieher verwandte er besonders drei Mittel: Rühren, Raisonnieren und Zorn. Er durchschaute zwar die Fehler seiner Zöglinge, verstand sie aber nicht zu beseitigen.

Besser als seine Praxis ist die Theorie, welche er in dem Erziehungsroman „Emil“ vorträgt. In schwungvoller Sprache erzählt er die Entwicklung seines Musterknaben vom Säuglings- bis zum Jünglingsalter, pädagogische Regeln und philosophische Betrachtungen einflachtend; der letzte Teil beschreibt die Erziehung Sophiens, der für Emil bestimmten Gattin.

Die erste Erziehung des Kindes hat die Mutter zu leiten, die es selbst nähren muß, denn das ist die Forderung der Natur. Aller Zwang ist von dem Kinde fern zu halten, daher gebe man ihm weite Windeln und eine geräumige Wiege. Seine Bedürfnisse befriedige man, ohne es zu verzärteln und seinen Launen nachzugeben. Von Anfang an vermeide man allen Luxus, besonders im Spielzeug. — Als Grundlage der sittlichen Bildung stellt Rousseau die Abhängigkeit von den Dingen auf. Man erziehe den Kindern nicht künstlich Bedürfnisse an, noch gewähre man ihnen jeden Wunsch. Auch die Strafen seien nur physische Hindernisse, die aus ihren Handlungen selbst hervorgehen. Die Erfahrung und seine Ohnmacht müssen die Stelle des Gesetzes vertreten. Die Wörter „gehorschen“ und „befehlen“ sind aus dem Wörterbuche des Kindes zu streichen.

Als unumstößlichen Grundsatz verkündigt Rousseau: „Alles ist gut, wie es aus den Händen des Urhebers aller Dinge hervorgeht; alles entartet unter den Händen der Menschen“. Daher soll die Erziehung zunächst nur negativ sein, d. h. Fehler verhüten, nicht verbieten. Nicht menschliches Ansehen, sondern die Notwendigkeit der Dinge halte den Zögling davon zurück. „Dem Kinde zeigt Stärke, den Männern Gründe!“ Man gestatte mit Vergnügen und schlage mit Widerwillen ab, doch sei dann die Weigerung unwiderruflich. In den meisten Fehlern der Kinder, besonders dem Lügen, sind die Erzieher schuld.

Der Anfang des Unterrichts beschränke sich auf die Muttersprache und auf Realkenntnisse, die es durch die Sinne selbständig gewinnt. Das Gedächtnis mit Worten und den Verstand mit Begriffen zu martern ist thöricht; Lesen eine unselige Beschäftigung für Kinder. Emil wird vor seinem zwölften Jahre nicht erfahren, was ein Buch ist, aber er wird wohl schon im zehnten lesen können. Viel wichtiger ist die Entwicklung der Sinne. Das Alter von 12—15 Jahren hält Rousseau am geeignetsten zum Unterricht. Jetzt müssen die sinnlichen Eindrücke zu Begriffen umgewandelt werden;

aber wieder nicht durch Bücher, sondern durch den Umgang mit der Welt. Nicht weil der Lehrer es ihm gesagt, weiß er etwas, sondern weil er es selbst gefunden hat. Er lernt nicht die Wissenschaft, sondern er erfindet sie. So lernt er Astronomie und Geographie, letztere von der Heimatskunde ausgehend. Er gewöhne sich an die Hauptfrage bei allem Wissen: Wozu nützt es? Lange Erklärungen sind Wortgeschwätz. Ebenso verwerflich ist es, den Schüler dadurch anzustacheln, daß man Ehrgeiz, Eitelkeit und Eifersucht in ihm weckt. Robinson Crusoe wird seine ganze Bibliothek ausmachen, dagegen wird er ein nützliches Handwerk lernen.

Vom 15. bis zum 20. Lebensjahre, wo er sich zur Reife entwickelt und sich die Selbstliebe stärker geltend macht, lernt er die Ungleichheit der Menschen kennen. Jetzt ist es Zeit, ihm die Geschichte mitzuteilen, aber wieder nur die Thatfachen, nicht Urteile. Diese bildet er sich selbst. So gehorcht er keiner Autorität als seiner eigenen Vernunft. Nun gilt es auch, ihn mit der Religion bekannt zu machen, jedoch mit keiner bestimmten, sondern ihn zu befähigen, daß er die richtige wähle, zu welcher ihn seine Vernunft führen muß. Diese hat nur zwei Glaubenssätze: 1. Mein Wille bewegt meinen Körper. 2. Der erste Beweger der Welt ist Gott. Doch kann man im Grunde nichts von ihm wissen, sondern ihn nur aus dem Buche der Natur anbeten. Die Vergeltung, welche die Vernunft für Gutes und Böses fordert, begründet die Unsterblichkeit der Seele. Nun lernt er auch die Welt und die Menschen kennen und bildet seinen Geschmack durch Lektüre, besonders der Alten, und durch Theaterbesuch.

Im letzten Buche des „Emil“ führt der Hofmeister seinem Zögling in Sophie, einem nicht schönen, nicht gebildeten, aber fleißigen, sauberen und gottesfürchtigen Mädchen, die Gattin zu. Aber die Ehe ist nicht glücklich: Die Eheleute werden durch das Stadtleben verdorben, Sophie wird dem Emil untren, und dieser gerät in Sklaverei. —

Die Wirkung dieses Buches war ungeheuer. Seine Bekämpfung der Unnatur in Pflge, Zucht und Unterricht,

seine Forderung, die Natur des Zögling zu studieren, an Stelle des hohlen Wortwissens anschauliche Realkenntnis zu setzen, die Sinne und das Selbstdenken zu entwickeln und sich liebevoll zu den Kindern herabzulassen — das alles sind Wahrheiten von dauernder Fruchtbarkeit. „Er zerknickte die Ruten für Kinder und Völker“, sagt Campe, und Goethe sah im „Emil“ das Naturevangelium der Erziehung, während Pestalozzi ihn als ein unpraktisches Traumbuch betrachtete. Wir können ihm darin nicht Unrecht geben, wenn wir bedenken, daß Rousseau die menschliche Natur vollständig verkennet; die Menschen sind weder von Natur gleich noch ohne Fehler. Ferner überieht er, daß die Kultur, die er so verabscheut, auch etwas natürlich Gewordenes ist; daß es ganz unmöglich ist, ein Kind so isoliert zu erziehen; daß die Erziehung niemals nur negativ sein kann, und daß die Verschiebung der moralisch-religiösen Aufklärung nachteilig wirken muß. Tadelnswert ist auch die Verwerfung aller Autorität, die Geringschätzung des Familienlebens und die Betonung des Nützlichkeitsprinzips.

Nurz sei hier noch der geistvolle und milde Bischof Fénelon (1651—1715) erwähnt, welcher in seinem berühmten Buche „Abenteuer des Telemach“ ein Muster für die Prinzenenerziehung gegeben hat. Derselbe schrieb auch 1681 über die Erziehung der Töchter, worin er manchen, dem weiblichen Geschlechte abgelauchten Wink giebt. Weil die Mädchen das schwächere Geschlecht sind, bedürfen sie desto mehr der Stärkung. Die Erziehung hat von der zarten Kindheit anzufangen, doch muß der Unterricht zuerst mit Spiel vermischt sein. Vor allem muß man danach streben, daß einen der Zögling liebt, und daß ihm das Lernen angenehm ist. Gedächtnisübung ist weniger wichtig als Verständnis. Besonders behüte man die Mädchen vor Eitelkeit, Sentimentalität, Gedankenlosigkeit und Blererei. Man lehre sie alles, was sie zu tüchtigen Hausfrauen und zur Erziehung der Kinder gebrauchen. (Schmid IV, 1, 500—602; W. Wefitich, Rousseaus Päd., Spz. 1874.)

24. Der Philanthropinismus.

Das 18. Jahrhundert, welches mehr als irgend ein anderes von pädagogischen Interessen bewegt war, zeigt auch manche Reformen auf dem Gebiete des Erziehungswezens, welche die in den vorigen Paragraphen geschilderten Anregungen in phantastischer Weise praktisch verwendeten. Durch Leibniz, Thomasius, Wolff und ihre Schüler war die Aufklärung als das Mittel, den gesunden Menschenverstand zu bilden und dadurch die Welt glücklicher zu machen, in Aufnahme gekommen. Dieser menschenfreundliche Zug der Zeit beherrscht auch die Erziehung; an Stelle der alten strengen Disziplin soll die milde Zucht und an Stelle harter Arbeit mühelose Aneignung treten.

Die Männer, welche diese Methode empfahlen und übten, nannten sich Philantropen. Wie die realistischen Reformen verwerfen sie die übermäßige Betonung des Lateinischen und des Katechismus; wie sie, fordern sie die Selbständigkeit der Schule. Ebenso betrachten sie die Erziehung als die Entwicklung der Anlagen von innen heraus und stellen die Bildung des Verstandes und des Geschmacks als ihr Ziel auf. Wie jene, behaupten sie, daß die Sprachen nur Mittel seien zur Beherrschung der Sachen. Ihr Wahlspruch ist auch: „Nicht für alle Latein und nicht nur Latein!“ Während aber ihre zeitgenössischen Neuhumanisten, wie Gesner, Heyne und Ernesti, das Altertum wegen seiner Schönheit und Größe priesen, stehen die Philanthropinisten in der Gegenwart; als Aufklärer glauben sie ihre Zeit auch ohne die Antike bilden zu können.

Joh. Bernhard Basedow, der Sohn eines Perrückenmachers in Hamburg, wurde 1724 geboren und hatte, wie Rousseau, eine liebeleere Jugend. Er entließ seinen Eltern, diente eine Zeitlang einem Landarzte, besuchte aber dann das Gymnasium seiner Heimat, auf welchem er durch Reimaruz, Lessings Freund, manche Anregung gewann. Auf sich selbst angewiesen, gab er Unterricht, vergeudete aber,

was er verdiente. Nachdem er zwei Jahre in Leipzig Theologie und Philosophie studiert hatte, wurde er Informator bei einem Herrn von Quaalen in Holstein, dessen Knaben er vor allem aufzuklären sich bemühte und durch Sprechen binnen kurzem zur Beherrschung des Lateinischen brachte. Der Knabe war am Ende des zehnten Jahres „ein wohlgeübter Gymnasiast“, er machte im Lateinischen nicht mehr Sprachfehler als ein unstudierter, aber geübter Leser in seiner Muttersprache. In seiner Abhandlung, auf Grund deren er 1750 in Kiel Magister wurde, pries er seine Methode als eine natürliche und leichtere, durch welche man Zeit für die Mitteilung von Realien gewinne; er verweist dabei auf Locke, Morhof und Gesner als seine Quellen. Energisch dringt er auf die Beschäftigung mit Geographie und Geschichte, wobei besonders das Urtheil geübt werden solle, empfiehlt die Lektüre der Bibel, ehe man zum Katechismus schreite, fordert eine Muster Sammlung deutscher Gedichte und Stilübungen und rät, neben Calligraphie, Rechnen und Französisch auch Gymnastik und Reisen. Basedow ist also Realist, Sacherkenntnis stellt er höher als die unverstandenen Wörter; er lehrt Worte nur unter Vorzeigung der Sachen, und indem er für die verschiedenen Disziplinen handliche Lehrbücher fordert, kommt er von selbst auf seine Schulbibliothek und sein Elementarwerk.

Auf Klopstocks Empfehlung als Professor nach Soroe berufen (1753), gab er seine „Praktische Philosophie für alle Stände“ heraus, in welcher er auch von der Erziehung handelt. Ihr Zweck ist, die Kinder sollen glückselige und gemeinnützige Menschen werden. Da sie dies nur durch Tugend werden können, müssen sie sie kennen lernen; dazu genügt nicht das bürgerliche Gesetz und die Religion, sondern die Philosophie, d. h. eine Sammlung von überzeugenden Wahrheiten und wahrscheinlichen Vermutungen; er bespricht dann einzelne Tugenden, hebt hervor, daß die Kinder beliebte Menschen und früh klug werden sollen, und dringt daher auf Sach- und Verstandesübungen. — Han-

delte dieses Buch mehr von der häuslichen Erziehung, so wandte er sich mit seiner 1763 erschienenen „Philalethie“ der Reform der öffentlichen Schulen zu. Besonders legt er hier Nachdruck auf die Schulbibliothek, die er auch sogleich mit einem Lehrbuch der Religion in Angriff nahm (1764). Er stellt hier 14 Lehrstufen auf, von denen zehn auf die logischen Vorkenntnisse und die natürliche Religion und vier auf die christliche kommen, die freilich verwässert genug vorgetragen wird. Da er nun auch manche Dogmen angriff und einen Auszug anstatt der ganzen Bibel für Kinder empfahl, so wurde er von mehreren Pastoren, darunter Göze, Lessings Gegner, heftig angegriffen. Aber er antwortete in gleichem Tone. Wider Erwarten wurde er nur seiner amtlichen Pflichten (1768) enthoben, aber ihm sein Gehalt belassen. Im demselben Jahre erließ er seine „Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer“, um Geldmittel zur Ausführung seiner Schulbibliothek zu gewinnen. Mit lebhaften Farben schildert er den Verfall der Schulen und fordert ein Staatskollegium zur Abstellung der Hindernisse öffentlicher Glückseligkeit. Zugleich entwirft er einen Lehrplan für die bürgerliche Schule und das Gymnasium und beschreibt zum Schluß sein „Elementarbuch“. Der Erfolg seiner „Vorstellung“, welche er mit dringenden Bitten an reiche Leute, Fürsten, Staatsmänner, Gelehrte, Akademien und Freimaurerlogen schickte, brachte ihm etwa 45 000 Mark ein, und nun machte er sich eifrig an die Ausarbeitung seines Elementarbuches. Als Einleitung dazu erschien 1770 das „Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker“ und die drei ersten Stücke zum Elementarbuch für die Jugend. Wiederum schließt er sich besonders an Locke und Gesner an, bisweilen auch an Rousseau. Bedeutende Zeitgenossen, wie Isaac Iselin und Lavater, traten eifrig für ihn ein, während andere, wie Schlözer, ihn heftig angriffen. Die vier Bände des Elementarwerkes (so nannte er 1774 Methodenbuch und Elementarbuch zusammen), enthalten in

deutscher, lateinischer und französischer Sprache eine Art Orbis pictus mit 100 Kupfern, also Begriffe, Sachen und Sprachen in enger Vereinigung, und zwar erstens: eine pädagogische Einleitung, welche manches Praktische bietet, die Seelenlehre und Logik. Zweitens: die Religions- und Sittenlehre, die Beschäftigungen und Stände der Menschen. Drittens: Geschichte, Geographie, Naturkunde, und viertens: Grammatik und Wohlredenheit (vergl. A. A. Schmid, Gesch. d. Erz. IV, 2, S. 129—184).

Fürst Leopold Franz v. Döblich gab Basedom 36000 Mark, große Gebäude und Gärten in seiner Hauptstadt, um eine Anstalt nach seinen Ideen einzurichten. Er nannte sie Philanthropin (d. h. menschenfreundliche Anstalt), sowohl wegen des Glückes, das die Kinder darin finden sollten, als auch wegen des spielenden Lernens, als auch wegen der allgemeinen Religion, der milderen Zucht und Körperpflege. Es sollten darin „Reiche für Geld zu Menschen gebildet, Arme für wenig Geld unter dem Namen Famulanten zu Schullehrern erzogen werden“. Am 7. Oktober 1774 wurde die Anstalt mit 9 Pensionisten und 6 Famulanten unter den Lehrern Wolke, Simon und Schweighäuser eröffnet. — Zur Charakteristik des Geistes hören wir einige Gesetze. Die Zöglinge waren uniformiert, bekamen mittags zwei Gerichte, abends eins; jede Woche hatte zwei Meritentage, zwei Reichtums- und zwei Standestage; die Meriten bestehen in Punkten für gute Leistungen. Jeder Monat hatte einen Kasualtag, an welchem die Pensionisten durch Fasten, trockne Kost und Schlafen in kalten Stuben oder unter freiem Himmel auf die Wechselfälle des Lebens vorbereitet wurden. Nur bis zum zwölften Jahre wird blinder Gehorsam gefordert; während die mechanischen Arbeiten unter Strafen stehen, sucht man die geistigen durch Erleichterung, schrittmäßiges Fortschreiten, Beispiel, Ueberredung und Belehrung zu erhalten. Von den 17 Tagesstunden sind sechs dem Essen, Anzug und Vergnügen gewidmet, eine der Ordnung, fünf den Studien, drei der Bewegung und Musik, zwei der

Handarbeit. Die gewöhnlichen Strafen sind Verminderung der Meritenpunkte, Verwandlung einer Studienstunde in Handarbeit und Langeweile in einem leeren Zimmer. Die Freundschaft zwischen den Zöglingen wird gewünscht, Angeberei verboten, die Gezehe werden von Zeit zu Zeit feierlich vorgelesen und förmliche Gerichtstage gehalten (vergl. o. S. 137 bei Sturm). Memoriert wird wenig oder nichts; nur beim Schreiben, Zeichnen und Lesen sitzen die Schüler, in allen anderen Stunden können sie sich frei bewegen; Geographie z. B. wird an zwei großen im Felde aufgeworfenen Halbkugeln aus Erde geübt.

Schon nach $1\frac{1}{2}$ Jahren lud Bajedom durch einen markt-schreierischen Aufruf seiner Gönner zu einem Examen ein. Vor etwa 100 Menschenfreunden und Kennern des Schulwesens, darunter Campe, v. Rochow, Resewitz, Nicolai, Teller und anderen, fand diese „Untersuchung“ am 13. Mai 1776 statt. Wolke ließ die Kinder nach lateinischen Kommandos exerzieren, Versteck spielen und Tierstimmen nachahmen; erklärte an einem Gemälde die Geburt des Kindes, ließ sie rechnen, wobei sich die kleine Emilie Bajedom sehr hervorthat, dann folgte französische Konversation, Geschichte und Geometrie, zum Schluß wurde ein französisches und deutsches Lustspiel aufgeführt. — Die Aufnahme des Berichts war eine überwiegend günstige, aber Schummel schrieb gegen Bajedom die Satire „Spitzbart, eine tragi-komische Geschichte für unser pädagogisches Jahrhundert“. Bajedom, welcher zu unruhigen Geistes war, trat schon 1776 von dem Kuratorium zurück, welches Campe übernahm. Jener begab sich 1778, wo Salzmann in die Anstalt eintrat, verbittert nach Leipzig, Halle und Magdeburg, wo er eine Anweisung zum Lesenlernen schrieb und den seltsamen Vorschlag machte, Buchstabenbäckereien einzurichten. Nach seiner Methode in mehreren Elementarschulen beschäftigt, starb er plötzlich am 25. Juli 1790. Seine letzten Worte waren: „Ich will jezirt sein zum Besten meiner Mitmenschen!“

Als Charakter war dieser „geistige Verleger und Uebersetzer Rousseaus“, wie Jean Paul ihn nennt, wenig erfreulich. Ohne Haltung und Würde, Konsequenz und Selbstbeherrschung, dagegen voll Selbstgefühl und Thatkraft, überschätzte er seine Methode und war mehr geeignet zu zerstören als aufzubauen. Sein marktschreierisches, unruhiges Wesen, seine Eifersüchtelei gegenüber seinen Mitarbeitern, sein Mangel an Gemüt und seine Streitsucht erinnern an Rastke. — Was seine Grundsätze betrifft, so stellt er mit Rousseau die Betonung der körperlichen Erziehung, die natürliche Religion, die Bekämpfung jedes Zwanges und des einseitigen Humanismus. Abweichend aber von ihm setzt er den Unterricht nicht zurück, sondern sucht ein besseres Verfahren; jener vernachlässigt die geistige Ausbildung, dieser beginnt zu früh damit, jener beschränkt die Zahl der Unterrichtsgegenstände, dieser vermehrt sie. — Wie die Pietisten bevorzugt Bajedow das Nützliche und daher die Realien, weicht aber durch seinen Deismus, sowie sein anmaßendes Wesen von ihnen ab.

Von seinen Mitarbeitern haben wir schon Wolke (1741 bis 1825), welcher 1781 in Petersburg ein Philanthropin errichtete, Schweighäuser und Joachim Heinrich Campe (1746—1818) genannt. Letzterer, welcher zuerst eine Zeitlang in Dessau wirkte, dann in Trittow eine Erziehungsanstalt begründete und 1787 eine Buchhandlung übernahm, ist als Autor von Jugendschriften (Robinson) und eines Wörterbuchs der deutschen Sprache berühmt. Er übertrieb das Prinzip der Nützlichkeit so sehr, daß er behauptete, das Verdienst dessen, der den Kartoffelbau bei uns eingeführt oder das Spinnrad erfunden, sei größer als das des Dichters der Ilias und Odyssee. Dieselbe nüchterne Verständigkeit tritt in den langweiligen Zwischenreden hervor, die er in seinen Robinson eingeflochten hat.

Ein anderer Lehrer in Dessau, der aber später seine eigenen Wege einschlug, ist der liebenswürdige Christian Gottlieb Salzmann. Zu Sömmerda 1744 als Sohn eines Pfarrers geboren und in Langensalza und Erfurt vor-

gebildet, studierte er in Jena Theologie, zog sich aber von dem wilden Treiben der Studenten in die Einsamkeit zurück und erfuhr, wie er sagt, in dem Hauhthale durch den Zug vom Sichtbaren zum Unsichtbaren seine Wiedergeburt. Kurze Zeit war er in Rohrborn Pfarrer, wo er sich mit der Verbesserung des Ackerbaues beschäftigte, nahm sich aber, als er 1772 nach Erfurt berufen wurde, besonders eifrig der Jugend an. Er erkannte, daß das mannigfache Elend der niederen Volksschichten nur durch Verbreitung von Einsicht und durch bessere Kindererziehung bekämpft werden könnte. Im Jahre 1780 gab er sein berühmtes „Krebsbüchlein“ heraus, als eine Anweisung zur unvernünftigen Erziehung der Kinder. Im Vorwort spricht er von jener unter dem Drucke seufzenden Menschenart, welche so vielfach gemartert und beschimpft werde. Er meint damit die Kinder. „Der Grund von allen Fehlern, Untugenden und Lastern der Kinder ist mehrtheils beim Vater oder der Mutter, oder bei beiden zugleich zu suchen. Es klingt dies hart und ist doch wahr. Die Ursachen liegen erstlich in ihrem Exempel, zweitens im Mangel der Aufsicht, drittens in Fehlern der Erziehung“. Dann entwickelt er die besten Mittel, sich den Kindern verhaßt zu machen, z. B. wenn man ihnen nur Unrecht thut, gegen ihre Liebskungen unempfindlich ist, an ihren Freuden nicht theilnimmt, ihnen jede Ergötzlichkeit versagt und sie verspottet. In ähnlicher Weise giebt Salzmann Winke, wie man den Kindern Haß und Neid, Grausamkeit und Rachgier, Trotz, Eitelkeit u. einsößen könne.

In demselben Jahre schrieb er über die wirksamsten Mittel, den Kindern Religion beizubringen; als solche giebt er Vorbild und Frömmigkeit an. Da er aber das Gedächtniswerk, die Vernünftelei in Religionsachen und die Benutzung der Bibel durch die Kinder verwarf, so wurde er von seinen Amtsbrüdern heftig angegriffen. Gern folgte er daher einem Rufe nach Dessau, wo er durch seine persönliche Liebenswürdigkeit, Treue und Kinderliebe reiche Erfolge hatte. Da ihm aber durch die Uneinigkeit in der Leitung der Aufent-

halt verleidet wurde, gründete er selbst 1784 mit Unterstützung des Herzogs Ernst II. von Gotha ein Philanthropin in Schnepfenthal. Sein erster Zögling, den ihm Christoph Fr. GutsMuths (1759—1839), der Begründer des Turnwesens (Gymnastik 1793), zuführte, war der später so berühmte Geograph Karl Ritter. Mit Begeisterung, Energie und warmem Herzen widmete sich Salzmann seinen Zöglingen in der reizend gelegenen Anstalt. Sein Ziel, gesunde, verständige, gute, frohe und glückliche Menschen zu bilden, strebte er durch Einfachheit der Kost, Kleidung und Lebensweise, Gymnastik und Wanderungen, sowie durch Handarbeiten an. Aller Unterricht ging von der Anschauung aus, nichts wurde gelernt, was nicht vorher erklärt war; Strafen waren verpönt. Wie er selbst vom Sichtbaren zum Unsichtbaren gekommen war (s. o. S. 187), so führte er seine Schüler durch die Schöpfung zu Gott. Dabei zog er selbst-erfundene Erzählungen den biblischen vor. Zur Weckung einer sittlichen Gesinnung dienten Morgenandachten, Ordensfeste, wobei ein Kreuz mit Ddh (denken, dulden, handeln) verliehen wurde, Wochencensuren, Fleißmarken, Sparbüchsen und dergleichen mehr.

Unter seinen zahlreichen pädagogischen Schriften sind „Konrad Kießer“ 1796 und „das Ameisenbüchlein“ 1806 rühmend hervorzuheben. — K. Kießer oder „Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder“ schildert, in Anlehnung an Rousseaus „Emile“, wie ein Bauernsohn durch seinen Vater, den der Pfarrer berät, in Verständigkeit, Treue und Gottesfurcht erzogen wird. — Das Ameisenbüchlein oder „Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Erzieher“ wendet sich an Hermann, einen jungen Mann, der sich dem schweren, aber nützlichen, köstlichen und segensreichen Erziehungswerke widmen will. Als „Symbolum“ stellt Salzmann auf: „Von allen Fehlern und Untugenden seiner Zöglinge muß der Erzieher den Grund in sich selbst suchen“. Denn entweder fehlt es ihm an Geschicklichkeit, sie ihnen abzugewöhnen, oder er lehrt sie durch böses Beispiel,

oder er weiß die Kinder nicht zu fesseln, oder er dichtet ihnen Fehler an, oder er weiß sie überhaupt nicht zu behandeln, oder er weiß nicht die Individualität der Schüler zu beachten. Freilich dürfen auch die Eltern die Erzieher nicht allein verantwortlich machen, sondern müssen alles Gesagte auch auf sich beziehen. — Erziehung definiert Salzmann als Entwicklung und Uebung der jugendlichen Kräfte. Wie man jetzt nicht mehr Lauskörbe gebrauche, sondern der Gehkraft der Kinder vertraue, so müsse man es auch im geistigen Leben thun, d. h. den Kindern Gelegenheit und Reiz verschaffen, selbst Uebungen vorzunehmen, und zwar zuerst der Sinnlichkeit, dann im Gedächtnis und in der Einbildungskraft, endlich dem mit Verstande. — Ein Erzieher muß vor allem seine Zöglinge gesund erhalten, d. h. sie abhärten und an einfache Kost gewöhnen, dann die Sinne durch Anschauung, besonders an Tieren üben und entwickeln. Er muß den Kindern keine Vorlesungen halten, sondern sich fortwährend mit ihnen unterreden, in der Freizeit aber ihren Thätigkeitstrieb durch Handarbeit befriedigen. Die Sittlichkeit wird nicht durch Verbote und Gebote erreicht, sondern dadurch, daß man das Kind immer seinen eigenen Willen thun läßt, d. h. dahin zu bringen sucht, daß es das Gute nicht aus Furcht oder Lohnsucht thut, sondern einzig, weil es selbst das Gute will. Dies geschieht durch zweierlei: Erstens, daß man ihm stets die Wahrheit sage, und zweitens, daß man es dahin bringe, die Wahrheit einzusehen. Dazu gehört freilich, daß man die allgemeinen praktischen Wahrheiten recht faßlich und annehmlich mache. — Zur Erziehung der Erzieher wünscht Salzmann eine mit trefflichen Lehrern, Büchern, Sammlungen, mit einem Lesesaal und Schauspielhaus ausgestattete Anstalt. In Ermangelung deren giebt er den Rat: „Erziehe dich selbst!“ und erläutert ihn durch folgende 11 Winke: 1. Sei gesund; 2. Sei immer heiter; 3. Lerne mit Kindern sprechen und umgehen; 4. Lerne dich mit ihnen beschäftigen; 5. Bemühe dich, deutliche Kenntnisse, der Natur und 6. des menschlichen Fleißes zu erwerben;

7. Lerne deine Hände brauchen; 8. Gewöhne dich mit deiner Zeit sparsam umzugehen; 9. Suche mit einer Familie oder Erziehungs-gesellschaft in Verbindung zu kommen, deren Kinder sich durch große Gesundheit auszeichnen; 10. Erwirb dir die Fähigkeit, die Kinder zur innigen Ueberzeugung von ihren Pflichten zu bringen; 11. Handle immer so, wie Du wünschest, daß deine Zöglinge handeln sollen (vergl. W. Ostermann, päd. Lesebuch 201—256). Als Salzmann am 31. Okt. 1811 starb, hinterließ er seine Anstalt in Blüte, und noch heute existiert sie; denn von allen Philanthropen hat er das Ideal der menschenfreundlichen, praktischen und verständigen Erziehung am besonnensten durchgeführt.

Eine Folge der philanthropischen Anregungen war die Gründung zahlreicher Seminare.

In der Schweiz saßte ein Schüler Joh. Geßners, Martin Planta (1727—72), welcher erst Hauslehrer in Deutschland, dann Prediger in London war, 1753 den Plan, die Erziehung des Volkes zu verbessern. In Marichlins, einem Schloß des Landammanns von Salis, errichtete er ein Seminar 1761, wo er ähnlich wie Basedow mehr den Verstand als das Gedächtnis in Anspruch nahm, die Schulzucht in der Weise Trogendorfs durch Schülergerichte übte und die körperliche Erziehung durch Gymnastik, Spiel und Reisen pflegte. — Plantas Nachfolger war leider K. F. Bahrdt (1741—92). In Leipzig orthodoxer Theolog, in Erfurt seit 1769 fanatischer Aufklärer, gab er 1775 in Gießen jenes verwässerte Neue Testament heraus, welches Göze und andere Theologen heftig angriffen, Goethe aber in seiner bekannten Farce verspottete. Nachdem Bahrdt kurze Zeit durch Basedow pädagogisch ausgebildet worden war, d. h. gut gegessen und gut getrunken, L'hombre gespielt und dazu geraucht hatte, übernahm er 1775 das Philanthropin in Marichlins und lehrte Religion, Latinität, Philosophie und Physik. Sofort veranstaltete er eine Paradeprüfung wie Basedow (siehe oben S. 185), kündigte, da ihm eine ruhige Thätigkeit zuwider war, eine noch glän-

zendere Anstalt in Hildesheim an, welches er auch 1777 durch ein großes Volksfest eröffnete. Aber bei seiner eigenen Verfahrenheit und der Mangelhaftigkeit seiner Lehrer (Prof. der Theologie wurde z. B. der fürstl. Büchsenpanner Sigismund) konnte natürlich die pomphaft angekündigte Schule nicht gedeihen. Als Keker angeklagt, entfloh er nach Halle, wo er als Schenkwirt endigte. — So viel Gemeinsames er mit Rousseau und Basedow hat, so eigenartig ist der Ausgangspunkt seiner Pädagogik, nämlich der Egoismus. Durch Betonung der analytischen Methode ist er ein Vorläufer von Jacotot und Hamilton; er war ein eifriger Anhänger der Sokratik. Trotz seiner vielen Charakterschwächen, fand er doch unter seinen Zeitgenossen nicht wenige, welche sein Verdienst um die Pädagogik schätzten.

25. Pestalozzi.

Die mannigfachen Anregungen, welche von Pietisten und Philanthropinisten ausgingen, wirkten nur langsam auf das Volksschulwesen ein. Der bedeutendste Fortschritt war jedenfalls die Errichtung zahlreicher Seminarien, aus denen ein wissenschaftlich und pädagogisch gebildeter Lehrerstand hervorging. Daneben wirkten einzelne Männer still und geräuschlos durch pädagogische Schriften, welche entweder die Verbesserung der Erziehung oder die Volksbildung im Auge hatten. Zu jenen gehören J. G. v. Rochows „Schulbuch“ 1772, Zach. Beckers „Not- und Hilfsbüchlein“ 1788, Resewitz' „Vorschläge, Gedanken und Wünsche zur Verbesserung der öffentlichen Erziehung“ 1777. Zu diesen rechnen wir Chr. Felix Weißes „Kinderfreund“ 1775—84, Campe's „Robinson“ und „Entdeckung von Amerika“ und J. G. Schloßers „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk“. Alle diese Männer und andere, wie J. A. Bengel, J. J. Flattich, Sulzer und May können zu den Vätern des deutschen Volksschulwesens gezählt werden.

Der eigentliche Prophet des modernen Volksschulwesens aber ist Joh. Heinr. Pestalozzi. Am 12. Januar 1746 zu Zürich als Sohn eines Augenarztes geboren, wurde er, da jener schon nach sechs Jahren starb, von seiner guten Mutter und einer frommen Magd, Babeli, erzogen, wobei jedoch sein weiches Gemüt und sein praktischer Sinn mehr als sein Verstand entwickelt wurde. Der wiederholte Besuch bei seinem Großvater, einem Landprediger, erweckte in ihm zuerst das Mitleid mit den armen Kindern. Wegen seiner Schüchternheit und Unbeholfenheit verspotteten ihn seine Schulkameraden und nannten ihn „Heiri Wunderli von Thorliken“. Er war eben ein Weiber- und Mutterkind, das nie hinter dem Ofen hervorkam. Auf dem Gymnasium fand er durch Bodmer und Breitinger, die berühmten Gegner Gottscheds, mancherlei Anregung: „Unabhängigkeit, Selbstständigkeit, Wohlthätigkeit, Aufopferungskraft und Vaterlandsliebe war das Lozungswort unserer öffentlichen Bildung.“ Aber auch hier ward nach den praktischen Bedürfnissen des Lebens nicht gefragt. Seine Absicht, Theologie zu studieren, ward durch die Lektüre von Rousseaus „Emile“ erschüttert. „Mein im höchsten Grad unpraktischer Traumsinn wurde von diesem ebenso im höchsten Grad unpraktischen Traumbuch enthusiastisch ergriffen.“ Mit Lavater, Füßli, Fischer u. a. gehörte er dem Freiheitsbund „Zur Verwe“, welcher Wahrheit und Freiheit schützen wollte, an (vergl. Schmid, Gesch. d. Erz. IV, 2, 514). Neben den Alten und Wolffs Philosophie studierte er Jura, um für die Freiheit und das Recht der Unterdrückten einzutreten. Durch Rousseau kam er 1767 auf die Idee, Landwirt zu werden, begab sich zu Tschiffeli in Kirchberg und erwarb dann das Birrfeld 1768, welches er, nachdem er sich dort ein Haus gebaut hatte, Neuhof nannte. Trotz der Warnung seiner lieben Mutter heiratete er die „schöne und gelehrte Jungfer“ Anna Schultheß, der gegenüber er offen seine Fehler bekannte: „Unvorsichtigkeit, Unbehutsamkeit, Mangel an Geistesgegenwart, Reizbarkeit, Empfindlichkeit und Nach-

lässigkeit in allen Etiquetten.“ Sie aber schätzte die Güte seines Herzens, die Größe seines Geistes und seine tiefe Zärtlichkeit. Aber bei seinem unpraktischen Wesen geriet er bald in Not. Er faßte daher den Plan, eine Armen-erziehungsanstalt mit der Landwirtschaft und Weberei zu verbinden. Er fand an der „Helvetischen Gesellschaft“ Förderung, so daß er 1775 seine Anstalt eröffnen konnte. Er selbst unterrichtete die Kinder mit großer Freude; aber bald mußte er auch dieses Werk aufgeben, und 1780 war er „ganz und völlig arm.“ In dieser schrecklichen Lage erwachte seine Begabung als Schriftsteller. Blind für seine Umgebung, streifte er in Wald und Feld, in Dörfern und Häusern umher. So entstanden seine „Abendstunden eines Einsiedlers“, eine Menge von Aphorismen, gleichsam das Programm seiner späteren Thätigkeit. Zuerst stellt er das Wesen wahrer Menschenbildung fest, nämlich Befriedigung unseres Wesens in seinem Innersten, reine Kraft unserer Natur. In dieser allgemeinen Menschenbildung, welche von Berufs- und Standesbildung wohl verschieden ist, hat man die inneren Kräfte der Menschennatur zu reiner Weisheit auszubilden. Der Weg dazu, die natürliche Methode, setzt alle Kräfte in Übung und Gebrauch. Der Gang der natürlichen Ordnung weist uns zuerst auf Anschauungen, nicht auf Worte und Meinungen; sie bildet die Geisteskräfte ungezwungen, allseitig, stetig und lückenlos, dadurch kommt der Mensch zur Wahrheit und Weisheit: jenes ist nicht Vielwisserei, sondern gründliche Kenntniß des wahrhaft Nötigen (intellektuelle Bildung), diese ist sittliche Bildung. Das Vaterhaus ist die Grundlage aller reinen Naturbildung, die Schule der Sitten und des Staates; es erzieht vor allem zum Glauben an Gott, es pflanzt Kindersinn und Gehorjam, Einfalt und Unschuld. Das Kindesverhältniß zu Gott ist dann die Grundstimmung in allen anderen Verhältnissen zwischen Fürst und Unterthan, Herr und Knecht. Der Unglaube dagegen führt alle Laster herbei und verdirbt den Nationalgeist. Er schließt seine schwungvollen Sätze mit dem schönen

Traum einer goldenen Zeit (vergl. Schumann, Gesch. d. Päd. 8. Aufl. 340—352).

Im Jahre 1780 wollte Pestalozzi nach Berlin reisen, um die Reformen von Rochow und Bedlitz kennen zu lernen; doch der Plan zerfiel. Er schrieb daher seine köstliche Dorfgeschichte „Lienhard und Gertrud, ein Buch fürs Volk“ 1781. Es entwickelt am Faden einer einfachen Erzählung seine Lieblingsgedanken, wie erst ein Haus, dann eine Gemeinde, zuletzt ein ganzer Staat durch eine tüchtige Mutter wiedergeboren wird. In dem Dorfe Bonnal zerstört der Vogt Hummel aus Eigennutz Glück und Ehre, Gut und Existenz der Dörfler. So auch bei dem herzlich guten Maurer Lienhard. In seinem Wirthshaus verführt er ihn zum Trinken, Spielen und Schuldenmachen. Gertrud, eine fromme und entschlossene Frau, klärt aber den jungen Gutsherrn Arner über Hummels Treiben auf. Bald merkt dieser, daß seine Macht bedroht ist, und als er wegen neuer Schurkenstreiche unschädlich gemacht ist, bemühen sich Arner, der Pfarrer und der Baumwollenmeier, das Volk wirtschaftlich und sittlich zu heben. Der Leutnant Glühlphi will Schulmeister werden, geht bei Gertrud in die Lehre, und bald hebt sich mit der Erziehung der Jugend die Gesinnung und Gesittung des ganzen Dorfes. — Gertruds Methode bestand aber darin, daß sie unter ihren Kindern die Arbeit nach ihren Kräften verteilte, so daß jedes daran Vergnügen fand. Sie sprach ihnen die biblische Geschichte, ohne etwas zu erklären, vor, und sie wiederholten die rührendsten Stellen, bis sie sie auswendig konnten. Die Sprache übte sie nicht als unterrichtende, sondern als besorgende Mutter. Außer den Handarbeiten und Anfängen im Zeichnen und Schreiben konnten die Kinder wenig; aber ihr Augenmaß war genau, ihre Hand fest und ihr Schönheitsgefühl entwickelt. Ihre Arbeit thaten sie aus Liebe zur Mutter und mit dem Bewußtsein, der Not des Hauses zu steuern. Glühlphi erkannte, daß es nicht allein darauf ankomme, daß die Kinder etwas lernen und können, sondern, daß sie das

recht werden, was sie einst sein sollen. Die Denkkraft bildete er mehr durch die Entfaltung der Kräfte als durch Worterklärungen. Dabei benutzte er vorgeschrittene Kinder zur Unterstützung schwächerer; alle gewöhnte er an Anstrengung und Ausdauer. Besonderes Gewicht legte er auf die Anschauung. H. Morf charakterisiert die vier Teile unserer Erzählung treffend so: „Auf das Ordnen und Wirken der Gertrud im häuslichen Kreise gründet Glühlphi seine Schule; mit der Lebensordnung Gertruds und der Lehrweise Glühlphis bringt Pfarrer Ernst die Seelsorge in Einklang, und das Thun dieser drei Personen in Haus, Schule und Kirche weiß Arner mit den höchsten Staatszwecken so in Verbindung zu setzen, daß aus dem Zusammenwirken der vier Anstalten der Menschheit echte Volksbildung und ein veredeltes Volksleben hervorgeht.“ — Das Buch fand ungeheuren Beifall. Als die Königin Luise es 1807 las, wäre sie am liebsten zu dem Verfasser geeilt, um ihm mit Thränen und einem Händedruck zu danken. Dabei konnte Pestalozzi nicht einmal orthographisch richtig schreiben; seine Frau und Iselin mußten es fast Wort für Wort durchkorrigieren. So schreibt er am 9. September 1781: *ds ws ich jez drucken lassen will sind Abendstunden Christophs und der Else in den Sei ds Buch Lienhard und Gertrud lesen.“*

Er spricht hier von dem fünften Teil seiner Vorgeschichte, „Christoph und Else“ (1782), worin er, empört über die mancherlei Mißdeutungen, die jene gefunden, sie eine Bauernfamilie lesen und sich darüber aussprechen läßt. Es sollte der Versuch sein „eines Lehrbuches zum Gebrauche in der allgemeinen Realschule der Menschheit, der Wohnstube“, und er wollte „die Erweiterung der menschlichen Kenntnisse beim Volk durch die Erweiterung der Kenntnis seiner selbst und seiner Verhältnisse solide begründen“. Aber trotz der guten Gesinnung hatte das Buch wenig Erfolg, weil es viel zu lehrhaft und zu wenig volkstümlich war. — Auch sein „Schweizer Blatt“, welches, außer einigen Erzählungen und einem Nachruf an Iselin († 1782 am 15. Juli), Betrachtungen

über das bürgerliche Leben brachte, ging bald wieder ein. Die Preisfrage, wodurch am besten dem Kindsmorde Gehalt gethan werden könnte, veranlaßte ihn zu der Schrift „Ueber Gesetzgebung und Kindermord“. Seine Hoffnung, durch den Illuminatenorden, den er seit 1776 unter dem Namen „Alfred“ angehörte, Einfluß auf diesen oder jenen Fürsten, besonders Joseph II. zu gewinnen, schlug fehl. Aus Volks-, Vaterlands- und Freiheitsliebe schrieb er die „Figuren zu einem A=B=C Buch oder zu den Anfangsgründen meines Denkens“; es sind eine Reihe von Fabeln in Prosa über bürgerliche Tugenden und Laster. Er wendet sich ebenso gegen den Uebermut der Großen, wie gegen die gewalthätige Selbsthilfe des Volkes und empfiehlt als einziges Heilmittel der Zeit die Veredelung des häuslichen Lebens und die Errichtung von Landesschulen, welche „das Beten, das Denken und das Arbeiten mit psychologischer Tiefe und in Uebereinstimmung mit den Bedürfnissen des veredelten Hauswezens zu befördern geeignet seien.“

Am 26. Aug. 1792 wurde er zum französischen Bürger ernannt; Anfang des folgenden Jahres ermahnte er in seinem Aufsatz „Ja und Nein“ die Franzosen zur Achtung vor Recht und Frieden. Seine folgende Schrift „Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts“ 1797 zeugt zwar von des Verfassers Unbehilflichkeit, Gedanken von Rousseau, Kant und Fichte (dieser hatte ihn 1793 besucht) zu verschmelzen, bekundet aber auch seine ideale Gesinnung, Menschenliebe und hohe Meinung von der wahren Sittlichkeit.

Die französische Revolution befreite ihn aus der trübseligen Lage, in der er „unter dem Volke saß wie die Gule unter den Vögeln“. Als sein Freund Le Grand, einer der Direktoren der Schweiz, ihn in den Staatsdienst berief, sprach er seinem Glückphi die Worte nach: „Ich will Schulmeister werden!“ In Stanz, welches durch die Franzosen in Flammen aufging, waren 480 verwaisste Kinder. Pestalozzi, von H. Bischoffe unterstützt, sammelte am 14. Januar

1799 im Ursulinerinnenkloster fünfzig arme Geschöpfe, mit elenden Lumpen bekleidet. Inmitten der unzufriedenen, mißtrauischen, ihn als Ketzer verabscheuenden Bevölkerung das Liebeswerk zu beginnen, war „ein ungeheurer Griff, ein Sehender hätte ihn gewiß nicht gewagt“. Aber hier konnte sich seine ganze, herrliche Menschenliebe beweisen. Er selbst schildert diese Zeit so: „Ich war vom Morgen bis Abend so viel wie allein in ihrer Mitte. Alles, was ihnen an Leib und Seele Gutes geschah, ging aus meiner Hand. Jede Hilfe, jede Handbietung in der Not, jede Lehre, die sie erhielten, ging unmittelbar von mir aus. Meine Hand lag in ihrer Hand, mein Aug' ruhte auf ihrem Aug'! Meine Thränen flossen mit den ihrigen, mein Lächeln begleitete das ihrige. Sie waren außer der Welt, sie waren außer Stanz, sie waren bei mir und ich bei ihnen“. Während des Winters wurden die Kinder durch mannigfache Krankheiten geschwächt, aber im Frühling blühten sie wieder auf. Durch seine Liebe weckte er auch in ihrem Herzen Liebe, so daß sie freudig zustimmten, daß er zwanzig arme Kinder aus Altdorf holte, obgleich ihre eigenen Portionen dadurch geschmälert wurden. Drei Grundsätze befolgte er beim Unterricht, in welchem er alle zugleich beschäftigte: 1. Völlige Stille, 2. Sprechen im Takte, 3. Einhaltung einer bestimmten Körperstellung. Dabei benutzte er die besseren Kinder als Gehilfen. Der Philosoph J. F. Herbart, welcher ihn von Bern aus besuchte, war entzückt über Pestalozzis Methode.

Leider wurde schon 1799 das Kloster, in welchem er wirkte, in ein Militärhospital verwandelt. Nachdem er sich im Berner Oberlande von seinen Strapazen erholt, begab er sich nach Burgdorf, wo er zunächst als Unterlehrer, dann an der Schule der Jungfrau (Lehrgotte) M. Stähli thätig war. Im folgenden Jahre verband er sich mit H. Krüsi, um eine Privatanstalt zu gründen. Von morgens acht bis abends neun Uhr unterzog er sich den „staubigten“ Schulpflichten, um zu lehren und die beste Methode zu er-

sinnen. Er wollte „den menschlichen Unterricht psychologisieren“, und zwar durch möglichst ausgedehnte Anschauung. Natur und Kunst mußte man durch jene miteinander verbinden. So kam er von selbst auf die Forderung des Bacon, Comenius und Salzmann. Dabei unterrichtete er, wie sein berühmter Schüler, Joh. Kamsauer, berichtet, ohne eigentlichen Schulplan, ja ohne Stundenplan. So streng er seinen Gehilfen jede körperliche Züchtigung verbot, so wenig unterließ er sie selbst. In seiner Arbeit wurde er durch Männer wie Buß, Tobler, J. Schmid und J. Niederer unterstützt. Seinen pädagogischen Gedanken in dieser Zeit gab er in dem Buche Ausdruck „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ 1801. Auch hier wieder fordert er, daß alle Bildung von innen herausgehe, lückenlos fortschreite und alle Kräfte des Menschen in Thätigkeit setze. An Zahl, Form und Schall müsse, wie er einseitig betonte, aller Unterricht anknüpfen. Aus dem Schall leitet er Ton-, Wort- und Sprachlehre ab; aus der Form das Messen, Zeichnen und Schreiben; aus der Zahl die Arithmetik. Den Sinnesübungen sollen die Gliederübungen zur Seite treten. Aus beiden entwickelt sich die Tugend, erst der Abhängigkeit, dann der Selbstständigkeit. Um fruchtbar zu erziehen, verlangt er vom Lehrer, daß er seine Anschauungen ordne und vom Einfachen zum Verwickelteren fortschreite. Zweitens bringe er alles Zusammengehörige in den Zusammenhang, in welchem es die Natur zeigt. Drittens solle er die Eindrücke wichtiger Gegenstände durch die Kunst verstärken und verdeutlichen. Viertens: durch reiche Vielseitigkeit den Reiz der Freiheit hervorrufen. — Der Lehrer soll nicht vergessen, daß die Zeit des Lernens bei den Kindern nicht die des Urtheilens ist. Er soll die Individualität des Zöglings berücksichtigen. Der Elementarunterricht hat nicht Kenntnisse und Fertigkeiten anzueignen, sondern die geistigen Kräfte zu entwickeln. Dem Wissen soll sich das Können anschließen. Liebe soll den Verkehr mit dem Zögling auch bei der Disziplin beherrschen. — So hoffte Pestalozzi die Kinder durch Kennt-

nisse zur Weisheit, durch Fertigkeiten zur Tugend und durch Beziehung auf Gott zur Frömmigkeit zu führen.

Als 1801 sein Sohn Jakob starb, half ihm dessen Witwe als „guter Engel“. Im folgenden Jahre ging er als französischer Ehrenbürger und Abgeordneter Zürichs nach Paris, wo er eine Denkschrift über allgemeine Volksbildung an Bonaparte richtete. Doch machte er sich diesem nur verdächtig. „Jeder Pestalozzi ist ein Jesuit“ soll der Konsul geantwortet haben. Nach seiner Rückkehr mußte er das Schloß in Burgdorf räumen, doch wurde ihm Münchenbuchsee überwiesen, wo er mit trefflichen Gehilfen wie Jos. Schmid, J. v. Muralt u. a. erfolgreich arbeitete. Charakteristisch ist die Schilderung, die einer von ihnen macht: „Schmächtiger Gestalt, ohne Halstuch, oft ohne Rock rannte Pestalozzi in der Klasse auf und nieder, das Gesicht häßlich und durch Blatternarben entstellt; nur das Feuer der großen, dunklen, tiefen Augen verriet sein reiches Innenleben“. Viele verstanden ihn nicht; er war ihnen ein Schwärmer, Demokrat oder Ketzer. Dagegen nahm sein Ansehen im Auslande von Jahr zu Jahr zu. So errichtete J. C. Plamann mit königlicher Erlaubnis 1803 eine Anstalt nach Pestalozzischer Methode in Berlin, an welcher Harnisch, Friesen und Jahn wirkten und welcher Fürst Bismarck 1821—27 angehört hat. Dadurch, daß v. Fellenberg Pestalozzi zur Seite gestellt wurde, fühlte sich dieser bald so gedrückt, daß er 1805 nach Yfferten (Yverdon) überiedelte, wo ihm einige friedliche Jahre vergönnt waren. Sein Ansehen als Volksprophet war so groß, daß aus allen Ländern Zöglinge und wißbegierige Besucher kamen, worunter freilich die ruhige Entwicklung der Anstalt litt. Plamann schildert ihn so: „Er ist ganz Naturmensch, von mittlerer Größe und in seiner Kleidung äußerst sorglos und schmutzig. Im Umgange ist er gutmütig, sanft und kindlich-schmeichelhaft“. R. Ritter freute sich, „diesen echten Jünger Jesu gesehen und das Leben der Methode, gegründet auf die reine Natur im Kinde, erquickt durch Liebe und Religion, sich entwickelnd als Wahrheit in

Freiheit, beobachtet zu haben“. Aber die Zwistigkeiten unter den Lehrern, besonders Niederer und Schmid, Pestalozzis Unfähigkeit zu regieren, die steten Geldsorgen ließen ihn öfters fast verzweifeln, so daß er den Tod herbeisehnte. Da starb 1815 seine treue Gattin; er verlor in ihr die beste Freundin, welche ihm nicht nur Mut und Trost zugesprochen, sondern ihm auch moralischen Halt gegeben hatte. Nun brach der Zwist zwischen dem praktischen Schmid, den Zellenberg als einen Heuchler, ja als einen Satan bezeichnet, und dem idealen Niederer in hellen Flammen aus. Da Pestalozzi gegen Schmid's Herrschsucht nicht aufzutreten wagte, so zogen sechzehn Lehrer und Gäste im Jahre 1816 fort, darunter Blochmann, Ramfauer und Krüsi. Pestalozzi litt so furchtbar, daß er den Verstand zu verlieren schien. Im Jahre 1825 hob er seine Anstalt zu Yfferten an und zog sich zu seinem Enkel nach Neuhof zurück. „Wahrlich, es war mir“, schrieb er über diesen Schritt, „als mache ich mit diejem Rücktritt meinem Leben selbst ein Ende.“

In den letzten Jahren schrieb er noch „Meine Lebensschicksale“ und „Schwanengesang“, Schriften, in denen er sich selbst rücksichtslos beurteilt, aber auch den Glauben an das Beständige seiner Gedanken ausspricht. Die Ernennung zum Präsidenten der „Helvetischen Gesellschaft“ machte ihm große Freude, ebenso der ehrenvolle Empfang in C. F. Zellers Erziehungsanstalt zu Beuggen, wo ihn die Kinder mit Goethes Gebet um Frieden begrüßten. Nach kurzer Krankheit starb er am 17. Feb. 1827 sanft zu Brugg und ward in Birr neben der Schule begraben. Seine Grabinschrift lautet treffend:

„Hier ruhet H. Pestalozzi. Retter der Armen auf Neuhof, Prediger des Volks in „Oenhard und Gertrud“, zu Stanz Vater der Waisen, zu Burgdorf und München-Buchsee Gründer der neuen Volksschule, in Yfferten Erzieher der Menschheit, Mensch, Christ, Bürger, alles für andere, für sich nichts. Segen seinem Namen.“

Trotz mancher Mängel — Vernachlässigung der materiellen Bildung, Beschränkung der Unterrichtsfächer, Unterschätzung fremder Leistungen und geringe Lehrbefähigung — hat Pestalozzi durch seine Menschenliebe, Ausdauer und Bescheidenheit, seine glühende Begeisterung und Wahrhaftigkeit die pädagogische Welt dauernd erregt, so daß sich sein Einfluß direkt an Männern wie Fellenberg, Joh. Falk, Zeller, W. v. Türk, J. H. Wichern u. v. a., aber auch indirekt in zahllosen Büchern nachweisen läßt. Als Schriftsteller ist er der Vater der Dorfgeschichte und das Vorbild für B. Nuerbach, J. Rant, Jer. Gotthelf, D. v. Horn u. a. Seine pädagogischen Verdienste sind erstens die Betonung der Mutterliebe und Mutterweisheit; zweitens die Hervorhebung des Anschauungs- und Sprachunterrichts in der Volksschule; drittens die Forderung der Entwicklung aller menschlichen Kräfte; viertens die Begründung der Berufsbildung auf allgemeine Menschenbildung; und vor allem fünftens die Erhebung der Volkserziehung zu einer Nationalsache.

Mit Rousseau hat er die Absicht gemein, durch naturgemäße Erziehung alle Uebelstände abzustellen; aber während jener das Familienleben, die Volksschule und die niederen Stände verachtet, knüpft dieser gerade daran an. Jener schiebt die religiöse Bildung möglichst hinaus, dieser verlangt frühe Pflege derselben. Rousseaus Ideal ist der Hofmeister, Pestalozzis die Mutter. — Von den Philanthropen ist Pestalozzi dadurch getrennt, daß er die formelle Bildung betont, sie die materielle. Jener geht vom Kinde aus, dessen geistiges Leben er von innen heraus entwickeln will, diese von einem Buche. Jener will die Menschheit von unten herauf reformieren, diese wenden sich an die gebildeten Stände; jener grübelt über die beste Methode, diese suchen den Unterricht durch allerlei Kunstgriffe angenehm zu machen. (O. W. Senffarth, Pestalozzi, Leipzig 1872.)

Es verdienen noch kurz einige Pädagogen erwähnt zu werden, welche die Gedanken des Meisters vertraten und begründeten.

Aug. Herm. Niemeyer (1754 — 1828), welcher in Halle wirkte, hat über „Pestalozzi's Grundsätze und Methode“ geschrieben 1810 und „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts“ herausgegeben. Er verwertet darin, neben Pestalozzi, die Anregungen von Francke, v. Rochow, Rousseau und Basedow. Als der Zweck einer vernünftigen Erziehung betrachtet er die Ausbildung des Menschlichen im Menschen (Humanität), d. h. Vernunftfähigkeit und Freiheit. — F. Heinr. Chr. Schwarz (1766 — 1837) schrieb als Kirchenrat zu Heidelberg eine „Erziehungslehre“, worin er mit Pestalozzi die Entwicklung der Kraft betonte und die Gottähnlichkeit als ihr Ziel hinstellte. — Bernh. Gottl. Denzel (1773 — 1838) verfaßte als Prälat zu Eßlingen eine „Erziehungslehre“, worin er Denkfübungen und Anschauungsunterricht empfiehlt. „Erziehen heißt durch planmäßig geordnete Veranstaltung die Kräfte und Anlagen der Menschennatur in ihrer Entfaltung so zu leiten, daß der Zögling dadurch zu seiner vollkommenen Ausbildung gelangt und seine vollkommene Bestimmung als Mensch erreichen kann“. — Joh. Mich. Sailer, welcher 1828 als Bischof zu Regensburg starb und der deutsche „Jénelon“ genannt wurde, schätzte die Erziehung höher als den Unterricht und verlangte von dem, welcher erziehen will, daß er selbst erst erzogen sei. „Der Lehrer muß vor allem Erzieher sein. Werde selbst besser, so wird auch die Jugend besser werden.“ — Auch C. Ch. G. Zerrenner (1780 — 1852) vertrat den Standpunkt, daß man den Zögling stufenmäßig, auf eine seine Gesamtkraft bildende Weise, seiner Bestimmung zuführen müsse. — Joh. Bapt. Grafer (1766 — 1841) wirkte als Schulrat in Bayreuth durch Einführung einer besseren Methode, bekämpfte den Mechanismus, führte de Launays Schreibsystem ein und verbesserte den Taubstummunterricht. Ihm ist das Ziel der Erziehung die Divinität, d. h. das Ebenbild Gottes. — Einen ähnlichen Standpunkt nimmt Wilh. Harnisch ein (1787 — 1864). Als Seminardirektor zu Weissenfels bildete er zahlreiche

Pädagogen, denen er einschärzte, allseitig erziehend zu wirken, d. h. alle Kräfte des Schülers durch anziehenden und gründlichen Unterricht zu entwickeln. — Ein ebenso rastloser Förderer der Volksschule war Gußt. Fried. Dinter (1760 bis 1831), Schul- und Konistorialrat in Königsberg. „Der Zweck der Erziehung ist, dem Menschen zu seiner Bestimmung zu verhelfen durch harmonische Ausbildung aller Kräfte. Der spezielle Zweck des Unterrichts ist Aufklärung. Diese kann nie schädlich sein. Kein Licht ohne Wärme, keine Wärme ohne Licht.“ Durch Einschärfung der Katechese, durch seine Reden an künftige Volksschullehrer und vor allem durch seine viel angefochtene Schullehrerbibel hat er dauernden Einfluß auf die Lehrerwelt geübt. — Adolf Diesterweg (1790 — 1866) entfaltete als Seminardirektor in Mörs und Berlin eine seltene Thätigkeit im Dienste des Schönen, Wahren und Guten. Er errichtete 1833 eine Seminarischeule in Berlin, welche bald als Musteranstalt galt. Trotzdem wurde er durch den Minister Eichhorn 1847 entlassen. Die drei preußischen Schulregulative v. Rammers (1854) bekämpfte er als „unpsychologisch, unmethodisch, unpädagogisch, antipreußisch, undeutsch, unzweckmäßig, unzeitgemäß“. Sein „Wegweiser zur Bildung deutscher Lehrer“ (1835) enthält viele treffliche Winke. Der Lehrer hat vor allem die geistigen Anlagen des Schülers zu prüfen, denn sie sind die Vorbedingung für die Entwicklungsfähigkeit; sie erregen, heißt erziehen. Doch um sie wirklich zu entwickeln, muß der Schüler seine eigene Kraft anstrengen. Eine sprungweise Entwicklung ist undenkbar. Das Ziel derselben ist die harmonische Vollendung aller Anlagen des Körpers sowohl wie des Geistes. Erziehung zur Selbstständigkeit durch Selbstthätigkeit. Einzelne Regeln für den Unterricht sind noch folgende: 1. Unterrichte naturgemäß! 2. Beginne den Unterricht auf dem Standpunkte des Schülers, führe ihn von da aus stetig, ohne Unterbrechung, lückenlos und gründlich fort. 3. Unterrichte anschaulich! 4. Schreite vom Nahen zum Entfernten, vom Einfachen zum Zusammen-

gelehrt. 5. Unterrichte nicht wissenschaftlich, sondern elementar. 6. Verfolge überall den formalen und materialen Zweck zugleich, d. h. erzeuge den Schüler durch denselben Gegenstand möglichst vielseitig, verbinde namentlich das Wissen mit dem Können und übe das Gelernte so lange, bis es dem unteren Gedankenlaufe übergeben ist. 7. Gewöhne den Schüler an das Arbeiten. 8. Berücksichtige seine Individualität! 9. Richte dich bei der Wahl der Lehrform nach der Natur des Gegenstandes. 10. Verbinde sachlich verwandte Gegenstände miteinander. 11. Unterrichte kulturgemäß! 12. Suche den Unterricht interessant zu machen, (vergl. W. Osterman, pädagog. Lesebuch 541—574).

Ein eigentümliches, sehr reichhaltiges Werk unternahm Friedr. Fröbel, der Begründer des „Kindergartens“. Am 21. April 1782 zu Oberweißbach geboren, wuchs er in einem Pfarrhause bei einer schönen Naturumgebung auf. Da er seine Mutter früh verlor, wurde er durch seinen strengen Vater sehr eingeschüchtert. Als Zögling eines Försters in Neuhaus verkehrte er mit der Natur und der Mathematik, begab sich aber plötzlich (1800) ohne die nötige Schulbildung zur Universität Jena, wo er mathematische und naturwissenschaftliche Vorlesungen hörte. Doch da sein Vater 1802 starb, wurde er aus Not Aktuar in Bamberg, dann Sekretär eines Grundbesizers in Mecklenburg und bildete sich auf eigene Hand weiter. Dann ging er nach Frankfurt, wo Gruner, der Leiter der Musterschule, ihm zurief: „Werden Sie Erzieher!“ Er folgte seiner Aufforderung, studierte Pestalozzi's Schriften und lebte 1808 bis 1810 mit zwei Schülern in Zerten. Um seine pädagogische Einsicht zu vertiefen, bezog er aufs neue die Universität zu Göttingen und Berlin, trat 1813 in das Corps der freiwilligen Jäger und wurde nach seiner Rückkehr Gehilfe am mineralogischen Museum zu Berlin. Die Kristallwelt verkündigte ihm das wahre Leben der Menschenwelt, nämlich, daß alle Erziehung genetisch betrieben werden müßte. Leben, Thun, Erkennen müssen im Menschen ein stets gleichzeitiger

Dreiklang sein. Auf diesem Grundgedanken ruht seine „Menschenerziehung“ (1826), deren Motto ist: „Kommt, laßt uns unsern Kindern leben!“ Natur- und Menschenleben ist ihm Gottleben in individueller Gestalt. „Das Nuregen, die Behandlung des Menschen als eines sich bewußt werdenden, denkenden, vernehmenden Wesens, zur unverletzten Darstellung des inneren Geistes, des Göttlichen mit Bewußtsein und Selbstbestimmung und die Vorführung von Mittel und Weg dazu, ist Erziehung des Menschen.“ Ihr Zweck ist Darstellung eines berufstreuen, reinen, unverletzten und darum heiligen Lebens. Das Kind und der Mensch überhaupt soll auf jeder Stufe ganz das zu sein streben, was diese Stufe fordert. Echte Religiosität muß dem Menschen als Säugling kommen. Wo Religion, Arbeitsamkeit und Mäßigung in Eintracht wirken, da ist der irdische Himmel. Das Spiel ist das reinste, geistigste Erzeugniß des Menschen. In ihm steckt das ganze künftige Leben. Spielend wird dem Kinde Einsicht in die Dinge und die Verhältnisse gegeben; das Innerliche muß äußerlich, das Äußerliche innerlich gemacht werden.

Besonders empfiehlt er praktische Arbeiten in bildsamen Stoffen, wie Sand, Lehm, Papier, Pappe; auch das Arbeiten im Garten. Die Angelpunkte des Knabenlebens sind Gemüt, Natur und Sprache. Die Religion kann, nach Fröbel, nicht frühe genug gelehrt werden, aber auch die Natur ist eine Offenbarung Gottes. Der sichere Leiter zur Erkenntnis ihres Zusammenhanges ist die Mathematik. Die Sprache lehrt das Leben als solches und als ein Ganzes kundzuthun.

Die Gedanken dieses Buches setzte Fröbel seit 1817 in Reilhau in die Praxis um, von W. Middendorff und H. Langenthal eifrig unterstützt. Lehrer und Schüler bildeten eine einzige, glückliche Familie. Doch infolge mannigfacher Verdächtigungen ging die Anstalt sehr zurück, so daß Fröbel sich nach Burgdorf wandte, um ein Waisenhaus zu errichten. Außerdem faßte er die Idee des Kinder-

gartens, welcher eigentlich vier Anstalten umfassen soll: 1. eine Musteranstalt für Kinderpflege, 2. ein Seminar für Kinderführer und -führerinnen, 3. eine Anstalt, welche angemessene Spiele zu verallgemeinern sucht, und 4. eine Anstalt, mit welcher alle Gönner und Mitarbeiter durch ein Blatt verbunden sind. Der Kindergarten, der zuerst in Blankenburg (1837) ins Leben trat, soll „Kinder im vorschulfähigen Alter nicht nur in Aufsicht nehmen, sondern auch eine ihrem ganzen Wesen angemessene Bethätigung geben, ihren Körper kräftigen, ihre Sinne üben und den erwachenden Geist beschäftigen und sie sinnig mit der Natur- und Menschenwelt bekannt machen, besonders auch Herz und Gemüt richtig leiten und zum Urgrunde alles Lebens, zur Einigkeit mit sich selbst, hinführen“. Die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sind systematisch geordnete Spiele und Handarbeiten; zu jenen gehört ein Kasten mit 6 verschieden gefärbten Bällen, Kugel, Würfel; zu diesen Stäbchenlegen, Verschränken von Spänen, Papierfalten, Flechten und Ausschneiden, Ausstechen und Malen von Mustern, Erbsenarbeiten und Modellieren in Thon. Der Fehler bei diesen sonst nützlichen Uebungen ist ihr stetes Besprechen und Besingen, wodurch die Kinder altklug werden. — Nachdem Fröbel 1850 nach Marienthal bei Meiningen übergesiedelt war, vermählte er sich zum zweiten Male, doch traf ihn schon im folgenden Jahre ein harter Schlag, v. Raumer verbot die Kindergärten „wegen des engen Zusammenhanges mit den destruktiven Tendenzen auf dem Gebiete der Religion und Politik“. Sein Bemühen, dies ungerechte Verbot rückgängig zu machen, war vergeblich. Er starb am 21. Juni 1852, auf seinem Grabe errichtete man Würfel, Kugel und Walze und grub die Worte ein: „Kommet, laßt uns unsern Kindern leben!“

Mit Pestalozzi teilt Fröbel die Liebe zu den Kindern und die Idee von der Entwicklung der menschlichen Natur; ferner die Vorliebe für die Anschauung; ihm eigentümlich aber ist die Betonung des Spiel- und Schaffenstriebes;

hierin trifft er mit Locke und Rousseau zusammen. Während Pestalozzi die Kinder einzig an die Mutter verweist, J. H. Fichte sie in nationalen Erziehungshäusern vereinigt sehen möchte, läßt sie Fröbel den Eltern, unterstützt diese aber durch die Kindergärten. Zehn Jahre nach Fröbels Tode wurde das Verbot, das eigentlich gegen einen gewissen Karl Fröbel gerichtet war, aufgehoben. Ueberall entstanden Kindergärten, durch begeisterte Anhänger wie R. Schmidt, Pappenheim, Richard Lange, Bertha v. Marenholtz-Bülow, Lina Morgenstern und andere gefördert.

26. Herbart.

Die großen Dichter und Denker unseres Volkes haben sich, theils gelegentlich, theils ausführlich mit der Erziehung beschäftigt. Lessing hat sie in seinem tiefsinnigen Testament „Die Erziehung des Menschengeschlechts“ zum Muster der göttlichen Offenbarung genommen. — Herder, selbst jahrelang Lehrer, flocht in seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte“ viele pädagogische Gedanken ein. Auch als Ephorus des Lehrerseminars und des Gymnasiums zu Weimar wirkte er segensreich. Seine Schulreden sind unter dem Titel „Sophron“ gesammelt. — Goethe hat in seinem „Wilhelm Meister“ die Erziehung des Knaben mit tiefem Verständnis behandelt. — Schiller hat in den „Briefen über die ästhetische Erziehung“ die Bedeutung des Spieles und der Kunst eingeschärft. — Jean Paul schrieb 1807 „Levana oder Erziehungslehre“, worin er sich an die Natur des Menschen hält und mahnt, sie sich entwickeln zu lassen, wodurch dem Kinde Freude und Heiterkeit erhalten werde. Auch er empfiehlt dringend das Spiel. (R. Schmidt IV, 217—1073.)

J. Kant hat zwar keine besondere Pädagogik geschrieben, aber durch sein ganzes streng sittliches System die Erziehung segensreich beeinflusst. Rousseaus „Emil“ und Basjedows „Philanthropin“ interessierten ihn lebhaft. Die Erziehung

soll den Menschen „kultivieren, civilisieren und moralisieren“ durch Wartung, Unterweisung und Zucht. Man muß stets die richtigen Gründe aufstellen und den Kindern begreiflich und annehmlich machen. Neben der afroamatischen Methode empfiehlt sich die katechetische. Zu Rants Schülern gehören Niemeyer, Schwarz, Stephani u. a. — J. H. Fichte, der 1793 Pestalozzi besuchte und 1808 in Berlin „Reden an die deutsche Nation“ hielt, forderte zuerst Nationalerziehung, um dadurch seinem Volke zur Wiedergeburt zu verhelfen. „Das ist das erste Merkmal der neuen Erziehung, daß sie eine sichere und besonnene Kunst ist, einen festen und unfehlbar guten Willen im Menschen zu erzeugen.“ Die Zöglinge müssen von allem Gemeinen abge sondert, eine in der Natur der Dinge gegründete und nach der Vernunft geordnete Gemeinschaft bilden; in ihr haben sie, außer dem Lernen und körperlichen Uebungen, mechanische Arbeiten aller Art zu leisten. Alle Stände ohne Unterschied sollen zum Guten und zur Selbstthätigkeit erzogen werden. Fröbel und Jahn haben diese Gedanken praktisch verwertet. — Schelling hat durch seine „Vorlesung über die Methode des akademischen Studiums“ sich zunächst an die Studierenden gewendet, indem er das regel- und ordnungslose Hin- und Hertasten bekämpfte. Seine Schüler waren Blasche und Grafer. — Hegel definiert die Pädagogik als die Kunst, den Menschen sittlich zu machen, d. h. ihn theoretisch und praktisch zu bilden. Er betont die Wichtigkeit der Familie und des Spieles. Er will dem Kinde früh die Religion mittheilen und empfiehlt als ein wichtiges Bildungsmittel die Griechen und Römer. — Deinhardt, Thaulow und A. Rosenkranz haben in seinem Geiste gewirkt. — Auch J. Schleiermacher hat durch sein geistvolles Büchlein „Monologen“ und durch seine, von Plaz herausgegebenen, Vorlesungen großen Einfluß auf die Pädagogik geübt. Die Erziehung soll den Menschen bilden für die verschiedenen Lebensgemeinschaften, die seiner warten, nämlich Kirche, Staat, Gesellschaft und Wissenschaft, indem sie

die Kraft und Freiheit des Zöglings entwickelt. Um dies zu erreichen, muß der Lehrer, dieser wichtigste Mann im Volke, der entwickeltste und gebildetste sein. Er hat die Individualität des Zöglings zu beachten. Schleiermacher unterscheidet drei Perioden der Erziehung: die der Familie, die unter dem Einfluß der großen Lebensgemeinschaften und die Vorbereitung auf den Beruf. Er ist ein Gegner jeder Einseitigkeit, ein Freund der Realschule. Mit Comenius, Plattich und Pestalozzi betont er die Mutterschule, wobei er die Wichtigkeit deutlichen Sprechens, die Anschauung und Willensbildung hervorhebt. Während er das Haus zum Paradies der Kinder macht, ist ihm die Schule die Stätte strenger Geselligkeit. Der Volksschule steckt er hohe Ziele und beklagt, daß die Gymnasien nur zu oft philologische Spezialschulen sind. Mit Recht schätzt er die Phantasie überaus hoch und damit die ästhetische Bildung. Ueber die Hochschulen hat er in einer besonderen Schrift gehandelt. Baur nennt Schleiermachers Pädagogik „die tiefstinnigste, gründlichste, umsichtigste und besonnenste Darstellung“, die sie gefunden hat. (Schmid IV, 2, S. 636 bis 752; P. Diebow, d. Pädag. Schl.s, Halle 1894.)

Den bedeutendsten Einfluß aber von allen Philosophen hat Herbart auf die Pädagogik gewonnen, weil er ebenso durch Pestalozzi wie durch den Neuhumanismus angeregt worden ist. Am 4. Mai 1776 als Sohn eines Justizrates zu Oldenburg geboren, war Joh. Friedrich Herbart ein schwächliches Kind, so daß er von einem Privatlehrer unterrichtet wurde, welcher ihn früh mit der Philosophie bekannt machte. Da er zu Hause bei seinen Eltern, welche sich schlecht verstanden, wenig Liebe fand, und ihm der Verkehr mit Altersgenossen verjagt blieb, so widmete sich der begabte Knabe eifrig der Musik. Nachdem er das Gymnasium bis 1794 besucht, ging er nach Jena, wo Fichte, mit dem er täglich verkehrte, großen Einfluß auf ihn ausübte. Doch trennte er sich allmählich von dessen Idealismus, wandte sich dem juristischen Studium zu, ging 1797 als Hauslehrer

nach Bern und erfüllte sein Amt mit Eifer und Umsicht. Sein Besuch bei Pestalozzi 1799 machte großen Eindruck auf ihn (s. o. S. 197). Von 1800—1802 weilte er bei seinem Freunde Johannes Smidt in Bremen, wo er seine „Ideen zu einem pädagogischen Lehrplan für höhere Schulen“ schrieb und sich über Pestalozzis Werk aussprach. Nachdem er 1802 in Göttingen promoviert hatte, wobei er die Pädagogik allein auf Erfahrung gründen wollte, hielt er pädagogische und philosophische Vorlesungen. Daneben entfaltete er eine reiche schriftstellerische Thätigkeit. Seit 1809 als Professor in Königsberg, eröffnete er ein pädagogisches Seminar und veröffentlichte noch zahlreiche Schriften, welche seinen Ruf als akademischer Lehrer noch weiter verbreiteten. Daß er bei Hegels Tode nicht nach Berlin berufen wurde, schmerzte ihn sehr; er ging daher 1833 nach Göttingen. Den bekannten Schritt der Göttinger Sieben (1837) mißbilligte er, weil die Universität sich nicht in Politik zu mischen habe. Am 14. August 1841 starb er, bis zuletzt eine lebenswürdige, wenn auch strenge Persönlichkeit. (E. v. Salzwirk, Herbart's Lehrjahre, Bielefeld 1890.)

Herbart's Pädagogik ruht auf seiner Psychologie. Da die Seele, nach seiner Meinung, ein einfaches Wesen ist, dürfen ihr keine Vermögen zugeschrieben werden, vielmehr sind alle Vorgänge in ihr nur Selbsterhaltungen, Hemmungen und Hebungen der Vorstellungen. Selbst Gefühle, Begehrungen, Affekte und Leidenschaften sollen es sein. Daher läuft alles bei ihm darauf hinaus, durch Unterricht gewisse Vorstellungen zu verstärken, in vielseitige Beziehung miteinander zu versetzen und diejenigen Vorstellungsmassen, aus denen das sittliche Fühlen und Wollen hervorgehen kann, zu kräftigen. Aus zwei Werken besonders, der „Allgemeinen Pädagogik“ (1806) und dem „Umriss pädagogischer Vorlesungen“ (1835) sind Herbart's Hauptgedanken zu schöpfen. Der Zweck der Erziehung selbst zerfällt in Regierung, Unterricht und Zucht. Unter der ersten versteht er mehr die propädeutische Einwirkung durch Aufsicht, passende

Beschäftigung, Drohung, Gebot und Verbot und Strafe. Körperliche Züchtigungen müssen so selten sein, daß sie mehr aus der Ferne gefürchtet als wirklich vollzogen werden; auch Hunger und Freiheitsberaubung in mannigfachen Abstufungen haben ihren Wert. — Der Unterricht ist das Wichtigste; hier gilt es, „gleichschwebende Vielseitigkeit des Interesses“ im Zögling zu erwecken; denn „alle müssen Liehaber für alles, jeder muß Virtuose in einem Fache sein“. Nicht Flattersinn und Oberflächlichkeit, sondern Besinnung und Vertiefung soll der Unterricht herbeiführen; beide, Vertiefung und Besinnung, sind ruhend (Klarheit resp. System) und fortschreitend (Assoziation und Methode). Durch den Wechsel beider wird die Vielgeschäftigkeit verhindert. Während sich das Begehren in den vier Stufen: Merken, Erwarten, Fordern und Handeln vollzieht, bleibt das Interesse beim Warten stehen. Der Unterricht hat des Kindes Umgang und Erfahrung fortzusetzen. Das Interesse richtet sich demnach auf die Erkenntnis und auf die Teilnahme; die Erkenntnis wiederum 1. auf das Mannigfaltige (empirisches Interesse), 2. die Gesetzmäßigkeit (spekulatives Interesse), 3. auf die ästhetischen Verhältnisse (ästhetisches Interesse); die Teilnahme geht auf 1. die Menschheit (sympathetisches Interesse), 2. die Gesellschaft (soziales Interesse), 3. das Verhältnis beider zum höchsten Wesen (religiöses Interesse). Diese Einteilung ist natürlich ziemlich willkürlich, denn die Teilnahme für die Menschheit und die Gesellschaft sind kaum zu scheiden. Ueber die Aufmerksamkeit, sowohl die unmittelbare wie die mittelbare, hat Herbart treffende Untersuchungen angestellt. Besonders wichtig erscheint ihm für die unwillkürliche Aufmerksamkeit die Stärke des sinnlichen Eindrucks und Schonung der Empfänglichkeit. Mit Recht sagt er: „Langweilig zu sein, ist die ärgste Sünde des Unterrichts“. Es gilt, die Apperzeption, d. h. die Aneignungsfähigkeit des Zöglings, frisch zu erhalten. Durch Klarheit, Verbindung des Verwandten wird das System vorbereitet und das methodische Durchlaufen der gewonnenen Begriffe ermög-

licht. — Gestützt auf die richtige Beobachtung, daß unsere Affekte und Leidenschaften durch die uns beherrschenden Gedankenkreise gezügelt oder entfesselt werden, führt Herbart die sittliche Zucht auch auf die feste Verknüpfung von Vorstellungen zurück. „Charakterstärke der Sittlichkeit“ kann die Erziehung nur auf Grund des objektiven Charakters entwickeln, welchem das Subjekt entweder zustimmt oder ihn mißbilligt. Vier Faktoren stellen die sittliche Entwicklung dar: Gedächtnis des Willens, Wahl, Grundsatz und Kampf; das sittliche Handeln vollzieht sich auch in vier Momenten: Sittliche Beurteilung, Wärme, Entschließung und Selbstnötigung. Aufgabe des Unterrichts ist es nun, einen Gedankenkreis zu schaffen, welcher die niedern Begehrungen nicht aufkommen läßt; dies geschieht dadurch, daß man den Zögling die ganze Menschheit in ihrer sittlichen Entwicklung schauen läßt, wodurch zugleich sittliches Urteil, religiöses Interesse, ästhetisches Vermögen, Beobachtung und Spekulation geübt werden. Hatte der Unterricht es nur mit der Erkenntnis zu thun, so sucht die Zucht das Gemüt des Zöglings zu bilden. Als Maßregeln empfehlen sich weniger Lohn und Strafe, als das Beispiel und die Persönlichkeit des Lehrers. Die Zucht giebt ihm Halt, Bestimmung, Regel und Unterstützung nach folgendem Schema (Schmid a. a. O. IV, 2, 838):

Stufen

a) der Charakterbildung:

1. Gedächtnis des Willens
2. Wahl
3. Grundsatz
4. Kampf

b) der Sittlichkeit:

1. Sittliche Beurteilung
2. Wärme
3. Entschließung
4. Selbstnötigung

c) der Zucht:

- | | |
|--------------|---------------------|
| 1. Halten | 3. Regeln |
| 2. Bestimmen | 4. Unterstützungen. |

Den Begriff der Zucht faßt Herbart zusammen als „unmittelbare Wirkung auf das Gemüt der Jugend, in der Absicht zu bilden“. Wie beim Unterricht Konzentration die Hauptsache ist, d. h. daß allen Interessen zugleich Nahrung gegeben werde, so soll die Zucht die Einheit und Geschlossenheit des Charakters anstreben. In den „Vorlesungen“ wird darauf hingewiesen, daß die fünf sittlichen Ideen (Freiheit, Vollkommenheit, Wohlwollen, Recht und Billigkeit) Richtpunkte des Charakters werden, und daß die Zucht ihren Abschluß finde in der „logischen Kultur der Maximen“, d. h. in einem sittlichen System. Ueber die einzelnen Unterrichtsfächer und ihre Behandlung giebt er beherzigenswerte Winke. (Wiget, Pestalozzi und Herbart, Dresden 1891.)

Herbarts Bedeutung beruht in der psychologischen Durchdringung der erzieherischen Thätigkeit und in der Betonung der Charakterbildung. Ist auch seine Psychologie unhaltbar, so hat er doch der Pädagogik sehr fruchtbare Anregungen gegeben, um die Volksschule hat er sich nicht gekümmert; den einseitigen Klassizismus der Gymnasien hat er bekämpft, dagegen die Begründung von Bürgerschulen ohne klassische Sprachen warm empfohlen, worin er 1840 in R. Mager einen eifrigen Bundesgenossen fand. — Begeisterte Schüler Herbarts waren F. W. Fricke, H. G. Brzóska, H. B. Stoy (1815—85) und Tuiseon Ziller (1817—1882), welcher die praktischen Ideen auf die acht Jahreskurse der Volksschule übertrug. Im Mittelpunkt des Unterrichts soll ein „Gefinnungsstoff“ stehen, und zwar in den acht Stufen der Reihe nach, Märchen, Robinson, Patriarchengeschichte, die Richter, die jüdischen Könige, das Leben Jesu, Apostelgeschichte und Luthers Katechismus. Von der dritten Stufe an treten dieser Reihe vaterländische Gefinnungsstoffe zur Seite, nämlich thüringische Sagen, Nibelungenlage, Begründer des deutschen Königtums, Reformationsgeschichte, deutsche Befreiungskriege und Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. Hierdurch soll der Schüler vom phantasievollen Hineinleben in die kindliche Welt zur

Einsicht in den Wert der Gesellschaft angeleitet, er soll zur unreflektierten Unterwerfung, zur Bewährung individueller Kraft, zur Anerkennung der ethischen Ordnung, zur Erfassung der höchsten Autorität sowie der Vollkommenheit, des Wohlwollens und der Harmonie geführt werden. — Auf den Gymnasien sollen nach Ziller von der dritten Stufe an klassische Stoffe eintreten, z. B. Odyssee, Herodot, Anabasis, Livius u. s. w. — Auch Ludw. Strümpell, Theod. Waiz, D. Willmann und D. Frick verdienen als Herbarts eifrige Schüler Erwähnung. (Sallwürk, Herbart u. s. Jünger, Langensj. 1880.)

Unter den Philosophen hat auch noch Frdr. C. Beneke (1798 — 1854) Einfluß auf die Pädagogik geübt; er teilt sie in Erziehungs- und Unterrichtslehre. Drei Erzieher hat der Mensch: die Natur, sein Schicksal und andere Menschen. Die Erziehung ist die absichtliche Einwirkung von seiten Erwachsener auf die Jugend, um sie auf ihre Stufe zu erheben. Die Seele betrachtet Beneke nicht wie Herbart als etwas Einfaches, sondern als eine Einheit von sinnlichen Urvermögen, die sich nach bestimmten Gesetzen zu psychischen Grundsystemen verbinden. Der Erzieher hat auf Grund der angeborenen Kräftigkeit, Reizempfänglichkeit und Lebendigkeit der Urvermögen die „Spuren“ anzubilden und zu verbinden. Die fünf allgemeinsten Grundformen der psychischen Entwicklung sind: Unlust, klare Wahrnehmung, Lustempfindung, Schmerz und Ueberdruß. Während das Vorstellen durch die bleibenden Reize entsteht, bewirken die entschwindenden Reize das Begehren. — Der Unterricht hat es mit den äußeren Dingen, den Begriffen und dem Inneren zu thun. Er soll zugleich erziehen und im Schüler ein spannendes Selbstgefühl erzeugen, welches zur Selbstthätigkeit führt. Dazu bedarf er großer Mannigfaltigkeit des Inhalts, sowie stete Verknüpfung der Vorstellungen untereinander und mit dem Leben. — Durch Benekes, auf Psychologie und Beobachtung begründete Pädagogik angeregt, wurden besonders J. G. Dreßler und Fr. Dittes.

27. Gegenwärtiger Stand der Schule.

Die reichen Anregungen, welche die Volksschule durch die Pietisten, Philanthropisten und Pestalozzianer erhalten hatte, brachten im neunzehnten Jahrhundert reiche Frucht. Aber die Reaktion strebte aller Orten in Deutschland nach einer Beherrschung der Volksschule durch die Kirche. Die bekannten drei Stiehl'schen Regulative (1.—3. Oktober 1854) welche den Seminar-, Präparanden- und Elementar-schulunterricht regelten, beschränkten die Lehrziele der Volksschule und das Bildungsmaß der Lehrer, und protestantische Theologen, wie Chr. Palmer, L. Baur und G. v. Zetzsch-witz, wie auch katholische, M. Durjch, A. Barthel und A. Stolz, haben den konfessionellen Geist energisch vertreten. Bezeichnend für die Stiehl'schen Regulative ist, daß die „sogenannte klassische Litteratur“ von der Privatlektüre der Seminariisten ausgeschlossen war. Es wurde daher als ein bedeutender Fortschritt begrüßt, daß sie von dem Minister Falk durch die von A. Schneider ausgearbeiteten „Allgemeinen Bestimmungen“ (15. Okt. 1872) aufgehoben wurden, welche der Diesterweg'schen Pädagogik sich wieder näherten und den Lehrerstand zu größerer Regsamkeit und Berufsfreudigkeit anspornten. Der Minister v. Goßler, der sich besonders für Turn- und Jugendspiele interessierte, erfreute die Lehrer durch sein besonderes Wohlwollen, wie das Pensionsgesetz (1885) beweist. Kaiser Wilhelm II. wies durch Kabinettsordre vom 1. Mai 1889 die Schule auf die nationale Basis hin. Der Entwurf eines Schulgesetzes des Ministers v. Zedlitz, welcher der Kirche wieder große Zugeständnisse machte, rief solche Aufregung hervor, daß er samt seinem Urheber zu Falle kam. — In den andern deutschen Staaten tritt uns im ganzen derselbe Gang der Entwicklung entgegen.

Eine wesentliche Erhöhung erfuhr das Ansehen des höheren Lehrstandes in Preußen 1892, als festgesetzt

wurde, daß alle seine Mitglieder als „Oberlehrer“ angestellt, 1 Drittel davon den Titel Professor erhalten und die Hälfte der letzteren den Rang der Räte IV. Klasse haben sollten. Allen wurde eine nach ihrem Dienstalter aufsteigende Gehaltskala zugebilligt. Letztere auch den Volksschullehrern und Lehrerinnen.

Die Gymnasien hatten durch die Pietisten den Anstoß zu größerer Berücksichtigung des Realismus empfangen. Das Pädagogium zu Halle (1695) wurde mit einem botanischen Garten, Naturalienkabinett, physikalischen und chemischen Laboratorium ausgestattet. Ziemler kündigte eine mechanische und ökonomische Realschule an, und Wasedow wollte seine Schüler zu Menschen machen „nach den gegenwärtigen Bedürfnissen“. — Im Gegensatz dazu erhob sich der Neuhumanismus durch J. M. Gesner († 1761) und Chr. Gottl. Heyne (1729—1812). Auch J. A. Wolf, G. Hermann, M. Böckh u. a. empfahlen die alten Klassiker, welche nicht nur grammatisch, sondern auch sachlich angeeignet werden sollten, als den besten Unterrichtsstoff. — Daneben entwickelte sich die durch Necker 1747 begründete ökonomisch-mathematische Realschule, welche nicht nur technische, sondern wie das Gymnasium eine allgemein geistige Bildung des Menschen erstrebte. — Nachdem der Minister v. Schuckmann 1812 für alle Gelehrtenschulen (Lateinschule, Lyceum, Pädagogium u. dergl.) den Namen Gymnasium eingeführt hatte, wurde 1816 das Klassensystem festgesetzt, 1834 das Abiturientenexamen eingeführt und infolge von Lorinser's berühmter Schrift „Zum Schutze der Gesundheit in den Schulen“ 1837 ein Normalplan erlassen, welcher das 1820 ausgeschlossene Turnen wieder einführte. Dieser wurde 1882 verbessert, indem er die Stunden für Latein, Griechisch, Religion und Schreiben kürzte und die dadurch wöchentlich gewonnenen dreizehn Stunden dem Französischen, der Geschichte und Geographie, dem Rechnen, der Mathematik, der Naturbeschreibung und der Naturlehre zuwies. Der Leiter des Gymnasialwesens in Preußen von

1852—75 war Ludwig Wiese, welcher als sein Ideal ansah „die Verbindung der Wissenschaft mit dem christlichen Glaubensleben“. Er selbst ist in seinen „Lebenserinnerungen“ (1886) von seiner früheren starken Betonung des Christlichen zurückgekommen. — Im Jahre 1890 wurde eine Schulkonferenz auf Anregung des Kaisers nach Berlin berufen, welche sich mit der Vereinfachung des Lehrplans, Verbesserung der Methode, Einschränkung der alten Sprachen zu Gunsten des Deutschen, Wegfall des lateinischen Aufsatzes, Bevorzugung der fremdsprachlichen Lektüre vor der Grammatik und Reform des Geschichtsunterrichts beschäftigte. Auf Grund der Beschlüsse dieser Konferenz erließ der preussische Unterrichtsminister „Neue Lehrpläne und Prüfungsordnungen für höhere Schulen“ (6. Jan. 1892).

Die Realschule wurde durch Spilleke (1822) reorganisiert und fand nach der 1832 erlassenen Instruktion „Ueber die an den höheren Bürger- und Realschulen anzuordnenden Entlassungsprüfungen“ immer weitere Verbreitung. Im Jahre 1859 erhielt sie einen Normalplan und eine Prüfungsordnung. Demnach giebt es Realschulen erster Ordnung oder Realgymnasien mit neunjährigem Kursus, welche durch alle Klassen Latein, von IV. ab Französisch, von III. Englisch, von II b. Physik und II a. Chemie treiben. Ihr Abgangszeugnis berechtigt zum Studium der neuern Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften (seit 1870), ferner zum Besuch der Technischen Hochschule, Bergakademie, Polytechnischen Schulen und der Forstlehranstalt. Realschulen ohne Latein mit neunjährigem Kursus heißen in Preußen Oberrealschulen und ermöglichen seit 1891 ihren Abiturienten dieselben Laufbahnen wie das Realgymnasium, ausgenommen die neueren Sprachen. Höhere Bürgerschulen oder auch Realschulen schlechweg sind Realschulen ohne Latein mit sechsjährigem Kursus. Seit 1892 wird das Zeugnis für den einjährigen Militärdienst auf Gymnasien und Realanstalten durch eine besondere Prüfung erworben. In Deutschland gab es 1895 neben

434 Gymnasien und 58 Progymnasien: 130 Realgymnasien, 23 Oberrealschulen, 109 Realprogymnasien, 74 Realschulen und 97 höhere Bürgerschulen.

Seit 1886 erstrebt ein in Hannover begründeter Verein die Verschmelzung des Gymnasiums und Realgymnasiums zur „Einheitsschule“.

Die Mädchenschule, als deren eigentlichen Begründer wir früher Bughenhagen kennen gelernt haben, wurde nach den Wirren des Dreißigjährigen Krieges erst durch Francke (1698) aufs neue ins Leben gerufen. Aber im achtzehnten Jahrhundert entstanden fast nur Privatschulen; erst am Anfange des neunzehnten auch öffentliche, und zwar niedere und höhere. Jene stimmen mit der Volksschule überein; diese, zum Unterschiede meist Töchterchule genannt, hat einen neunjährigen Kursus mit drei Stufen. In neuester Zeit haben die Frauenrechtlerinnen auch das Mädchen-gymnasium gefordert und in Stuttgart, Berlin und Breslau Gymnasialkurse für Frauen eingerichtet. Die Zulassung der Frauen zum medizinischen Studium hat Preußen 1899 gestattet.

Besondere Aufmerksamkeit schenkt unsere Zeit der Schulhygiene. Die Lage und Einrichtung des Schulhauses, die Größe, Beleuchtung und Lüftung der Klassenzimmer, die Form der Subsellien, die Zahl der Schulstunden und das Maß der häuslichen Arbeit (Ueberbürdungsfrage!), die Anzeigepflicht der Angehörigen bei ansteckenden Krankheiten — alles dies ist in Deutschland durch eingehende Verordnungen geregelt. Hier und da sind auch Schulärzte angestellt. (Culenburt und Wack, Schulgesundheitslehre. 2. Aufl. Berlin 1896.)

Register.

Die Ziffern bedeuten die Seitenzahlen.

- | | | |
|---------------------|----------------|------------------|
| Abälard 108 | Blasche 208 | Comenius 157 |
| Ademar 93 | Blochmann 200 | Cornelia 58 |
| Agricola 117 | Boccaccio 114 | Cramer 8. 30 |
| Akiba 71 | Bodenberg 168 | |
| Albertus M. 138 | Bonifacius 88 | Dante 114 |
| Alfred d. Gr. 100 | Böhm 10 | Dasypedius 141 |
| Alfred 155 | Brenz 131 | Deinhardt 208 |
| Alvarez 145 | Brzostka 213 | Denzel 202 |
| Andreas 156 | Bruns 172 | Diefsterweg 203 |
| Anhalt 8 | Buddha 23 | Dinter 203 |
| Anselm 108 | Budé 117 | Dittes 214 |
| Aristoteles 49 | Bugenhagen 130 | Domshulen 94 |
| Arsenius 43 | Bugzbach 120 | Downham 148 |
| Ascham 149 | | Dreßler 214 |
| Augustinus 78. 80 | Calvin 132 | |
| Aventin 120 | Campanella 155 | Gickhorn 203 |
| | Campe 185 | Giebard 101 |
| Bacon 155. 164. 173 | Canisius 145 | Ginius 60 |
| Bahrdt 190 | Cassian 84 | Crasmus 118 |
| Bartulus 111 | Cassiodor 85 | Ernst d. Gr. 163 |
| Bajadow 181 | Carton 117 | |
| Basilus 83 | Celtis 118 | Fabricius 136 |
| Baur 215 | Chrodegang 87 | Falt 201. 215 |
| Beccadelli 115 | Chrysoloras 78 | Felbiger 170 |
| Becker, J. 191 | Cicero 54. 62 | Fellenberg 199 |
| Benedict von M. 86 | Cinus 111 | Fenelon 180 |
| Benese 204 | Clajus 136 | Fichte 196. 207 |
| Bengel 191 | Clemens 80 | Flattich 191 |
| Bismarck 199 | Collet 117 | Forsier 12 |

- Frande 164
 Frangk 118
 Freyer 168
 Fricke 213
 Friedrich II. 169
 Friesen 190
 Fröbel 204

 Galeazzo 111
 Gaudentinus 84
 Gesner 216
 Gemistos 115
 Herbert 103
 Goethe 207
 Gofler 215
 Gräfe 8
 Grasberger 9
 Grafer 203
 Gregor d. Gr. 89
 — v. Naz. 80
 — d. Wunderthäter 80
 Gregorovius 115
 Groote 120
 Guts-Muths 188
 Gruner 204
 Gutzkow 6

 Hamilton 175
 Harnisch 202
 Hartmann v. Aue 106
 Hartfelder 121
 Hecker 161. 216
 Hegel 30. 208
 Herre 10
 Herbart 197. 207
 Herder 207
 Hermann 142
 Herrat 106
 Herne 218
 Hieronymus 80. 83
 Hieronymianer 120
 Hillel 91
 Homer 35
 Orabanus Maurus 97
 Hretinit 96

 Stuart 121
 Humanisten 114
 Hus 123

 Iacotot 175
 Iahn 199
 Ibsen 87
 Ickesamer 136
 Ickesfch 136
 Jesuiten 148
 Jesus 34
 Zeius Gamla 70
 Zeius Zirach 72
 Illuminaten 196
 Isefin 183. 195
 Ifo 100
 Julian 81
 Jungius 182
 Juvenal 58. 161

 Kant 207
 Karl d. Gr. 93
 Katechumenat 77
 Kindergarten 204
 Kirchner 3
 Kong-tse 16
 Kromarr 153
 Krüsi 197

 Lanfranc 103
 Lange 168
 Langenthal 205
 Lao-tse 16
 Läta 81
 Lateinifchulen 127
 Lammay 202
 Lavater 183
 Leibniz 162
 Leiffing 67. 217
 Libanios 81
 Locke 173
 Lorenzo della Valle 115
 Lovinjer 216
 Lucian 43
 Lunder 117

 Ludwig d. Fr. 92
 Ludwig v. Anhalt 152
 Luther 124

 Mädchenfchule 217
 Maffeo Regio 116
 Mangelsdorff 8
 Manuel Chryfoloras 115
 Marenholtz, v. 207
 Marcianns Capella 85
 Mark Aurel 66
 Marfilio Ficino 115
 Melanchthon 128
 Meng-tse 17
 Micellus 138
 Middelendorpf 205
 Milton 150
 Mohammed 102
 Möngal 100
 Montaigne 147
 Morf 195
 Morgenftern 207
 Morns 111
 Mulcafter 149
 Murralt 199
 Mutianus Rufus 118

 Neander 139. 141
 Niederer 198
 Niemeyer 81. 202

 Oelinger 136
 Ortilius 61
 Orbis pictus 161
 Origenes 78
 Öftermann 10. 204

 Palmer 76. 215
 Pappenheim 207
 Paul, S. 207
 Paulfen 10. 122 u. ö.
 Peftalozzi 191
 Peter Alfonsius 95
 Peter d. Combarde 109

- Petrarca 123
 Pfarrschulen 96
 Philo 73
 Philanthropen 181
 Pico v. Mirandola 115
 Plamann 198
 Planta 190
 Plato 46
 Platter 120
 Plutarch 54
 Protogenes 81
 Pustfuchen 8
 Pythagoras 38

 Quadrivium 85
 Quintilian 65

 Rabelais 147
 Ramfauer 198
 Ramus 148
 Rante 5
 Ratte 151
 Ratpert 100
 Raumer 9, 203, 209
 Realschule 169, 216
 Reformation 123
 Resewitz 208
 Reuchlin 118
 Reyer 163
 Rochow v. 171, 185
 Rosenfranz 208
 Rousseau 176

 Sailer 202
 Sallust 59
 Salzmann 186
 Scheffel 101
 Schelling 208
 Schi-fing 18

 Schiller 207
 Schleiermacher 208
 Schloffer 191
 Schlözer 183
 Schmid 9, 24, 34 u. ö.
 Schmidt 9, 207 u. ö.
 Scholastik 105
 Schorn 10
 Schrieffsholen 127
 Schulz 96
 Schumann 9, 10 u. ö.
 Schummel 185
 Schuppius 155
 Schwarz 8, 202
 Schweighäuser 188
 Seneca 63
 Siao-hio 18
 Sokrates 45
 Solon 40
 Sorbon 111
 Specht 9
 Sprener 164
 Sprüche 73
 Stadtschulen 96, 112
 Steinmetz 168
 Stephani 208
 Stiehl 215
 Stolz 215
 Stow 213
 Strabo 34
 Strabus 99
 Strümpell 214
 Sturm 138
 Symejius 81

 Thaulow 208
 Thomas v. M. 109
 Tiro 59
 Tiocinium 62
 Trivium 85

 Trogendori 138
 Tschu-tje 18
 Türk 201
 Tutilo 101

 Vergerio 118
 Vincenz v. Beauvais 112
 Vittorino da Feltre 115
 Vives 120
 Vogel 9

 Waiz 211
 Walafried Strabus 99
 Weigel 171
 Weiße 191
 Wessel 123
 Wichern 201
 Wickef 123
 Wiese 216
 Willmann 214
 Winneling 118
 Winsbefe 106
 Wohlfahrt 9, 10
 Wolf 142
 Wolke 186
 Wolsen 117
 Wuttke 24

 Xenophon 33

 Zedlitz v. 215
 Zeller 207
 Zerrenner 202
 Zeychwitz 215
 Ziller 201
 Zoroaster 31
 Zischke 196
 Zwingli 131

Druck von G. F. Weber in Leipzig.





Webers Illustrierte Katechismen

Belehrungen aus dem Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe etc.

In Originalleinenbänden.

- Ackerbau, praktischer.** Von Wilhelm Hamn. Dritte Auflage, gänzlich umgearbeitet von M. G. Schmitter. Mit 138 Abbildungen. 1890. 3 Mark.
- Agrikulturchemie.** Von Dr. E. Wildt. Sechste Auflage. Mit 41 Abbildungen. 1884. 3 Mark.
- Alabasterfälgerei** s. Steinhackerkünste.
- Algebra, oder die Grundlehren der allgemeinen Arithmetik.** Vierte Auflage, vollständig neu bearbeitet von Richard Schurig. 1895. 3 Mark.
- Altersversicherung** s. Invaliditätsversicherung.
- Anstandslehre** s. Ton, der gute.
- Appretur** s. Spinnerei.
- Arbeiterversicherung** s. Alters-, Invaliditäts-, Kranken- bez. Unfallversicherung.
- Archäologie.** Uebersicht über die Entwicklung der Kunst bei den Völkern des Altertums von Dr. Ernst Kroker. Mit 3 Tafeln und 127 Abbildungen. 1888. 3 Mark.
- Archivkunde** s. Registratur.
- Arithmetik.** Kurzgefaßtes Lehrbuch der Rechenkunst für Lehrende und Lernende von E. Schid. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet von Max Meyer. 1889. 3 Mark.
- Ästhetik.** Belehrungen über die Wissenschaft vom Schönen und der Kunst von Robert Prösch. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 1889. 3 Mark.
- Astronomie.** Belehrungen über den gestirnten Himmel, die Erde und den Kalender von Dr. Hermann J. Klein. Achte, vielfach verbesserte Auflage. Mit einer Sternkarte und 163 Abbildungen. 1893. 3 Mark.
- Axien** s. Steinhackerkünste.
- Aufsatz, schriftlicher, s. Stilistik.**
- Auswanderung.** Kompaß für Auswanderer nach europäischen Ländern, Asien, Afrika, den deutschen Kolonien, Australien, Süd- und Zentralamerika, Mexiko, den Vereinigten Staaten von Amerika und Kanada. Siebente Auflage. Vollständig neu bearbeitet von Gustav Meinede. Mit 4 Karten und einer Abbildung. 1896. 2 Mark 50 Pf.
- Bankwesen.** Von Dr. E. Gleitzberg. Mit 4 Checkformularen und einer Uebersicht über die deutschen Notenbanken. 1890. 2 Mark.
- Baukonstruktionslehre.** Mit besonderer Berücksichtigung von Reparaturen und Umbauten. Von W. Lange. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 479 Abbildungen und 3 Tafeln. 1898. 4 Mark 50 Pf.
- Bauschlosserei** s. Schlosserei II.
- Baustile, oder Lehre der architektonischen Stilkarten** von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart von Dr. Ed. Freiherrn von Sacken. Dreizehnte Auflage. Mit 103 Abbildungen. 1898. 2 Mark.
- Baustofflehre.** Von Walther Lange. Mit 162 Abbildungen. 1898. 3 Mark 50 Pf.
- Belichtung** s. Helzung.
- Bergbaukunde.** Von G. Köhler. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 224 Abbildungen. 1898. 4 Mark.
- Bergsteigen.** — Katechismus für Bergsteiger, Gebirgstouristen und Alpenreisende von Julius Meurer. Mit 22 Abbildungen. 1892. 3 Mark.
- Bewegungsspiele für die deutsche Jugend.** Von J. C. Lion und J. H. Wörtemann. Mit 29 Abbildungen. 1891. 2 Mark.

- Bibliothekslehre** mit bibliographischen und erläuternden Anmerkungen. Neubearbeitung von Dr. Julius Pechholdts Katechismus der Bibliothekslehre von Dr. Armin Gräfel. Mit 33 Abbildungen und 11 Schrifttafeln. 1890. 4 Mark 50 Pf.
- Bienenkunde und Bienenzucht.** Von G. Kirsten. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage, herausgegeben von J. Kirsten. Mit 51 Abbildungen. 1887. 2 Mark.
- Bierbrauerei.** Hilfsbüchlein für Brauereipraktiker und Studierende von M. Krandaer. Mit 42 Abbildungen. 1898. 4 Mark.
- Bildhauerei** für den kunstliebenden Laien. Von Rudolf Maiton. Mit 63 Abbildungen. 1894. 3 Mark.
- Beimerei** s. Wäscherei u.
- Blumenzucht** s. Ziergärtnerei.
- Börsen- und Bankwesen.** Auf Grund der Bestimmungen des neuen Börsen- und Depotgesetzes bearbeitet von Georg Schweizer. 1897. 2 Mark 50 Pf.
- Boffieren** s. Liebhaberkünste.
- Botanik, allgemeine.** Zweite Auflage. Vollständig neu bearbeitet von Dr. G. Dennert. Mit 260 Abbildungen. 1897. 4 Mark.
- Botanik, landwirtschaftliche.** Von Karl Müller. Zweite Auflage, vollständig umgearbeitet von R. Herrmann. Mit 4 Tafeln und 48 Abbildungen. 1876. 2 Mark.
- Brandmalerei** s. Liebhaberkünste.
- Briefmarkenkunde und Briefmarkensammeln.** Von B. Suppantichitsch. Mit 1 Porträt und 7 Tafelabbildungen. 1895. 3 Mark.
- Bronzemalerei** s. Liebhaberkünste.
- Buchbinderei.** Von Hans Bauer. Mit 97 Abbildungen. 1899. 4 Mark.
- Buchdruckerkunst.** Von A. Waldow. Sechste, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 43 Abbildungen und Tafeln. 1894. 2 Mark 50 Pf.
- Buchführung, kaufmännische.** Von Oskar Klement. Fünfte, durchgesehene Auflage. Mit 7 Abbildungen und 3 Wechselformularen. 1895. 2 Mark 50 Pf.
- Buchführung, landwirtschaftliche.** Von Prof. Dr. R. Birnbauum. 1879. 2 Mark.
- Bürgerliches Gesetzbuch** s. Gesetzbuch.
- Chemie.** Von Prof. Dr. G. Kirzel. Siebente, vermehrte Auflage. Mit 35 Abbildungen. 1894. 4 Mark.
- Chemikalienkunde.** Eine kurze Beschreibung der wichtigsten Chemikalien des Handels. Von Dr. G. Hepppe. 1880. 2 Mark.
- Chronologie.** Mit Beschreibung von 33 Kalendern verschiedener Völker und Zeiten von Dr. Adolf Drechsler. Dritte, verbesserte und sehr vermehrte Auflage. 1881. 1 Mark 50 Pf.
- Citatenlexikon.** Sammlung von Citaten, Sprichwörtern, sprichwörtlichen Redensarten und Sentenzen von Daniel Sanders. Mit dem Bildnis des Verfassers. 1898. Einfach gebunden 6 Mark, in Geschenkheftband 7 Mark.
- Correspondance commerciale** par J. Forest. D'après l'ouvrage de même nom en langue allemande par C. F. Findeisen. 1895. 3 Mark 50 Pf.
- Dampfessel, Dampfmaschinen und andere Wärmemotoren.** Ein Lehr- und Nachschlagebuch für Praktiker, Techniker und Industrielle von Th. Schwarze. Sechste, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 268 Abbildungen und 13 Tafeln. 1897. 4 Mark 50 Pf.
- Darwinismus.** Von Dr. Otto Bacharias. Mit dem Porträt Darwins, 30 Abbildungen und 1 Tafel. 1892. 2 Mark 50 Pf.
- Elstermalerei** s. Liebhaberkünste.
- Differential- und Integralrechnung.** Von Franz Bendt. Mit 39 Figuren. 1896. 3 Mark.
- Dogmatik.** Von Prof. Dr. Georg Runze. 1897. 4 Mark.
- Drainierung und Entwässerung des Bodens.** Von Dr. William Lbbe. Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit 92 Abbildungen. 1881. 2 Mark.
- Dramaturgie.** Von Robert Pröbß. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 1899. 4 Mark.
- Druckkunde.** Von Dr. G. Hepppe. Mit 30 Abbildungen. 1879. 2 Mark 50 Pf.
- Einjährig-Freiwillige.** — Der Weg zum Einjährig-Freiwilligen und zum Offizier des Beurlaubtenstandes in Armee und Marine. Von Oberstleutnant J. D. Moritz Eyner. Zweite Auflage. 1897. 2 Mark.

Eissegeln und Eisspiele f. Wintersport.

Elektrochemie. Von Dr. Walter Lbb. Mit 43 Abbildungen. 1897. 3 Mark.
Elektrotechnik. Ein Lehrbuch für Praktiker, Techniker und Industrielle von Th. Schwarze. Sechste, vollständig umgearbeitete Auflage. Mit 256 Abbildungen. 1896. 4 Mark 50 Pf.

Entwässerung f. Drainierung.

Estil. Von Friedrich Kirchner. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 1898. 3 Mark.

Familienhäuser für Stadt und Land als Fortsetzung von „Villen und kleine Familienhäuser“. Von G. Uter. Mit 110 Abbildungen von Wohngebäuden nebst dazugehörigen Grundrissen und 6 in den Text gedruckten Figuren. 1898. 5 Mark.

— f. auch Villen.

Farbenlehre. Von Ernst Berger. Mit 40 Abbildungen und 8 Farbensafeln. 1898. 4 Mark 50 Pf.

Färberei und Zeugdruck. Von Dr. Hermann Grothe. Zweite, vollständig neu bearbeitete Auflage. Mit 78 Abbildungen. 1885. 2 Mark 50 Pf.

Farbwarenfunde. Von Dr. G. Hepp. 1881. 2 Mark.

Feldmehrkunst. Von Dr. C. Pietzsch. Sechste Auflage. Mit 75 in den Text gedruckten Abbildungen. 1897. 1 Mark 80 Pf.

Feuerlösch- und Feuerwehrwesen von Rudolf Fried. Mit 217 Abbildungen. 1899. 4 Mark 50 Pf.

Feuerwerkerei f. Luftfeuerwerkerei.

Finanzwissenschaft. Von Alois Bischof. Sechste, verbesserte Auflage. 1898. 2 Mark.

Fischzucht, künstliche, und Teichwirtschaft. Wirtschaftslehre der zahmen Fische von E. M. Schroeder. Mit 52 Abbildungen. 1889. 2 Mark 50 Pf.

Flachsbau und Flachsbereitung. Von R. Sonntag. Mit 12 Abbildungen. 1872. 1 Mark 50 Pf.

Flöte und Flötenspiel. Ein Lehrbuch für Flötenbläser von Maximilian Schwedler. Mit 22 Abbildungen und vielen Notenbeispielen. 1897. 2 Mark 50 Pf.

Floribotanik. Von H. Fischbach. Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 79 Abbildungen. 1894. 2 Mark 50 Pf.

Freimaurerei. Von Dr. Willem Smitt. Zweite, verbesserte Auflage. 1899. 2 Mark.

Galvanoplastik und Galvanostegie. Ein Handbuch für das Selbststudium und den Gebrauch in der Werkstatt von G. Seelhorst. Dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage von Dr. G. Langbein. Mit 43 Abbildungen. 1888. 2 Mark.

Gartenbau f. Nutz-, Bier-, Zimmergärtnerei, Rosenzucht und Obstverwertung.

Gebärdensprache f. Mimik.

Gedächtniskunst oder Mnemotechnik. Von Hermann Rothe. Achte, verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet von Dr. G. Pietzsch. 1897. 1 Mark 50 Pf.

Geflügelzucht. Ein Merkbüchlein für Liebhaber, Züchter und Aussteller schönen Rassegelügel von Bruno Dürigen. Mit 40 Abbildungen und 7 Tafeln. 1890. 4 Mark.

Geldschrankbau f. Schlosserei I.

Gemäldekunde. Von Dr. Th. v. Frimmel. Mit 28 Abbildungen. 1894. 3 Mark 50 Pf.

Gemüsebau f. Nutzgärtnerei.

Geographie. Von Karl Arenz. Fünfte Auflage, gänzlich umgearbeitet von Prof. Dr. Fr. Trauttmüller und Dr. L. Hahn. Mit 69 Abbildungen. 1899. 3 Mark 50 Pf.

Geographie, mathematische. Zweite Auflage, umgearbeitet und verbessert von Dr. Hermann J. Klein. Mit 113 Abbildungen. 1894. 2 Mark 50 Pf.

Geologie. Von Dr. Hippolyt Haas. Sechste, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 157 Abbildungen und 1 Tafel. 1898. 3 Mark.

Geometrie, analytische. Von Dr. Max Friedrich. Mit 56 Abbildungen. 1884. 2 Mark 40 Pf.

Geometrie, ebene und räumliche. Von Prof. Dr. R. Ed. Zepische. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 223 Abbildungen und 2 Tabellen. 1892. 3 Mark.

- Gefangskunst.** Von F. Sieber. Fünfte, verbesserte Auflage. Mit vielen Notenbeispielen. 1894. 2 Mark 50 Pf.
- Geschichte, allgemeine, s. Weltgeschichte.**
- Geschichte, deutsche.** Von Wilhelm Kienpfer. 1879. Kartoniert 2 Mark 50 Pf.
- Gesetzbuch, Bürgerliches, nebst Einführungsgezet.** Textausgabe mit Sachregister. 1896. 2 Mark 50 Pf.
- Gesetzgebung des Deutschen Reiches s. Reich, das Deutsche.**
- Gesundheitslehre, naturgemäße, auf physiologischer Grundlage.** Siebzehn Vorträge von Dr. Fr. Scholz. Mit 7 Abbildungen. 1884. 3 Mark 50 Pf.
(Unter gleichem Titel auch Band 20 von Webers Illust. Gesundheitsbüchern.)
- Girowesen.** Von Karl Berger. Mit 21 Formularen. 1881. 2 Mark.
- Glasmalerei s. Porzellanmalerei und Liebhaberkünste.**
- Glasradieren s. Liebhaberkünste.**
- Gobelinmalerei s. Liebhaberkünste.**
- Gravieren s. Liebhaberkünste.**
- Handelsgesetzbuch für das Deutsche Reich nebst Einführungsgezet.** Textausgabe mit Sachregister. 1897. 2 Mark.
- Handelsmarine, deutsche.** Von R. Dittmer. Mit 66 Abbildungen. 1892. 3 Mark 50 Pf.
- Handelsrecht, deutsches, nach dem Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuche von Robert Fischer.** Dritte, umgearbeitete Auflage. 1885. 1 Mark 50 Pf.
- Handelswissenschaft.** Von R. Arenz. Sechste, verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet von Gust. Rothbaum und Ed. Deimel. 1890. 2 Mark.
- Heerwesen, deutsches.** Zweite Auflage, vollständig neu bearbeitet von Moriz Exner. Mit 7 Abbildungen. 1896. 3 Mark.
- Heizung, Beleuchtung und Ventilation.** Von Th. Schwarze. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 209 Abbildungen. 1897. 4 Mark.
- Heraldik.** Grundzüge der Wappenkunde von Dr. Ed. Freth. v. Sacken. Sechste Auflage, neu bearbeitet von Moriz von Welttenhiller. Mit 238 Abbildungen. 1898. 2 Mark.
- Holzmalerei, -schlägerei s. Liebhaberkünste.**
- Hornschlägerei s. Liebhaberkünste.**
- Hufbeslag.** Zum Selbstunterricht für jedermann. Von E. Th. Walther. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 67 Abbildungen. 1889. 1 Mark 50 Pf.
- Hunderassen.** Von Franz Krichler. Mit 42 Abbildungen. 1892. 3 Mark.
- Hüttenkunde, allgemeine.** Von Dr. E. F. Dittre. Mit 209 Abbildungen. 1877. 4 Mark 50 Pf.
- Intarsiaschnitt s. Liebhaberkünste.**
- Integralrechnung s. Differential- und Integralrechnung.**
- Invalidentät- und Altersversicherung.** Von Georg Wengler. 1898. 2 Mark.
- Jagdkunde.** — Katechismus für Jäger und Jagdfreunde von Franz Krichler. Mit 33 Abbildungen. 1891. 2 Mark 50 Pf.
- Kalenderkunde.** Belehrungen über Zeitrechnung, Kalenderwesen und Feste von D. Freth. von Reinsberg-Düringsfeld. Mit 2 Tafeln. 1876. 1 Mark 50 Pf.
- Kellerwirtschaft s. Weinbau.**
- Kerbschnitt s. Liebhaberkünste.**
- Kinderergärmerei, praktische.** Von Fr. Seidel. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 35 Abbildungen. 1887. 1 Mark 50 Pf.
- Kirchengeschichte.** Von Friedr. Kirchner. 1880. 2 Mark 50 Pf.
- Klavierpiel.** Von Fr. Taylor. Deutsche Ausgabe von Math. Stegmayer. Zweite, verbesserte Auflage. Mit vielen Notenbeispielen. 1893. 2 Mark.
- Knabenhandarbeit.** Ein Handbuch des erziehlischen Arbeitsunterrichts von Dr. Woldegar Göke. Mit 69 Abbildungen. 1892. 3 Mark.
- Kompositionslehre.** Von J. C. Lobe. Sechste Auflage. Mit vielen Musikbeispielen. 1895. 2 Mark.
- Korkarbeit s. Liebhaberkünste.**
- Korrespondenz, kaufmännische, in deutscher Sprache.** Von E. F. Finkeszen. Fünfte, vermehrte Auflage, zum dritten Male bearbeitet von Franz Hahn. 1898. 2 Mark 50 Pf.
- in französischer Sprache s. Correspondance commerciale.
- Kostümkunde.** Von Volksg. Quincke. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 459 Kostümfiguren in 152 Abbildungen. 1896. 4 Mark 50 Pf.

- Krankenversicherung.** Von Georg Wengler. 1898. 2 Mark.
- Kriegsmarine, deutsche.** Von R. Dittmer. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Titelbild und 175 Abbildungen. 1899. 4 Mark.
- Kulturgegeschichte.** Von J. J. Honnegger. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 1889. 2 Mark.
- Kunstgeschichte.** Von Bruno Bucher. Fünfte, verbesserte Auflage. Mit 276 Abbildungen. 1899. 4 Mark.
- Lederchnitt f. Liebhaberkünste.**
- Liebhabetkünste.** Von Wanda Friedrich. Mit 250 Abbildungen. 1896. 2 Mark 50 Pf.
- Litteraturgeschichte, allgemeine.** Von Dr. Ad. Stern. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. 1892. 3 Mark.
- Litteraturgeschichte, deutsche.** Von Dr. Paul Möbius. Siebente, verbesserte Auflage von Dr. Gotthold Klee. 1896. 2 Mark.
- Logarithmen.** Von Prof. Max Meyer. Zweite, verbesserte Auflage. Mit 3 Tafeln und 7 in den Text gedruckten Abbildungen. 1898. 2 Mark 50 Pf.
- Logik.** Von Friedr. Kirchner. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 36 Abbildungen. 1890. 2 Mark 50 Pf.
- Luftfeuerwerferei.** Kurzer Lehrgang für die gründliche Ausbildung in allen Theilen der Pyrotechnik von C. A. von Nida. Mit 124 Abbild. 1883. 2 Mark.
- Malererei.** Von Karl Raupp. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 50 Abbildungen und 4 Tafeln. 1898. 3 Mark.
- j. auch Liebhaberkünste, Porzellan- und Glasmaleret.
- Marine j. Handels- bez. Kriegsmarine.**
- Marzscheidekunst.** Von D. Brathuhn. Mit 174 Abbildungen. 1892. 3 Mark.
- Mechanik.** Von Ph. Huber. Sechste Auflage, den Fortschritten der Technik entsprechend neu bearbeitet von Walther Lange. Mit 196 Abbildungen. 1897. 3 Mark 50 Pf.
- Metalläßen, -schlagen, -treiben j. Liebhaberkünste.**
- Meteorologie.** Von Prof. Dr. W. J. van Beber. Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit 63 Abbildungen. 1893. 3 Mark.
- Mikroskopie.** Von Prof. Carl Chun. Mit 97 Abbild. 1885. 2 Mark.
- Milchwirtschaft.** Von Dr. Eugen Werner. Mit 23 Abbild. 1884. 3 Mark.
- Mimik und Gebärdenprache.** Von Karl Straup. Mit 60 Abbildungen. 1892. 3 Mark 50 Pf.
- Mineralogie.** Von Dr. Eugen Guisak. Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 154 Abbildungen. 1896. 2 Mark 50 Pf.
- Münzfunde.** Von H. Dannenberg. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 11 Tafeln Abbildungen. 1899. 4 Mark.
- Musik.** Von J. C. Lobe. Sechszwanzigste Auflage. 1896. 1 Mark 50 Pf.
- Musikgeschichte.** Von R. Muziol. Mit 15 Abbildungen und 34 Notenbeispielen. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 1888. 2 Mark 50 Pf.
- Musikinstrumente.** Von Richard Hofmann. Fünfte, vollständig neu bearbeitete Auflage. Mit 189 Abbildungen. 1890. 4 Mark.
- Musterstich j. Patentwesen.**
- Mythologie.** Von Dr. E. Kroter. Mit 73 Abbildungen. 1891. 4 Mark.
- Naгельarbeit j. Liebhaberkünste.**
- Naturlehre.** Erklärung der wichtigsten physikalischen, meteorologischen und chemischen Erscheinungen des täglichen Lebens von Dr. C. E. Brewer. Vierte, umgearbeitete Auflage. Mit 53 Abbildungen. 1893. 3 Mark.
- Nivellierkunst.** Von Prof. Dr. C. Pietsch. Vierte, umgearbeitete Auflage. Mit 61 Abbildungen. 1895. 2 Mark.
- Nunismatik j. Münzfunde.**
- Nußgärtnerei.** Grundzüge des Gemüße- und Obstbaues von Hermann Jäger. Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage, nach den neuesten Erfahrungen und Fortschritten umgearbeitet von J. Wesselhöft. Mit 63 Abbildungen. 1893. 2 Mark 50 Pf.
- Obstbau j. Nußgärtnerei.**
- Obstverwertung.** Anleitung zur Behandlung und Aufbewahrung des frischen Obstes, zum Dörren, Einkochen und Einmachen, sowie zur Wein-, Likör-, Branntwein- und Essigbereitung aus den verschiedensten Obst- und Beerenarten von Johannes Wesselhöft. Mit 45 Abbildungen. 1897. 3 Mark.
- Orden j. Ritter- und Verdienstorden.**

- Orgel.** Erklärung ihrer Struktur, besonders in Beziehung auf technische Behandlung beim Spiel von E. F. Richter. Werte, verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet von Hans Menzel. Mit 25 Abbildungen. 1896. 3 Mark.
- Ornamentik.** Leitfaden über die Geschichte, Entwicklung und die charakteristischsten Formen der Verzierungsstile aller Zeiten von F. Kank. Fünfte, verbesserte Auflage. Mit 131 Abbildungen. 1896. 2 Mark.
- Pädagogik.** Von Friedrich Kirchner. 1890. 2 Mark.
- Pädagogik, Geschichte der.** Von Friedrich Kirchner. 1899. 3 Mark.
- Paläographie** s. Urkundenlehre.
- Paläontologie** s. Versteinerkunde.
- Patentwesen, Muster- und Warenzeichenschutz** von Otto Sad. Mit 3 Abbildungen. 1897. 2 Mark 50 Pf.
- Perspektive, angewandte.** Nebst Erläuterungen über Schattenkonstruktion und Spiegelbilder von M. Kleiber. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 145 in den Text gedruckten und 7 Tafeln Abbildungen. 1896. 3 Mark.
- Petrefaktenkunde** s. Versteinerkunde.
- Petrographie.** Lehre von der Beschaffenheit, Lagerung und Bildungsweise der Gesteine von Dr. F. Blaaß. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 86 Abbildungen. 1898. 3 Mark.
- Philosophie.** Von F. v. Kirschmann. Werte, durchgesehene Aufl. 1897. 3 Mark.
- Philosophie, Geschichte der,** von Thales bis zur Gegenwart. Von Lic. Dr. Fr. Kirchner. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. 1896. 4 Mark.
- Photographie.** Anleitung zur Erzeugung photographischer Bilder von Dr. F. Schnaß. Fünfte, verbesserte Auflage. Mit 40 Abbildungen. 1895. 2 Mark 50 Pf.
- Phrenologie.** Von Dr. G. Scheve. Achte Auflage. Mit Titelbild und 18 Abbildungen. 1896. 2 Mark.
- Physik.** Von Dr. F. Kollert. Fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 273 Abbildungen. 1895. 4 Mark 50 Pf.
- Poetik, deutsche.** Von Dr. F. Mindwiz. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 1877. 1 Mark 80 Pf.
- Porzellan- und Glasmalerei.** Von Robert Ulls. Mit 77 Abbildungen. 1894. 3 Mark.
- Projektionslehre.** Mit einem Anhang, enthaltend die Elemente der Perspektive. Von Julius Hoch. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 121 Abbildungen. 1898. 2 Mark.
- Psychologie.** Von Fr. Kirchner. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 1896. 3 Mark.
- Punzieren** s. Bleibhaberfilz.
- Pyrotechnik** s. Luftpfeuerwerkerei.
- Radsportsport.** Von Dr. Karl Biesendahl. Mit 1 Titelbild und 104 Abbildungen. 1897. 3 Mark.
- Raumberechnung.** Anleitung zur Größenbestimmung von Flächen und Körpern jeder Art von Dr. C. Pleisch. Werte, verbesserte Auflage. Mit 55 Abbildungen. 1898. 1 Mark 80 Pf.
- Rebenkultur** s. Weinbau.
- Rechenkunst** s. Arithmetik.
- Rechtschreibung, neue deutsche.** Von Dr. G. A. Saalfeld. 1895. 3 Mark 50 Pf.
- Rechenkunst.** Anleitung zum mündlichen Vortrage von Roderich Benedix. Fünfte Auflage. 1896. 1 Mark 50 Pf.
- Registratur- und Archivkunde.** Handbuch für das Registratur- und Archivwesen bei den Reichs-, Staats-, Hof-, Kirchen-, Schul- und Gemeindeföhrden, den Rechtsanwällen etc., sowie bei den Staatsarchiven von Georg Holzinger. Mit Beiträgen von Dr. Friedr. Leisi. 1883. 3 Mark.
- Reich, das Deutsche.** Ein Unterrichtsbuch in den Grundsätzen des deutschen Staatsrechts, der Verfassung und Gesetzgebung des Deutschen Reichs von Dr. Wilh. Zeller. Zweite, vielfach umgearbeitete und erweiterte Auflage. 1880. 3 Mark.
- Reinigung** s. Wäscherei.
- Ritter- und Verdienstorden** aller Kulturstaaten der Welt innerhalb des 19. Jahrhunderts. Auf Grund antiker und anderer zuverlässiger Quellen zusammengestellt von Maximilian Gritzner. Mit 760 Abbildungen. 1893. 9 Mark, in Pergamenteinband 12 Mark.

- Rosenzucht.** Vollständige Anleitung über Zucht, Behandlung und Verwendung der Rosen im Laube und in Töpfen von Hermann Jäger. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet von P. Lambert. Mit 70 Abbildungen. 1893. 2 Mark 50 Pf.
- Ruder- und Segelsport.** Von Otto Gusti. Mit 66 Abbildungen und einer Karte. 1898. 4 Mark.
- Schachspielkunst.** Von R. J. C. Portius. Erste Auflage. 1895. 2 Mark.
- Schlitten-, Schlittschuh- und Schneeschuhsport** s. Wintersport.
- Schlosserei.** Von Julius Hoch. Erster Theil (Beschlüge, Schlosskonstruktionen und Geldschrankbau). Mit 256 Abbildungen. 1899. 6 Mark.
- Zweiter Theil (Hausschlosserei). Mit 288 Abbildungen. 1899. 6 Mark.
- Schnitzerei** s. Liebhaberkünste.
- Schreibunterricht.** Dritte Auflage, neu bearbeitet von Georg Funk. Mit 82 Figuren. 1893. 1 Mark 50 Pf.
- Schwimmkunst.** Von Martin Schwägerl. Zweite Auflage. Mit 111 Abbildungen. 1897. 2 Mark.
- Segelsport** s. Ruder- und Segelsport.
- Sittenlehre** s. Ethik.
- Sozialismus, moderner.** Von Max Haushofer. 1896. 3 Mark.
- Sphyragistik** s. Urkundenlehre.
- Spinnerei, Weberei und Appretur.** Lehre von der mechanischen Verarbeitung der Geplüschfasern. Dritte, bedeutend vermehrte Auflage, bearbeitet von Dr. A. Gauswindt. Mit 196 Abbildungen. 1890. 4 Mark.
- Sprachlehre, deutsche.** Von Dr. Konrad Michelsen. Vierte Auflage, herausgegeben von Friedrich Redderich. 1898. 2 Mark 50 Pf.
- Sprichwörter** s. Citatenlexikon.
- Staatsrecht** s. Reich, das Deutsche.
- Stark.** Mit besonderer Berücksichtigung der zeichnerischen und rechnerischen Methoden von Walther Lange. Mit 284 Abbildungen. 1897. 4 Mark.
- Steinagen, -mosaik** s. Liebhaberkünste.
- Stenographie.** Ein Leitfaden für Lehrer und Lernende der Stenographie im allgemeinen und des Systems von Gabelsberger im besonderen von Prof. H. Krieg. Zweite, vermehrte Auflage. 1888. 2 Mark 50 Pf.
- Stercometrie.** Mit einem Anhang über Kegelschnitte sowie über Maxima und Minima, begonnen von Richard Schurig, vollendet und einheitlich bearbeitet von Ernst Kiedel. Mit 159 Abbildungen. 1898. 3 Mark 50 Pf.
- Stilarten** s. Baustille.
- Stilistik.** Eine Anleitung zur Ausarbeitung schriftlicher Aufsätze von Dr. Konrad Michelsen. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage, herausgegeben von Friedrich Redderich. 1898. 2 Mark 50 Pf.
- Stimme, Gymnastik der,** gestützt auf physiologische Gesetze. Eine Anleitung zum Selbstunterricht in der Übung und dem richtigen Gebrauche der Sprach- und Gesangsorgane. Von Eskar Guttmann. Fünfte, durchgesehene Auflage. Mit 24 Abbildungen. 1890. 5 Mark.
- Tanzkunst.** Ein Leitfaden für Lehrer und Lernende nebst einem Anhang über Choreographie von Bernhard Klemm. Sechste, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 82 Abbildungen. 1894. 2 Mark 50 Pf.
- Technologie, mechanische.** Von A. v. Thering. Mit 163 Abbild. 1888. 4 Mark.
- Leichwirtschaft** s. Fischzucht.
- Telegraphie, elektrische.** Von Prof. Dr. R. Ed. Besziche. Sechste, völlig umgearbeitete Auflage. Mit 315 Abbildungen. 1883. 4 Mark.
- Tierzucht, landwirtschaftliche.** Von Dr. Eugen Werner. Mit 20 Abbildungen. 1880. 2 Mark 50 Pf.
- Ton, der gute, und seine Sitte.** Von Eufemia v. Adlersfeld geb. Gräfin Walleström. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 1895. 2 Mark.
- Trichinenschau.** Von F. W. Küffert. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 52 Abbildungen. 1895. 1 Mark 80 Pf.
- Trigonometrie.** Von Franz Wendt. Zweite, erweiterte Auflage. Mit 42 Figuren. 1894. 1 Mark 80 Pf.
- Turnkunst.** Von Dr. M. Kloss. Sechste, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 100 Abbildungen. 1887. 3 Mark.

- Uhrmacherkunst.** Von J. W. Riffert. Dritte, vollständig neu bearbeitete Auflage. Mit 229 Abbildungen und 7 Tabellen. 1885. 4 Mark.
- Unfallversicherung.** Von Georg Wengler. 1898. 2 Mark.
- Uniformkunde.** Von Richard Knötel. Mit über 1000 Einzelfiguren auf 100 Tafeln, gezeichnet vom Verfasser. 1896. 6 Mark.
- Urkundenlehre.** — Katechismus der Diplomatik, Paläographie, Chronologie und Epigraphik von Dr. Fr. Leisi. Zweite, verbesserte Auflage. Mit 6 Tafeln Abbildungen. 1893. 4 Mark.
- Ventilation i. Heizung.**
- Verfassung des Deutschen Reiches i. Reich, das Deutsche.**
- Versicherungswesen.** Von Oskar Lemcke. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 1888. 2 Mark 40 Pf.
- Verstkunst, deutsche.** Von Dr. Roderich Benediz. Dritte, durchgesehene und verbesserte Auflage. 1894. 1 Mark 50 Pf.
- Versteinerungskunde (Petrefaktenkunde, Paläontologie).** Von Hippolyt Saaß. Mit 178 Abbildungen. 1887. 3 Mark.
- Villen und kleine Familienhäuser.** Von Georg Meier. Mit 112 Abbildungen von Wohngebäuden nebst dazugehörigen Grundrissen und 23 in den Text gedruckten Figuren. Siebente Auflage. 1899. 5 Mark.
(Fortsetzung dazu i. Familienhäuser für Stadt und Land.)
- Völkerkunde.** Von Dr. Heinrich Schurz. Mit 67 Abbild. 1893. 4 Mark.
- Völkerrecht.** Mit Rücksicht auf die Zeit- und Streitfragen des internationalen Rechtes. Von H. Bischof. 1877. 1 Mark 50 Pf.
- Volkswirtschaftslehre.** Von Hugo Schöber. Fünfte, durchgesehene und vermehrte Auflage von Dr. Ed. O. Schulze. 1896. 4 Mark.
- Vortrag, mündlicher, i. Redekunst.**
- Wappenkunde i. Heraldik.**
- Warenkunde.** Von E. Schmid. Sechste Auflage, vollständig neu bearbeitet von Dr. M. Pietich. 1899. 3 Mark 50 Pf.
- Warenschenschutz i. Patentwesen.**
- Wäscherei, Reinigung und Bleicherei.** Von Dr. Herm. Grothe. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. Mit 41 Abbildungen. 1884. 2 Mark.
- Weberei i. Spinnerei.**
- Wechselrecht, allgemeines deutsches.** Mit besonderer Berücksichtigung der Abweichungen und Zusätze der österreichischen und ungarischen Wechselordnung und des eidgenössischen Wechsel- und Chequegesetzes. Von Karl Arenz. Dritte, ganz umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1884. 2 Mark.
- Weinbau, Nebenkultur und Weinbereitung.** Von Fr. Jak. Dochnahl. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einem Anhang: Die Kellereiwirtschaft. Von H. v. Babo. Mit 55 Abbildungen. 1896. 2 Mark 50 Pf.
- Weltgeschichte, allgemeine.** Von Dr. Theodor Plathe. Dritte Auflage. Mit 6 Stammtafeln und einer tabellarischen Uebersicht. 1899. 3 Mark 50 Pf.
- Wintersport.** Von Max Schneider. Mit 140 Abbildungen. 1894. 3 Mark.
- Zeugdruck i. Färberei.**
- Ziergärtnerei.** Belehrung über Anlage, Ausschmückung und Unterhaltung der Gärten, sowie über Blumenzucht von Herm. Jäger. Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 76 Abbildungen. 1889. 2 Mark 50 Pf.
- Zimmergärtnerei.** Nebst einem Anhang über Anlage und Ausschmückung kleiner Gärten an den Wohngebäuden. Von M. Lebl. Mit 56 Abbild. 1890. 2 Mark.
- Zoologie.** Von Dr. C. G. Siebel. Mit 124 Abbildungen. 1879. 2 Mark 50 Pf.

Verzeichnisse mit ausführlicher Inhaltsangabe jedes einzelnen Bandes
nebst Schlagwortregister stehen auf Wunsch kostenfrei zur Verfügung.

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig

Rendulitzerstrasse 1—7.

(Juni 1899.)



370.9 K58G c.1

Kirchner # Geschichte der
Padagogik. --.

OISE



3 0005 02010991 7

370.9

K58G

Kirchner

Geschichte der Pädagogik

370.9

K58G

Kirchner

Geschichte der Pädagogik

Ihre Familien und Lesezirkel, Bibliotheken,
Hotels, Cafés und Restaurationen.

Einladung zum Abonnement auf die

Illustrirte Zeitung

Wöchentliche Nachrichten

über alle

Zustände, Ereignisse und Persön-
lichkeiten der Gegenwart,

über

Tagesgeschichte, öffentliches und gesell-
schaftliches Leben, Wissenschaft und Kunst,
Musik, Theater und Mode.

Jeden Sonnabend eine Nummer von
mindestens 24 Foliosseiten.

Mit jährlich über 1500 Original-Abbildungen.
Probe-Nummern gratis und franco.

Abonnements-Preis vierteljährlich 7 Mark.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und
Postanstalten.

Leipzig,

Expedition der **Illustrirten Zeitung**
J. J. Weber.